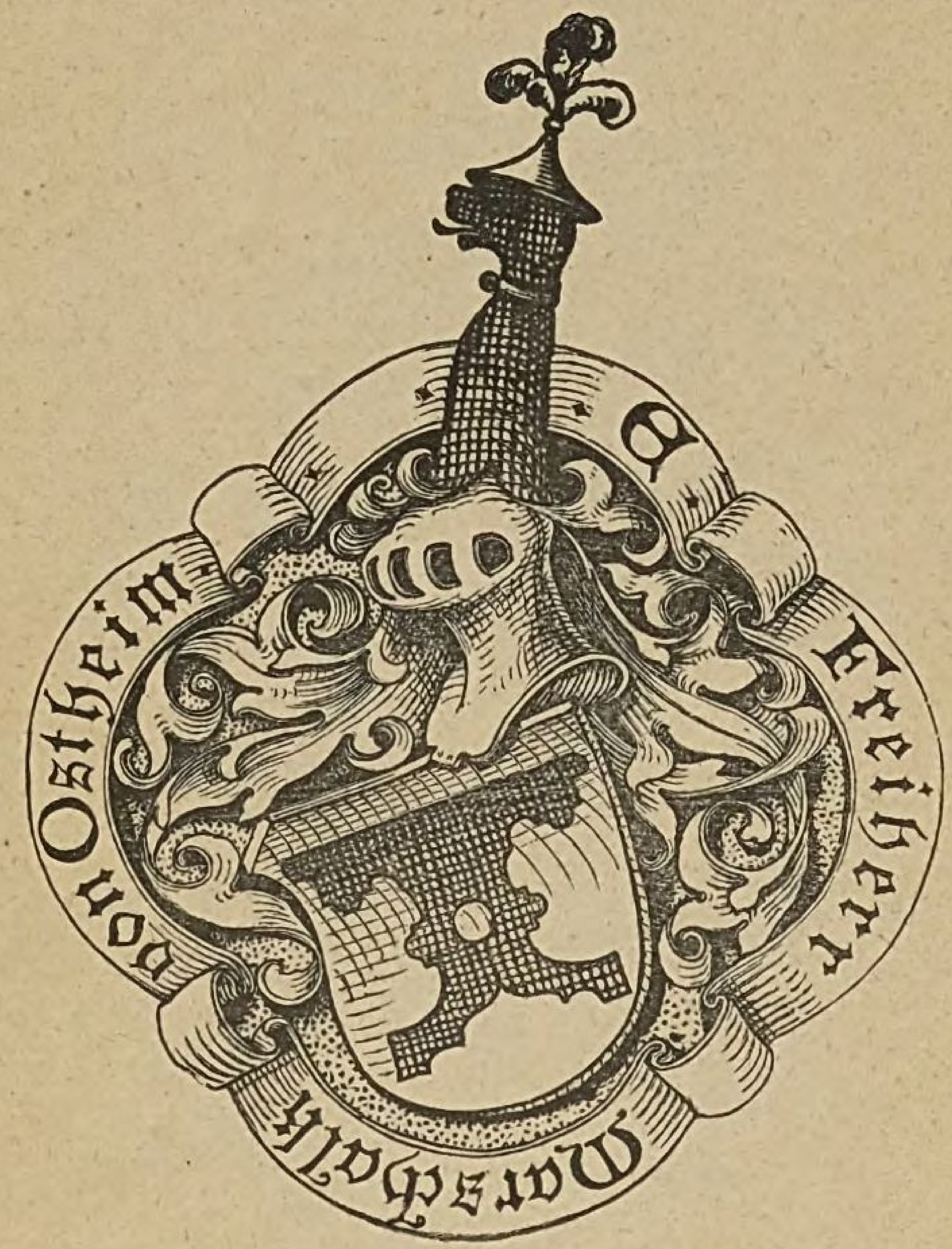

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Die deutsche Literatur

in ihrer

nationalliterarischen und wissenschaftlichen Entwicklung

und in ihrer

Einwirkung auf das geistige Leben der Völker.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Ohne Wissenschaft keine Menschenwürde und keine Bürgertugend.
Kaiser Joseph II.

Den Autoren ist man Alles schuldig.
Friedrich der Große.

Illustrirt mit **zweiundvierzig Portraits**
der
ausgezeichnetsten Dichter und Gelehrten deutscher Nation.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

Vorwort.

An den Berghalden des Schwarzwalds und in den Alpenthälern der Schweiz findet der Wanderer Häuser, oberhalb deren Thüre nach alter Sitte ein frommer Sinnspruch geschrieben steht. In Nachahmung dieses Brauches möchte ich den Eingang meines Um= und Aufrisses der Geschichte unserer Literatur mit einem bedeutsamen Worte zieren und finde kein passenderes als den Ausruf Herder's:

„Erwache, deutsches Publicum, und laß dir dein Palladium nicht rauben! Aus dem trägen Schlummer, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten gibt, aus der untheilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird Nichts und kann Nichts werden. Erwache und zeige, daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne!"

Das gemeinte Palladium ist unser geistiger Nationalreichthum, unsere Literatur, der unermeßlich reiche Schatz von Aufklärung, Humanität und Schönheit, dessen Gold- und Silberstufen aus den innersten Schachten deutschen Geistes und Gemüthes zu Tage gefördert wurden und an dessen Ausprägung und Anhäufung die besten Söhne unseres Volkes gearbeitet haben, der Zauberschatz der Bildung, womit sich unser Land eine freie und große Zukunft erkaufen kann und wird und den daher gewisse Leute gar zu gerne in den Rhein versenken möchten, wo dieser am tiefsten ist, gleich jenem Hort der Nibelungen. Laß dir dein Palladium nicht rauben, deutsches Publicum! Dulde nicht, daß man dich verleiten will, dem Schlechtesten das Privilegium des Besten zu geben, laß dir nicht von Barbaren Barbarisches als Deutsches aufhalsen, wirf den elenden Quark und Plunder, welchen dir die Romantiker von heutzutage als vorgebliche neueste Offenbarungen des deutschen Genius vordemonstriren und vorverseln, mit Verachtung bei Seite und kehre zurück zu unserer Classik, um dir mit der Größe und Klarheit ihrer Gedanken den Geist zu weiten und zu lichten und dein Gemüth an der Schönheit ihrer dichterischen Gebilde zu erquicken.

Die vorliegende Schrift, welcher die Gunst des Verlegers eine reiche artistische Ausstattung zu Theil werden ließ, macht den Versuch, in weiteren Kreisen, als die Literarhistorik gewöhnlich im Auge hat, das Interesse für die Entwicklung und die Errungenschaften unserer geistigen Geschichte neu zu beleben. Sie gibt sich als einen anspruchslosen Beitrag zu der von den Umständen dermalen dringend gebotenen und von vielen wackeren Männern mit Eifer aufgenommenen Arbeit, unserem Volke den Gang seiner Bildung allseitig klar zu machen und ihm dadurch einerseits die ungetrübte Einsicht in seine gegenwärtige Lage zu ermög-

lichen, andererseits ihm seine Pflichten in Beziehung auf die Zukunft zum Bewußtsein zu bringen.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß der politische und sociale Vorschritt, wenn er nicht immer wieder alsbald zum Rückschritt werden soll, nur auf der Basis geistiger und sittlicher Bildung möglich sei, habe ich die Stadien und Formen, welche diese bei uns in nationalliterarischer und wissenschaftlicher Richtung bisher durchlaufen, aufzuzeigen gesucht und die Geschichte des deutschen Geistes von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart herabgeführt. Da ich hiebei auf populäre Wirkung ausging, so mußte der Stoff möglichst zusammengedrängt, der gelehrte Apparat ganz weggelassen werden, und durfte vom spezifisch Literatorischen und Bibliographischen nur das Allernothwendigste Zutritt finden. Ein vollständiges Compendium von Namen und Büchertiteln möge Niemand erwarten, aber auch der, welcher unsere zu ungeheuren Massen angeschwollene Literatur genau kennt, wird zugeben müssen, daß ich kein wesentliches Moment ihres Werdens unberücksichtigt gelassen. Die Form ist bei derartigen Unternehmungen bekanntlich eine Hauptsache. Ob ich die rechte getroffen, muß ich dem Urtheil des Lesers zur Entscheidung anheimstellen.

Ist mir zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung gestattet, so sage ich, daß mir die Beschäftigung mit der vorliegenden Schrift, wie die Ausarbeitung meiner gleichzeitig erscheinenden „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", sehr zum Troste gereichte. Hinweggehoben über den Jammer der momentanen Sachlage, überzeugte ich mich aufs Neue, daß eine Nation, welche eine solche Bildungslaufbahn durchgemacht hat, nicht ohne Zukunft sein könne, daß unser theures Vaterland nicht

zum Verderben, sondern zur Größe bestimmt sei. Mögen, wünsche ich, auch Andere aus meiner Arbeit diese Ueberzeugung und diesen Trost schöpfen. Und so noch einmal: Laß dir dein Palladium nicht rauben oder entweihen, deutsches Publicum!

Sonnenberg im Februar 1853.

J. Scherr.

Die deutsche Literatur.

I.

Althochdeutsche und mittelhochdeutsche Zeit.

1.

Aus den altdeutschen Wäldern herüber klingt eine leise Tradition, daß unsere Vorfahren von Göttern und Heroen gesungen und gesagt. Neben den Gegenständen religiöser Verehrung seien, wird uns berichtet, Helden der mythischen Vorzeit deutscher Nation (Teut und Mannus), wie Helden ihrer geschichtlichen Kämpfe mit den Römern (Hermann und Andere), von unseren Ahnen in Liedern gefeiert worden. Es ist uns keines derselben überliefert und wir können nur vermuthen, daß ihrer Form als charakteristisches Merkmal der uraltgermanische, noch jetzt in sprüchwörtlichen Redensarten lebendige Stabreim eigen gewesen sei. Ihr Gehalt jedoch macht sich noch deutlich hörbar in den lateinisch geschriebenen Chronikbüchern, in welchen um die Mitte des 6. Jahrhunderts Jornandes die Thaten der Gothen und zweihundert Jahre später Paul Warnefrid d. J. die der Longobarden erzählte. Der naiv epische Ton dieser Stammgeschichten zeigt, daß ihre Verfasser dem Klang alter Heldenlieder mit Pietät gelauscht hatten. Nicht unwahrscheinlich ist ferner, daß an der Thiersage vom Wolf Isengrimm und Fuchs Reinhart, welcher ein so spezifisch germanischer Urwaldgeruch anhaftet, wie an der Sage vom Drachentödter Sigfrid, deren mythische Bestandtheile deutlich auf germanisches Heidenthum zurückweisen, vorchristlicher Volkssänger dichterische Thätigkeit sich geübt. Daß es solche Volkssänger („Fahrende") frühzeitig gegeben, dürfen wir bei der entschiedenen Vorliebe unseres Volkes

für poetische Aeußerung unbedenklich annehmen, wie auch feststeht, daß Könige und Helden altdeutscher Sage und Geschichte des heroischen Gesanges kundig waren und den recitativischen Vortrag desselben mit der Harfe begleiteten. Dagegen ist der Schluß, welcher von der Benennung des altdeutschen Schlachtlieds (Barditus) auf das Vorhandensein einer eigenen Dichtergilde, der sogenannten Barden, in Altgermanien, gemacht werden wollte, als eine unstatthafte Voreiligkeit deutschthümelnder Willkür abzuweisen.

Wie aus Vorstehendem erhellt, lassen sich die Spuren der deutschen Poesie bis zum und hinter den Beginn der christlichen Aera zurückverfolgen; eine Literatur aber kann ein Volk erst dann haben, wenn es sich in den Besitz einer Buchstabenschrift gesetzt hat. Es ist bekannt, daß schon im heidnischen Deutschland eine Art solcher vorhanden war: gewisse den Priestern und weissagenden Frauen vertraute Zeichen (Runen), geritzt auf die abgebrochenen Stäbe der Buche, woher auch der Name Buchstaben stammt. Allein ein zum Schriftgebrauch geeignetes Alphabet erhielten die Germanen erst durch den gothischen Bischof Ulfilas oder Wulfila (Wölfle, st. 388), welcher sein Volk mit der berühmten, in bedeutenden Bruchstücken noch jetzt vorhandenen Uebersetzung der Bibel ins Gothische beschenkte. Dieses ehrwürdige Werk ist das älteste deutsche Schriftdenkmal und der Punkt, von welchem unsere Sprachforschung auszugehen hat, deren Bemühungen so viel Licht in das Dunkel germanischer Vorzeit trugen. Wir sagen hier an passendster Stelle gerade noch, daß unsere theure und edle Sprache ein Glied der indogermanischen Sprachenfamilie ist und daß sie sich in die ostdeutsche oder gothische, in die oberdeutsche oder althochdeutsche, in die niederdeutsche und in die altnordische als in ihre vier Hauptmundarten verzweigte. Die gothische Sprache starb mit den Reichen der Gothen in Italien und Spanien dahin, aber sie hat in ihrer nicht unebenbürtigen Spätlingsenkeltochter, unserer jetzigen hochdeutschen Mundart, gleichsam eine Wiedererstehung erlebt. Das althochdeutsche Idiom lief in drei Unterdialekte aus, in den bairischen, fränkischen und alemannischen oder schwäbischen, welcher letztere während der Blüthezeit des Mittelalters die Sprache der deutschen Bildung wurde. Die niederdeutsche Mundart umfaßte auch die altsächsische, angelsächsische und friesische und hatte die plattdeutsche und holländische zu Töchtern. Aus der altnordischen Sprache endlich entsprang die isländische und durch diese die dänische und schwedische.

Die Entwickelung der Culturkeime, welche Wulfila's Bestrebungen unter dem bildungsfähigen Stamm der Gothen ausgestreut, wurde durch den Sturm der Völkerwanderung zurückgedrängt. Welchen unermeßlichen Einfluß diese ungeheure Bewegung auf die Gestaltung des germanischen Lebens überhaupt geübt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Völker von Ost- und Nordeuropa vollbrachten eine Revolution, welche die staatliche und soziale Gestalt unseres Erdtheils total veränderte. Aber indem die Germanen als Sieger auf den Trümmern des römischen Weltreichs standen, kam über sie eine Macht, welcher sie nicht gewachsen waren. Die römische Bildung und Politik, die als erneuerndes Element das Christenthum in sich aufgenommen hatte, wußte den trotzigen Barbaren so zu imponiren, daß sie in Blut, Religion, Sprache und Sitten eine Mischung mit südlichen Elementen sich gefallen ließen, in Folge welcher sie aus Germanen allmälig Romanen wurden. Und auch daheim in Deutschland waren tiefgreifende Veränderungen das Resultat der Völkerwanderung. In dem Wirbel derselben hatten sich viele altgermanische Stämme verloren und waren die Ueberlieferungen der Vorzeit versunken. Selbst der alte Gesammtname Germanen war verschwunden und dafür der der Deutschen aufgekommen, herzuleiten von Thiuda, d. i. Volk, Thiudiska, d. i. Volkssprache, im Gegensatz zum Latein, der Sprache der Gelehrten, und zum Romanischen. Ganz neue Gebietseintheilungen bildeten sich, neue Stämme traten auf die Bühne der Geschichte und der Blick der Sage, welchem die Urzeit in dämmernde Ferne geschwunden, fixirte sich auf den kolossalen Gestalten eines Attila (Etzel) und Theodorich (Dietrich von Bern), ihrer Dienstmannen und ihrer Gegner. Aus diesen und andern gleichzeitigen Persönlichkeiten formirte die Geschäftige jene Sagenkreise, in welchen sich die volksmäßige deutsche Epik fortan bewegen sollte: den niederrheinisch-burgundisch-hunnischen (Sigfrid, Gunther, Gernot, Giselher, Brunhild, Kriemhild, Hagen, Volker, Dankwart, Etzel, Rüdiger, Walther), den ostgothischen (die Amelungen und Wölfingen, Ermanrich, Dietrich, Hildebrand, Ilsan), den friesisch-dänisch-normannischen (Hettel, Gudrun, Horand, Wate, Frute, Ludwig, Hartmuth), den nordischen (Beowulf, Wittich, Wieland) und den lombardischen (Rother, Otnit, Hugdietrich, Wolfdietrich). In diesen Sagenkreisen entfaltete sich ein so reiches Heldenleben, daß es die gesangbegabten deutschen Stämme nothwendig zu erzählenden Liedern anregen mußte. Uns ist auch historisch bezeugt, daß solche erklangen und noch Karl der Große eine Anzahl derselben aus dem Munde des Volkes aufschreiben

ließ. Allein sie sind verloren, und was uns von nationaler Heldendichtung in alter Fassung gerettet wurde, beschränkt sich auf das sehr fragmentarische Lied von dem Zweikampf des alten Hildebrand mit seinem Sohne Hadebrand, auf das in angelsächsischer Sprache gedichtete Lied von Beowulf und auf die lateinische Bearbeitung einiger Episoden der Helden- und Thiersage, unter welchen der Waltharius sehr vortheilhaft sich auszeichnet, weil der Mönch, welcher die schöne Kunde vom aquitanischen Prinzen Walther, der mit seiner Braut Hildegunde von Etzel's Hof entweicht und am Wasichenstein furchtbare Kämpfe mit den Burgundionen zu bestehen hat, in lateinische Hexameter brachte (Ekkehard d. ä. st. 973), Takt genug besaß, die Reinheit und Frische der Sage nicht durch christelnd-romantische Zuthaten zu trüben. So veranschaulicht uns dieses Gedicht, wie das von Hildebrand und von Beowulf, die walddursprüngliche Kraft und Wildheit germanischen Heidenthums. Wer sich in demselben näher umsehen will, muß zu unseren skandinavischen Stammverwandten gehen und die Edda zur Führerin nehmen, jene berühmte Sammlung uralter Götter- und Heldenlieder, welche, wie es heißt, schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf Island gesammelt wurden und zwar durch Sämund Sigfusson. Dieses Buch macht, ergänzt durch die sogenannte jüngere Edda (d. i. Aeltermutter), die Bibel des Germanenthums aus, dessen Weltanschauung sich in der Inseleinsamkeit Islands poetisch ausprägte, während sie in Skandinavien wie in Deutschland der Invasion des Christenthums gänzlich erlag oder wenigstens durch die letztere wesentlich modifizirt wurde. Die ganze Starrheit und Riesenhaftigkeit nordischer Natur spiegelt sich in diesen Gesängen wider und es schallt aus den harten scharfen Lauten derselben das unbändige Getöse jener Berserkerkämpfe, Wikingerfahrten und Trinkgelage, zwischen welchen das Männerleben ältesten Germanenthums verlief. Man muß die Lieder von Helgi, von Sigurd und Wölundr lesen, um zu erfahren, auf was für granitenen Gestalten die germanische Urgeschichte ruht, auf Männern, welche lachend in den Tod gingen, welche das Sterben außerhalb der Schlacht für ein Unglück hielten und von denen einer einem christlichen Bekehrer auf die Frage: An wen glaubst Du? die Antwort gab: Ich glaube an mich! Den sanfteren Gefühlen ist in diesen das nationale Heidenthum in seiner vollen Reinheit und Kühnheit bewahrenden Gesängen nur eine sehr spärliche und schüchterne Aeußerung gestattet: die Liebe erscheint darin nur wie der rasch kommende und wieder schwindende bleiche Wintersonnenstral auf einer Schneelandschaft, aber Zorn und Rache flammen wie

blutrother Nordlichtschein und auch die religiöse Anschauung erreicht den Höhepunkt ihrer Macht und Kraft da, wo sie in die ungeheure Zerstörung der Götterdämmerung ausläuft, von welcher die Wala in der Völuspa singt. (Simrock hat uns 1851 mit der ersten vollständigen Verdeutschung der älteren und der jüngeren Edda beschenkt.)

In Deutschland hat das Heidenthum kein so großartiges geistiges Erbe hinterlassen, wie die Edden sind. Es mußte hier zu rasch der romanisch-christlichen Staatsidee Karl's des Großen weichen. Dieser gewaltige Despot begründete in deutschen Landen das Königthum von Gottes Gnaden und damit eine neue Staats- und Culturperiode. Die fürstliche Centralisation, welche er durchführte, schlug der Gemeinfreiheit tödtliche Wunden und setzte an die Stelle des aristokratisch-republikanischen Staatsprinzips, welches bis dahin bei uns gegolten, das absolutistisch-monarchische, dessen Stütze die christliche Lehre der Unterwerfung und des Gehorsams bildete. Erst nachdem es Karln gelungen war, den Widerstand der Sachsen niederzuschmettern und die Besiegten mit Strömen heidnisch-germanischen Blutes zu taufen, war seine Stellung als die eines Herrschers gesichert, dessen Majestät ein unmittelbarer Ausfluß der göttlichen war. Das nämlich lehrten die Sendboten der Kirche, mit welcher Karl zu gegenseitigem Vortheil ein enges Compromiß eingegangen. Die Folgen desselben für Deutschlands geistiges Leben zeigten sich bald. Die Geistlichen, die Träger der von dem karolingischen Hofe gewollten und gehegten Cultur, verchristlichten und romanisirten unser Volk nach Kräften. Alles Nationale wurde von den Priestern, die ja kein Vaterland haben wollten außer der Kirche, scheel angesehen und vor dem anmaßlichen Lärm, welchen die in den Klosterschulen gelehrten sogenannten sieben freien Künste machten, zogen sich die altgermanischen Götter und Heroen in das Gemüth des Volkes zurück, in ein Asyl, wo ihr Cultus nie ganz erloschen ist. Einstweilen aber verstummte der nationale Heldengesang und eine geistlich-christliche Dichtung versuchte es, die Gestalten desselben durch Personen der christlichen Mythologie zu ersetzen, weil man fühlte, daß man der Phantasie des Volkes durchaus Etwas bieten müsse. Die einsichtigeren Koryphäen der klösterlichen Cultur, wie z. B. ein Hraban Maurus in Fulda, ein Walafrid Strabo in Reichenau, ein Hartmod und Notker in St. Gallen, ein Williram in Ebersberg, waren überhaupt bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Cultur, wenn sie eindringen sollte, dem Volke in seiner eigenen Sprache nahe gebracht werden müßte. Daher die grammatikalische

und übersetzerische Beschäftigung solcher Männer mit der Muttersprache, welche sich auch selbstständig in geistlicher Poesie versuchte. Das weitaus bedeutendste ihrer Producte ist die altsächsische Evangelienharmonie aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, betitelt Heliand (Heiland), in Stabreimen gedichtet (Ausgabe von Schmeller, Neudeutschung von Kannegießer). Von wem, ob von Einem oder Mehreren, ist unbekannt. Aber es ist ein echtes Kind der volksmäßigen Epik, bewunderungswürdig durch die national-germanische Auffassung des jüdisch-christlichen Mythus, durch die durchaus naive Verdeutschung des fremdartigen Stoffes, durch die ruhig epische, von aller mönchischen Gelahrtheit freie Diction. Der Dichter hat die Personen der neutestamentlichen Geschichte so glücklich in seinem sächsischen Heimatlande naturalisirt, daß es eine wahre Freude ist, ihn von Christus als dem „Waltenden unter den Weiganden" erzählen zu hören. In schroffem Gegensatze zu dieser letzten Schöpfung unserer alten Volkspoesie steht die oberdeutsche Evangelienharmonie („Krist", Ausg. v. Graff), welche der weißenburger Mönch Otfrid um 865 vollendete, das älteste Werk deutscher Kunstdichtung und außerdem als althochdeutsche Sprachquelle von äußerster Wichtigkeit. Otfrid ist durch und durch Mönch, der in seinem christlich-gelehrten Bewußtsein mit Verachtung auf den Volksgesang herabsieht, von welchem dann auch freilich kein Ton in seine trockene und farblose, weit mehr didaktische als epische Arbeit eingegangen ist. Auch formal unterscheidet sie sich bedeutsam genug von dem Heliand, denn sie vertauscht den germanischen Stabreim mit dem romanischen Endreim, und so erscheint die Einwirkung der Fremde schon mit dem Beginn unserer kunstmäßigen Dichtung verknüpft. Diese pausirte jedoch, gleich der volksmäßigen, vom 10. Jahrhundert an völlig. Die Zeit war nicht darnach angethan, literarische Bestrebungen zu begünstigen, und als durch die Ottonen eine Periode hellen politischen Glanzes für Deutschland heraufgeführt wurde, verwehrte da, wo nicht gänzliche Entartung der clerikalisch-karolingischen Cultur eingetreten, die Ueberwucherung des Vaterländischen durch die lateinische Bildung das Vorschreiten einheimischer Literatur. Die Bekanntschaft mit dem antiken Schriftenthum wurde von dem sächsischen Kaiserhofe, wo romanische und byzantinische Bildungseinflüsse thätig waren, vielfach gefördert und verführte die Strebsamen zu dem erklärlichen Irrthum, daß es nichts Edleres geben könne, als mit den Dichtern und Historikern der Römer in ihrer eigenen Sprache zu wetteifern. Daher sehen wir bis ins 12. Jahrhundert hinein deutsche Annalisten, deren Arbeiten als Quellen

der Geschichte ihrer Zeit von größter Bedeutung sind, ihre Werke in lateinischer Sprache abfassen: so Witukind von Corvey, Thietmar von Merseburg, Hermann Contractus, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen u. A. Ihre classischen Vorbilder haben sie freilich so wenig erreicht, als die gandersheimer Nonne Hrosuith, in ihren um 980 verfaßten Komödien, die keine sind, das ihrige, den Terenz, erreichte. Dessenungeachtet müssen die Bestrebungen der Genannten und anderer ihrer Zeitgenossen dankbar anerkannt werden, weil sie beweisen, wie frühe die Besseren unter unseren Altvorderen sich bemühten, die aus ihrer Verschüttung durch die Völkerwanderung allmälig wieder aufgegrabenen Schätze der antiken Bildung auch für unser Land nutzbar zu machen.

2.

In den Ueberbleibseln unserer frühesten Volksdichtung erkennen wir die nationalen Aeußerungen eines ungemischten, racenhaften Volkes, das in seiner urzeitlichen Besonderheit von den Ueberlieferungen ältester Sage und Geschichte zehrt. Die literarischen Bestrebungen der karolingischen und ottonischen Periode, wie sie von der Geistlichkeit ausgingen, veranschaulichen das Bemühen, Deutschland in den Kreis christlich-lateinischer Cultur einzuführen. Der folgende Zeitraum, historisch als der hohenstaufische, sprachlich als der mittelhochdeutsche, ästhetisch als der romantische zu bezeichnen, offenbart zuerst die Universalität des deutschen Geisteslebens. Die germanische Besonderheit ist aufgegeben, wir sind eingetreten in den geistigen Wechselverkehr, in welchen die Kreuzzüge die Völker Europa's gesetzt, und die Folgen desselben machen sich alsbald in unserer Literatur bemerkbar. Sie faßt alle die poetischen Fäden, welche durch die damaligen Culturvölker unseres Erdtheils laufen, auf und holt sogar solche noch weiter her, aus dem Orient, um sie in ihre farbenreichen Gewebe zu verschlingen. Erst Uebersetzerin, dann Nachahmerin, schreitet sie zur selbstständigen Meisterschaft vor und schafft, auf ihrem mittelalterlichen Höhepunkte angelangt, Werke, welche die Fremdheit ihrer Stoffe durch die Tiefe und Fülle des deutschen Geistes, der sie beseelt, vergessen machen oder aus rohen Aneignungen von außen her tadellos schöne Kunstwerke gestalten.

Wenn man, wie man ja soll und muß, unter den Kreuzzügen nicht allein die Heerfahrten der Abendländer nach Palästina, sondern vielmehr jenen ganzen langen Kampf versteht, welchen die Welt des Christenthums und die des Islam vom ersten Zusammenstoß der Moslemin und der Christen in Spanien und Frankreich bis zum Fall von Granada mit einander führten, so wird von selbst einleuchten, welche unermeßliche Wirkung die Kreuzzüge auf die Entwickelung der europäischen Nationen übten. Durch sie lernten sich diese zuerst als ein Ganzes fühlen, durch sie wurde die Idee der Christenheit der Kern des ganzen mittelalterlichen Bewußtseins und aus diesem Kern erwuchs die romantische Cultur, die jener Zeit ein so charakteristisches Gepräge verleiht. Die Starrheit des Feudalismus kam in Fluß, die Völker Europa's tauschten ihre Sagen, ihre Sitten, ihre Kriegsweise, ihre Künste und bildeten in den Kämpfen gegen den Mohammedanismus jenes soziale Institut aus, das unter dem Namen Ritterthum eine weltgeschichtliche Rolle spielte und das zunächst in Frankreich und Flandern, in Spanien und Italien, durch die Normannen in England und zuletzt auch in Deutschland in Blüthe kam. Zwar will uns scheinen, unsere Altvorderen hätten sich die Aeußerlichkeiten des romanischen Institutes, die Formen und Formeln, kurz das, was man Courtoisie im weitesten Umfange zu nennen pflegt, nie so geläufig gemacht, wie die Franzosen, aber zweifellos ist, daß den idealen Gehalt des Ritterthums keine Nation so tief in sich aufgenommen hat, wie die deutsche. Die literarischen Emanationen dieser sozialen Gestaltung waren ebenfalls wesentlich durch die Kreuzzüge bedingt. Byzanz öffnete seine Schreine, in welche es die Reliquien hellenischer Poesie gerettet, und machte diese der Andacht der abendländischen Schönheitsgläubigen zugänglich, der Orient that die Pforten seiner Wunderwelt auf und überströmte den Occident mit seiner Märchenfülle. Der Handel erschloß sich neue Bahnen und führte auch nach Deutschland nicht nur Lasten materieller Güter, deren Besitz den Sinn für feineren Lebensgenuß ausbildete, sondern nicht minder poetische Stoffe und Formen, die dem daheim erwachten Kunstbedürfniß entgegenkamen. Die religiöse Begeisterung that das Uebrige. Sie concentrirte sich in dem Mariacultus, dessen Ausstralung der ritterliche Minnedienst war, in den romanischen Ländern vielfach in inhaltslose Subtilität oder grobe Unsittlichkeit auslaufend, in Deutschland, wenigstens in der Poesie, mit einer Innigkeit erfaßt, die der altgermanischen Hochhaltung des Weibes entsprach und durch eine Beimischung gesunder Sinnlichkeit keineswegs beeinträchtigt wurde.

Die Minne, in ihrer Aeußerung als Gottesminne und Frauenminne, war die Seele der romantischen Dichtung, welche als ein Product der Kreuzzüge ganz naturgemäß vorzugsweise von dem Adel gepflegt wurde, der sie ja von seinen kriegerischen Pilgerfahrten mit heimgebracht. Die Lieblingssitze der Aventiure — denn dies ist, glaube ich, der bezeichnendste Name der mittelalterlich-romantischen Muse — waren und blieben die Höfe größerer und kleinerer Dynasten und daher tragen auch ihre Eingebungen im Gegensatze zur Volksdichtung den Namen der höfischen Kunst. Eine besonders freundliche Aufnahme fand diese in den Pfalzen der thüringer Landgrafen, der brandenburger Markgrafen, der Böhmenkönige, der babenbergischen Herzoge in Oestreich und am kaiserlichen Hoflager der Hohenstaufen. Am Throne dieser großen Dynastie, welche die mittelhochdeutsche Mundart ihrer schwäbischen Heimat für drei Jahrhunderte zur Schriftsprache Deutschlands machte, sproßte das fremde Reis der Romantik zu einem Baume auf, dessen Zweige mit prachtvollen Blüthen sich bedeckten. Man muß den Farbenglanz und Duft derselben bewundern, man kann, wie geschehen ist, daraus folgern, unsere Literatur habe schon im Mittelalter einmal eine Periode classischer Vollendung erreicht; aber man soll dabei nicht vergessen, daß die exotischen Früchte der höfischen Kunst nie zur nationalen Kost geworden sind, sondern nur die Tafeln der privilegirten Klassen zierten, man soll nicht außer Acht lassen, wie die fremde Treibhauspflanze nie so tiefe Wurzeln in deutscher Erde schlug, als daß sie hätte vor raschem Welken bewahrt werden können, sobald ihr die Gunst der Umstände, welche ihren Trieb befördert hatten, zu mangeln begann. Hieraus erklärt sich auch, warum die in unserer Zeit eifrigst betriebene Wiederbekanntmachung der Ritterdichtung im Ganzen und Großen so geringe Wirkung gethan hat.

In dem Zeitraum mittelhochdeutscher Literaturblüthe, als dessen Marksteine sich etwa die Jahre 1150 und 1350 angeben lassen, fanden insbesondere Epik, Lyrik und Didaktik hingebende Pflege. Was das Formelle dieser Dichtungsgattungen angeht, so bediente sich die Lyrik mit Vorliebe des dreitheiligen Strophenbaues und die Didaktik kurzer paarweise gereimter Verszeilen mit drei bis vier Hebungen. Das letztere Versmaaß ist auch das des eigentlichen höfischen Epos, wo aber die mittelhochdeutsche Epik mit nationalen Sagenstoffen sich beschäftigt, da hält sie vorwiegend die sogenannte Nibelungenstrophe fest, die altnationale, zum gesangmäßigen Vortrag bestimmte, aus vier Langzeilen mit sechs bis sieben Hebungen bestehende Strophe.

Ihre Stoffe bezog die Ritterromantik fast durchgehends aus Frankreich, wo dieselben, gleichviel welcher Art sie waren, durch die Trouvères bereits eine romantische Gestalt erhalten hatten. Es waren Ueberlieferungen der antiken Poesie und der kirchlichen Mythe, dann der vielverschlungene fränkische Sagenkreis von Karl dem Großen und seinen Paladinen und die keltisch-bretonische Sagenwelt vom König Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral und seinen Pflegern, von Tristan und Isolde. In diesen Stoffen treten die schroffsten Gegensätze hervor, das Ritterthum in seiner äußerlichsten und innerlichsten Gestalt, die Minne in ihrer schönsten und frechsten Erscheinung, der sublimste Spiritualismus und der üppigste Sensualismus, Zweifel und Glaube, Aszese und Genuß, mystisches Sichversenken in den Strom des Menschendaseins und weltmännisch leichtsinniges Schwimmen mit demselben. Oft schlägt der Grundton der Zeit, der christliche Kampfruf gegen das Heidenthum (Mohammedanismus), stark vor, dann verhallt er aber auch wieder in dämmernde Ferne.

An den frühesten dichterischen Leistungen der hohenstaufischen Periode bemerken wir noch ein unsicheres Schwanken und Tasten zwischen mancherlei Stoffen, Stimmungen und Behandlungsweisen. Das Volk und die Geistlichkeit waren von der thätigen Theilnahme an der literarischen Production noch nicht völlig zurückgetreten. Das volksmäßige Element macht sich bemerkbar in dem, uns freilich nur noch sehr fragmentarisch bekannten, Versuch einer Wiederaufnahme der uralten Thiersage durch Heinrich den Glicheser, welche in diese Uebergangszeit fällt, ferner in dem sogenannten Annolied, dessen Ausdrucksweise an den altnationalen Heldenliederton erinnert, theilweise auch in der monströsen Kaiserchronik, wo freilich der gelehrte Anekdoten- und Legendenwust das Einheimische schon breit überwuchert. Wie die clerikale Gelehrsamkeit, sofern sie sich nicht auf die Versifizirung biblischer Mythen und Legenden aller Art beschränkte, mit einheimischen Sagenstoffen umsprang, lassen insbesondere die Gedichte vom König Ruother und vom Herzog Ernst wahrnehmen. Im ersteren ist das heimische Material zu einer byzantinischen Hofgeschichte verschnörkelt, im zweiten wird die schöne Sage, unserer schönsten eine, von den Abenteuerlichkeiten byzantinisch-geographischer Fabelei erdrückt. Auf festerem Boden stehen wir in dem um 1175 von dem Pfaffen Konrad gedichteten Rolandslied (Ausg. v. W. Grimm), dessen Verfasser zwar aus einer französischen Quelle schöpft, dabei aber durch seine ganze Behandlungsweise des Stoffes beweist, wie sehr Karl der Große dem deutschen

Bewußtsein als nationaler Held bekannt und lieb war. Es ist episch naive Stimmung in diesem Gedicht und es veranschaulicht in ansprechender Färbung die volksthümliche Auffassung des großen Frankenfürsten als eines Vorkämpfers und Heiligen der Christenheit. Viel bunter geht es in dem etwas später von dem Pfaffen Lamprecht ebenfalls nach einem wälschen Vorbilde gedichteten Lied von Alexander her (Ausg. u. Ndg. v. Weismann). In diesem Gedichte, welches übrigens an schönen Einzelnheiten keinen Mangel hat, erscheint die romantisch-willkürliche Zusammenwürfelung von Geschichte, Sage und Legende, Einheimischem und Ausländischem, Occidentalischem und Orientalischem schon höchlich ausgebildet und läßt die in die Ferne schweifende Aventiure ihrem Roß Zaum und Zügel schießen, so daß es vollen Laufs hineinsetzt in die „wundervolle Märchenwelt" der Romantik.

Es scheint nun aber, die Art und Weise, in welcher dichtende Geistliche die neuüberkommenen Literaturstoffe behandelten, habe der adeligen Lesewelt — von gesangmäßigem Vortrag der Ritterepen konnte wohl keine Rede sein — in die Länge nicht mehr genügt. Denn mit Lamprecht hört die Betheiligung des Clerus an der epischen Arbeit auf und der Ritterstand übernimmt sie. Auch mischen sich alsbald einzelne bürgerliche „Meister" in die höfische Sängergilde der „Herren". Der Erste in der Reihe der letzteren, Herr Heinrich von Veldeke, wird von seinen Nachfolgern übereinstimmend als Chorführer des höfischen Gesanges anerkannt und seine Manier blieb eine stehende. Er hat in seiner Eneit (Ausg. v. Ettmüller) die romantisch-verwälschte antike Sage von Aeneas zu einem langathmigen und langweiligen Gedicht ausgesponnen, dessen trocken referirender Ton nur da sich hebt, wo von Minneangelegenheiten die Rede ist, deren Romantik dem classischen Stoff freilich wunderlich genug zu Gesichte steht. Von antikem Heldenleben hat Heinrich so wenig eine Idee als sein Nachahmer Herbort von Fritzlar, der in seinem Liet von Troye (Ausg. v. Frommann) homerische Ueberlieferungen verunstaltete. Trotz der günstigen Aufnahme, welche diese romantischen Parodien des Alterthums fanden, begehrte das einmal geweckte Gefallen an den wunderbaren Erzählungen der Aventüre bald nach Neuem. Die ritterlichen Poeten, in Fruchtbarkeit mit ihren französischen Vorbildern wetteifernd, kamen diesem Begehren bereitwillig entgegen. Man verließ einstweilen die Stoffe des Alterthums und zog den Artus-Gral-Tristan-Sagenkreis, welcher, durch und durch romantisch, nicht erst romantisirt zu werden brauchte, zur Bearbeitung herbei. Hartmann, Wolfram und Gottfried — die rohen

Vorarbeiten eines Eilhart von Oberg und eines Ulrich von Zazichoven übergehen wir — leisteten hierin das Beste, das Bedeutendste überhaupt, was die höfische Epik geleistet hat.

Herr Hartmann von der Aue aus Schwaben (um 1190 — 1210) mochte zu seinen Zeitgenossen ungefähr in dem nämlichen Verhältnisse stehen, wie fünfhundert Jahre später sein Landsmann Wieland zu den seinigen stand. Wie dieser der vornehmen deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts bewies, daß ihnen die elegante Literatur der Franzosen entbehrlich sei, weil ihnen ein Deutscher in nächster Nähe die nämliche Eleganz zu bieten vermöge, so zeigte auch Hartmann der adeligen Societät seiner Zeit, daß ein Deutscher in Anmuth der Sprache und Form recht wohl mit den Wälschen wetteifern könne. Die Parallele ließe sich noch weiter ausführen; denn wie Wieland war auch Hartmann ein Meister der poetischen Erzählung, was seine Geschichte des armen Heinrich (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Simrock) beurkundet, und wie Wieland in seinen ritterlich romantischen Dichtungen die äußerliche und frivole Auffassung seiner Stoffe durch französische Vorbilder unbefangen adoptirte, so auch Hartmann. Seine beiden Rittergedichte Erek (Ausg. v. Haupt) und Iwein (Ausg. v. Beneke, Ndg. v. Baudissin) sind gedankenlose Romantik, abenteuerlich, buntschillernd, hohl, ein Bischen lüderlich, echte Artusromane, denn sie weisen durchgehends die keltische Leerheit des Artusritterthums auf. Tieferen, edleren, deutschen Gehalt brachte in diese Sagenwelt erst der fränkische Herr Wolfram von Eschenbach, dessen Leben in die Regierungszeit der beiden hohenstaufischen Friedriche fällt. Wolfram ist nicht nur ein großer Dichter, sondern er eröffnet auch die Reihe der deutschen Philosophen. Er unternahm es, in seinem großen Rittergedicht Parzival (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Simrock) mit Zugrundelegung der Artussage, jedoch mit Hervorkehrung der mystischen Seite derselben, des Mythus vom heiligen Gral, eine Apotheose des geistlichen Ritterthums zu dichten, welcher das weltliche nur zur Folie dienen sollte. Sein Werk ist die erste große That des deutschen Idealismus, großartig angelegt, mit dichterischer Schöpferkraft durchgeführt, getragen von psychologischem Ernst, nie matt und gewöhnlich, oft rührend durch das gewaltige Ringen des speculativen Gedankens mit dem sprachlichen Ausdruck, kühn, erhaben, mystisch-allegorisch wie Dante's göttliche Komödie, die an hundert Jahre später entstand. Parzival ist eine Art Faust des Mittelalters. Der Dichter führt uns ihn, der aus dem Stamm der Gralkönige entsprossen, zuerst in der reizenden Naivetät der Kindheit vor und wir

begleiten den Helden auf seiner Pilgerschaft durch die Wirrnisse des Zweifels und der Leidenschaft, bis er nach vollbrachter Reinigung des Gralkönigthums würdig befunden wird, d. h. in den unmittelbaren Besitz der göttlichen Gnade gelangt. Das Räthsel seines Lebens, und dieses ist nur ein Bild des Menschenlebens überhaupt, ist demnach im Sinne der christkatholischen Gläubigkeit des Mittelalters schön gelöst — Göthe wußte für sein Faust'sches Räthsel zuletzt auch keine andere Lösung zu finden. Von Wolfram's übrigen Dichtungen stehen die Fragmente seines ebenfalls dem Gralsagenkreis entnommenen Titurel, namentlich das erste, unserer Theilnahme am nächsten. Was erste Liebe nur je Lieblichstes und Süßverschämtes jungen Herzen zugeflüstert, das hat der Dichter hier seinem Schionatulander und seiner Sigune auf die bebenden Lippen gelegt. Der Stoff des Titurel wurde von einem Späteren (Albrecht von Scharfenberg?) aufgenommen und zu einem höchst weitschichtigen Reimwerk (Ausg. v. Hahn) verarbeitet, das nur sagengeschichtlichen Werth hat. Wolfram's großer Zeitgenosse, Meister Gottfried von Straßburg, ist in seinem wundervollen, zu unserer Trauer nicht völlig zum Schlusse geführten Gedicht von Tristan und Isolde (Ausg. v. Maßmann, Ndg. v. Kurtz) der Opponent, ja der directe Gegensatz von jenem. Wolfram verlieh dem aus der Fremde geholten Dichtungsmaterial die Weihe des deutschen Gedankens, Gottfried die Weihe höchster Kunstschönheit. Bei jenem strebt Alles nach Vergeistigung, bei diesem nach sinnlicher Anschaulichkeit. Jener irrt mit verworrener Speculation in den Finsternissen des Glaubens umher, dieser beleuchtet, der größten Herzenskündiger einer, die verborgensten Tiefen des Menschengemüthes. Wolfram hüllt sich in das Dunkel seines mystischen Idealismus, Gottfried offenbart den blühendsten Realismus und wendet sich mit bewußter Polemik gegen die „Finder und Bildner wilder Mären", welche „mit Riegel und Ketten klirren, kurze Sinne verwirren, Gold von schlechten Sachen den Kindern können machen, die Büchsen schwingen und rütteln, statt Perlen Staub draus schütteln" und an deren Bildungen, fährt er fort, „erwarmet keine Brust, darin liegt keine Herzelust". Gottfried hat die glühendste Liebessage des Mittelalters, die von Tristan, dem Sohne Riwalin's und Blancheflur's, und von der blondhaarigen Isolde von Irland, mit einer so überlegenen Künstlerschaft ergriffen und geformt, daß die rohe keltische Erzstufe unter seiner Hand zu einem Werk vollendeter Schönheit geworden. Mit welcher psychologischen Freiheit und Sicherheit weiß er uns die Mysterien des Gemüthes und der Leidenschaft zu enthüllen, wie weiß er,

ohne an läppischen Aeußerlichkeiten zu kleben, die ritterlich-romantische Gesellschaft in ihrem eigensten Wesen und Sein uns vor Augen zu führen, wie genial erhebt er sich über seine Zeit, indem er mit graziöser Ironie das wahnsinnige Institut der Ordalien verspottet, in welchem melodischen Flusse strömt seine Rede dahin, in der das mittelhochdeutsche Idiom seinen höchsten Triumph feiert! Wahrlich, wir sind keineswegs geneigt, immer und überall den Enthusiasmus altdeutscher Philologen für unsere alten Schriftwerke zu theilen, aber wir behaupten, daß Jeder, der auch nur die Schilderung liest, welche Gottfried von dem Liebeleben Tristan's und Isolde's in der Wildniß entworfen, seine Dichtergröße wird bewundern müssen. Nichts, aber auch gar Nichts in alter oder neuer Poesie kommt an Frische und Anmuth dieser Darstellung gleich.

Mit Gottfried hatte die höfische Epik ihren Höhepunkt erreicht. Er, wie Hartmann und Wolfram, fanden ihre Nachahmer. Der Strom der Dichtung ging immer mehr in die Breite, wurde aber zugleich auch seichter. Die Poeten fuhren fort, die Artussage auszuschöpfen, oder wandten sich wieder zur karolingischen, in welcher Konrad Flecke den Stoff zu seinem hübschen Gedicht von Flos und Blancflos fand. Auch auf die antike Sagenwelt kam man zurück und Konrad von Würzburg, der 1287 zu Basel starb und sich durch Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit vor den Wirnt von Grafenberg, Kunhart von Stoffel und Anderen hervorthat, schrieb einen Trojanerkrieg in 60,000 Versen. Wie die unzulänglichste Kraft keck an das Größte sich wagte, zeigen Ulrich von Turheim und Heinrich von Freiberg, welche beide Gottfried's Tristan zu Ende zu führen unternahmen. Die romantische Begeisterung, welche zu großen Ritterdichtungen Athem und Stimme verliehen hatte, begann sich mit dem Sinken der hohenstaufischen Periode rasch zu verflüchtigen und die schreckliche Rohheit der einbrechenden Faustrechtszeit tritt uns in den Bearbeitungen der Karlssage, welche im 14. Jahrhundert vorgenommen wurden, ganz abschreckend schreiend entgegen. Es war zu Ende mit dem Ritterthum, andere Lebensmächte machten ihren Einfluß auch in der Literatur geltend. Freilich war er noch nicht stark genug, derselben eine wesentlich neue Richtung zu geben. Die Dichter fuhren noch eine Weile fort, die alten Gleise breit zu treten, bemühten sich aber dabei, dem Unterhaltungsbedürfniß durch Vielerleiheit zu entsprechen. Sie griffen zur Legende und zur gereimten Novelle, wie schon Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems und Andere thaten, oder nahmen zum volksmäßigen Schwank Zuflucht.

Ein gewisser Stricker, wahrscheinlich ein Oestreicher, verfaßte schon um 1230 den Pfaffen Amis (Ausg. v. Beneke, Ndg. v. Berlit), eine Schwanknovelle, deren Späße nachmals in das berühmte Volksbuch von Tyll Eulenspiegel übergingen. Sein Beispiel fand mit der Entartung der Ritterdichtung immer eifrigere Nachahmung und von der Hagen konnte drei starke Bände mit solchen Schwankdichtungen füllen (Gesammtabenteuer, 1850). An diese gereimte Novellistik schlossen sich im 15. Jahrhundert die Anfänge der prosaischen, gewonnen zunächst durch die Auflösung der höfischen Sagenkreise in die Prosa der noch jetzt wirksamen Volksbücher und bereichert sodann durch die übersetzende Thätigkeit eines Niklaus von Wyle, Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel. Quellen dieser Novellistik waren neben dem einheimischen Volksleben die altorientalische Geschichte von den sieben weisen Meistern, ferner die unter dem Titel der römischen Gesten bekannte Anekdotensammlung, dann französische Fabliaux und italische Novellen, bis dann im 16. Jahrhundert der aus Spanien stammende Amadisroman mit seinen Verzweigungen den deutschen Erzählern neue Stoffe zuführte. Bereits im 13. Jahrhundert trat auch die Geschichte mit dem Verlangen nach dichterischer Einkleidung hervor. Wie früher Mönche in einsamer Zelle die Annalen ihrer Zeit in lateinischer Sprache niedergeschrieben, so brachten jetzt adelige und bürgerliche Poeten die Zeitgeschichte engerer oder weiterer Kreise in deutsche Reime. Die östreichisch-steyrische Chronik des Ottokar von Horneck und die Kölner Chronik des Meisters Gottfried Hagen stehen unter derartigen Reimwerken obenan. Endlich, als schon eine neue Zeit, die der Reformation, an die Pforten der romantischen Dome und ritterlichen Pfalzen klopfte, versuchte Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter“, noch eine literarische Restauration der Ritterdichtung. Er hat aber, sammt den Ausführern seiner literarischen Entwürfe, Treizsauerwein und Pfinzing, Nichts zu Stande gebracht, als den Weißkunig und den Theuerdank (Ausg. v. Haltaus), welche beide, jener in Prosa, dieser in Versen, die mit wunderlichst langweiliger Allegorie verquickte Biographie ihres Urhebers enthalten und jetzt nur noch für Bibliomanen Werth haben.

Doch nicht mit diesem ungünstigen Eindrucke scheiden wir von unserer alten Heldendichtung. Wir haben die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf Schöpfungen derselben zu lenken, welche zu den bewunderungswürdigsten der deutschen Phantasie gehören. Weiter oben sagten wir, daß beim gewaltsamen Hereinbrechen der christlich-karolingischen Cultur die nationalen

Sagen aus den Kreisen der Gebildeten in die des Volkes sich zurückgezogen hätten. Das letztere hing mit Treue an den heroischen Ueberlieferungen der Vorzeit und hat dieselben ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch im Stillen gepflegt. Sonst nämlich wäre es nicht zu erklären, wie die alte Sagenwelt im 12. Jahrhundert plötzlich wieder auflebte. Die hohenstaufische Zeit mit dem Reichthum an geistigen Anregungen weckte auch die Massen aus ihrem dumpfen Hinbrüten, so daß sie in ihrer Art an der Culturbewegung jener Tage theilzunehmen begehrten. Die Poesie wirkte auch auf das Volk, aber sie durfte hier, wenn sie rechte Theilnahme finden wollte, nicht jene ausländisch-vornehmen Themata anschlagen, die in der höfischen Gesellschaft so beliebt waren. Das Volk verlangte compactere und gesundere Nahrung für Phantasie und Gemüth und mit richtigem Instinkte griffen seine Sänger, die wandernden Spielleute, die Fahrenden, aus der mündlichen Tradition heraus die nationalen Stoffe auf, an welchen sich die volksmäßige Sagenbildung so lange geübt hatte. Auf Kirmessen und Jahrmärkten tönten nun wieder zum Klange der Fiedel die alten Heldenweisen, in welche das Volksgedächtniß die Erinnerungen an die Völkerwanderung eingeschlossen. Der altdeutsche Sagenwald begann mächtig aufzurauschen und aus seinen Schatten hervor schritten die riesenhaften Gestalten eines Sigfrid, Hagen, Dietrich, Hildebrand und Ilsan mitten in die höfisch geschniegelten Kreise der minniglichen Artusritter und ihrer Damen hinein. Denn nicht lange blieb die Beschäftigung mit der nationalen Heroologie ausschließlich bei den Volkssängern. Die Rhapsodieen derselben mochten gelegentlich auch auf Ritterburgen und in Hofpfalzen Hörer gefunden und Interesse erregt haben. Begierig nach neuem Material, faßten daher zu Anfang des 13. Jahrhunderts höfische Dichter die vaterländische Sage auf, welche die Theilnahme der ritterlichen Gesellschaft gewonnen hatte, stellten die einzelnen Gesänge der Fahrenden zu größeren Liedercyklen zusammen und überarbeiteten diese nach den Forderungen der damals geltenden Kunstgesetze. So erklärt sich die Gestaltung, welche unsere volksmäßige Heldendichtung gerade zur Zeit der höchsten Blüthe höfischer Kunst erhielt. Allerdings waren die höfischen Bearbeiter derselben nicht unbefangen genug, ihre Stoffe im altnationalen Tone durchzuführen, wenn sie auch mit richtigem Takt das altnationale Versmaaß derselben beibehielten; allerdings behandelten, zerstückelten, verbanden und erweiterten sie die ihnen vorliegenden Sagen mit romantischer Willkür und versetzten ihr Material vielfach mit den Elementen fremdländischen Ritterthums; dennoch aber hat

eine gewisse Pietät sie gezwungen, der Sage im Ganzen und Großen ihr Recht widerfahren zu lassen, und einige Zweige derselben sind zudem in Hände von Bearbeitern gefallen, denen nicht nur ungewöhnliche Geschicklichkeit, sondern ein dichterisches Talent ersten Ranges zuerkannt werden muß. Dies ist der Fall bei den zwei herrlichen Heldenliedern, welche das sogenannte große Heldenbuch ausmachen, bei dem Nibelungenlied (Prachtausg. v. Wigand, Ndg. v. Simrock u. Anderen) und der Gudrun (Ndg. v. Simrock u. A.). Der Text des ersteren wurde insbesondere durch Lachmann, der des zweiten durch Müllenhoff mit kritischer Sorgfalt seiner ursprünglichen Gestalt nahegebracht. Die Nibelunge Not bezeugt in ihrer jetzigen Form die mannigfachen Umbildungen und Erweiterungen der uralten Sigfridsage, mit welcher hier der burgundische, hunnische und ostgothische Sagenkreis zusammengeflossen. Der Bearbeiter, dessen Name unbekannt ist und der um 1210 die letzte Hand an das Gedicht gelegt haben mag, hat dasselbe in 39 Aventiure eingetheilt und das Ganze zerfällt in zwei große Abtheilungen. Die erste enthält Sigfrid's Jugendgeschichte, sein Werben um die burgundische Kriemhild, seine Vermählung mit ihr und seine Ermordung durch den grimmen Hagen auf Anstiften Brunhild's, die er seinem Schwager Gunther zur Frau gewinnt. Die Brunhildpartie des Werkes ist besonders merkwürdig, weil hier, wie auch in der Episode von dem Nibelungenhort, urzeitlich mythische Bestandtheile der Sage zum Vorschein kommen, welche freilich der ritterlich-romantische Bearbeiter nicht recht zu handhaben weiß. Die zweite Hälfte erzählt die Verheiratung der verwittweten Kriemhild mit dem Hunnenkönig Etzel und die Erfüllung ihrer furchtbaren Rache an den Verderbern ihres Gemahls, einer Rache, welcher sie ihr ganzes Geschlecht zum Opfer bringt und von deren rasender Glut sie zuletzt selber verzehrt wird. Das ganze Lied durchzieht die historische Erinnerung an den Untergang des burgundischen Reiches und Königshauses durch Attila. Es rasselt von Waffen und tost von dem wilden Kampfgetümmel der Völkerwanderung. In epischer Breite und Ruhe strömt es Anfangs einher, um sich im zweiten Theile mit dramatischer Hast der schrecklichen Katastrophe entgegenzustürzen. Weiterer Anpreisung enthalte ich mich billig. Wer irgendwie für großartige Composition, für psychologische Wahrheit und Consequenz der Charakteristik, für eine Seelenmalerei, welche blitzartig die Abgründe des Menschenherzens erhellt, für das tragische Walten der Nemesis in der Weltgeschichte, für nationale Heldenschaft empfänglich ist, der wird mit Bewunderung die Größe dieses

unseres Nationalepos auf sich wirken lassen, das, mit Göthe zu sprechen, Jedermann kennen sollte, um nach dem Maaßstabe seines Vermögens die Wirkung davon zu empfangen. Die Gudrun, erwachsen aus dem friesisch-dänisch-normannischen Sagenkreis, stellt sich dem Nibelungenlied würdig zur Seite. Der Name des Bearbeiters ist gleichfalls unbekannt. Wahrscheinlich hat das Gedicht seine jetzige Gestalt um 1210 — 12 erhalten, vielleicht in Oestreich. Die drei Theile, in welche es zerfällt, sind nur lose zusammengefügt; im ersten schlägt der Wunderdrang der Romantik vor, in den beiden folgenden erscheinen die Züge der nordisch-germanischen Sage reiner. Den Mittelpunkt bildet Gudrun und in der Charakteristik dieser keuschen und schönen Heldin, welcher ihre Treue zu einem Quell der Energie wird, hat das deutsche Weib seine edelste poetische Huldigung erfahren. Wie das Nibelungenlied führt auch das von Gudrun riesenhafte Gestalten vor unsere Augen, Sprößlinge einer Zeit, wo das heidnische Germanenthum mit dem romanischen Christenthum im Kampfe lag, und wie jenes bringt es uns eine Fülle von Schönheit im Einzelnen und Ganzen entgegen, ja, der Hintergrund des Meeres verleiht ihm sogar noch einen nicht unbedeutenden Reiz mehr, und wenn uns der erschütternde Ausgang der Nibelungennoth mit tragischer Gewalt ergreift, so muthet uns die dreifache Hochzeitfreude, womit die Gudrun endigt, wohlthuend an. Nicht dem ganzen Kreise unserer nationalen Epik waren aber so talentvolle Abschließer gegönnt, wie unsere beiden großen Heldenlieder gefunden. Vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an theilte die volksmäßige Heldendichtung den tiefen Verfall der höfischen, und als im 15. Jahrhundert das Interesse für jene wieder lebendiger wurde, mußten sich die alten Sagen entweder eine plump prosaische Einkleidung als Volksbücher gefallen lassen oder sie fielen Reimern in die Hände, deren Kräfte ihnen ganz und gar nicht gewachsen waren. Man erkennt dies deutlich, wenn man mit dem großen Heldenbuch das sogenannte kleine vergleicht, ein Sammelwerk, in welchem um das Jahr 1470 ein gewisser Kaspar von der Röhn, wahrscheinlich ein Epigone der alten Fahrenden, eine Anzahl von Sagen aus dem gothischen, hunnischen und burgundischen Kreise zusammengestellt hat. Ganz unverhältnißmäßig besser ist die Wiedererneuerung unserer alten nationalen Heldendichtung in unseren Tagen Karl Simrock gelungen (Heldenbuch, 6 Bde.), dem hiefür der Dank aller vaterländisch Gesinnten gebührt.

Die höfische Lyrik der hohenstaufischen Zeit muß als ein nothwendiges Zubehör der adelig-romantischen Cultur damaliger Gesellschaft betrachtet werden.

Wie es auch heute wieder zur Bildung gehört, einen erträglichen Vers machen zu können, so war es damals ein Erforderniß der höfischen Zucht und Standessitte, zu einer gegebenen Weise (Melodie) ein Lied zu dichten und es mit Begleitung der Harfe, Rotte oder Zither vorzutragen oder auch wohl mit dem Lied zugleich eine neue Weise zu finden. Die lyrische Kunst war sehr verbreitet. Könige, Fürsten, Edelleute, Geistliche und Bürger übten sie. Von der Hagen gibt in seiner reichhaltigen Sammlung (Minnesinger, 4 Thle.) Lieder von 162 Dichtern und hat sich bemüht, biographische Notizen über dieselben beizubringen. Hiebei hat ihn freilich kein so reichhaltiges biographisches Material unterstützt, wie die Franzosen über ihre provençalischen Troubadours besitzen. An die letzteren muß man sich bei unseren Minnesängern unwillkürlich erinnern, und wenn es auch Unrecht wäre, unsere mittelhochdeutsche Lyrik ein Product der Nachahmung der provençalischen oder nordfranzösischen zu nennen, so darf doch behauptet werden, daß eine formelle Einwirkung der letzteren auf die erstere nicht wohl abzuleugnen ist. Die minnesängerlichen Formen zerfielen in Leiche (einfach fortlaufende Reimpaare ohne regelmäßige Strophenabtheilung), in Reien oder Tanzweisen, Sprüche, die meist nur aus einer Strophe bestanden, und Lieder mit mehreren in künstlichen Reimverschlingungen sich bewegenden Strophen. Der Gehalt dieser Lyrik, deren älteste Ueberbleibsel ihr Hervorwachsen aus dem Volksliede beurkunden, ist ein durchaus deutscher, aber ästhetisch nicht sehr schwerwiegender. Nachdem einmal Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke die feineren Kunstformen in ihr gangbar gemacht, spann sich der Minneliederfaden im Ganzen doch höchst gedankenarm und monoton so ziemlich ein Jahrhundert lang fort und es knüpfte sich gar zu viel Weibisches und ärmlich Bettelhaftes in des Wortes wörtlichem Sinne daran. Selbst die sinnige Naturfreude, welche der Minnegesang athmet, muß zuletzt langweilig werden, da er in stereotyper Manier immer und ewig vom Gehen des Winters und Kommen des Frühlings oder umgekehrt singt. Die Minne (vom althochd. Wort meinan, d. i. gedenken, erinnern) Gottes und mehr noch der Frauen bildet natürlich das Hauptthema des Minnegesangs und dieses Thema hat z. B. dem Heinrich von Morungen und dem Gottfried von Neifen einige wirklich tiefgefühlte Lieder eingegeben, namentlich sogenannte Tag- oder Wächterlieder, welche den Schmerz der Trennung von der Geliebten nach nächtigem Kosen ausdrücken. Allein im Allgemeinen ist das Gesinge von Minne ein so inhaltsloses und abstractes, daß wir froh sind, uns aus der minniglichen

Sublimität in die derbrealistische Dorfpoesie eines Nithart retten zu können, der um 1217 im lustigen Oestreich mit munteren Bauern allerlei Schwank und Schabernack verführte, mit drallen Dorfschönen das höchst ergötzliche Wemplingbergespiel spielte und aus gesunder Brust aufjauchzend erzählt, wie „ze hant do wart der hoppeldei gesprungen". Wenn wir jedoch die Eigenschaften, welche wir an den provençalischen Troubadours, den kühnen Vorkämpfern der reformistischen Ideen, bewundern, an den deutschen Minnesängern vermissen, so bietet uns wenigstens einer derselben hiefür Ersatz. Dies ist Walther von der Vogelweide, ein ganzer Mann und wahrer Poet. Er ist wahrscheinlich bald nach 1230 gestorben. Lachmann gab seine Lieder heraus, Simrock und Koch lieferten Neudeutschungen derselben. Walther wird von Gottfried von Straßburg als „der Nachtigallen Leitfraue und Meisterin" bezeichnet, ein Beweis, wie sehr er seiner besten Zeitgenossen Gunst genoß. Er verdiente sie. Seine Minnelieder sind voll keuscher Innigkeit und doch nicht abstract, sondern pulsirend von schöner Sinnlichkeit: er feiert weibliche Zucht und Tugend mit unvergänglichen Klängen, aber er belauscht auch seine Herrin im Bade und legt ihr ein wunderschönes Lied in den Mund, welches in der Erinnerung des süßesten Genusses schwelgt. Wie ernst sind seine Betrachtungen über die politischen, sozialen und religiösen Stimmungen und Zustände seiner Zeit, wie muthvoll schleudert er dem Papste den Judasnamen ins Gesicht, wie scharf straft er die Verderbniß der Höfe und der Geistlichkeit, wie klar erkennt er die Schäden seines Vaterlandes und wie herrlich endlich bricht sein glühender Patriotismus aus in dem Lied: Ir sult sprechen willekomen! Haben wir volle Ursache, auf den trefflichen Walther stolz zu sein, so ist uns ein Minnesänger von ganz anderem Schlag und Charakter, Ulrich von Lichtenstein, um der Aufschlüsse willen, welche er in seinem Frauendienst über die Sittengeschichte des 13. Jahrhunderts gibt, ebenfalls von nicht geringer Bedeutung. Der Frauendienst (Ausg. v. Lachmann, Ndg. v. Tieck) enthüllt deutsches Leben und deutsche Dichtung, wie sie beim Erbleichen der hohenstaufischen Glanzperiode waren. Das Büchlein ist eine wahre Don Quijotiade, an vierhundert Jahre früher entstanden als Cervantes seinen gloriosen Hidalgo auf Abenteuer ausreiten ließ. Es enthält die mit vielen artigen Liedern durchflochtene Erzählung, welche Herr Ulrich von seinen Minnefahrten gibt. Er begeht auf diesen Fahrten ganz ähnliche Verrücktheiten, wie der Held von la Mancha, und wie dieser muß er sein romantisches Streben, die Poesie zu verwirklichen, mit allerlei

possenhaftem Mißgeschick büßen, ohne jedoch von seinen Tollheiten abzulassen. Später ergeht sich Ulrich in grämlichem Tadel seiner Zeit und Zeitgenossen und er hatte allerdings Grund genug, über den Verfall von Zucht, Ehre und Sitte in der höfischen Gesellschaft zu klagen. Es ist bekannt, welche traurigen sozialen Erscheinungen den Untergang der staatlichen Größe Deutschlands am Ausgang des 13. Jahrhunderts begleiteten, und die späteren Minnesänger, ein Konrad von Würzburg, Reinmar von Zweter, Marner, Frauenlob, Regenbogen, hatten daher überreichlichen Stoff zu didaktischen Betrachtungen, welche sie in überkünstlichen Formen aussprachen. Ihre Sinnspruchpoesie entbehrt der lyrischen Unmittelbarkeit und geht, obgleich manchen trefflichen Gedanken äußernd, allzu häufig in die dunkle Räthselei und leere Wortspielerei über, von welcher das spitzfindig gelehrte Streitgedicht der Sängerkrieg auf Wartburg (Ausg. v. Ettmüller), an das die bekannte gleichnamige Sage sich knüpft, eine sehr unerquickliche Probe liefert. Ansprechender äußert sich die Lehrdichtung, welche der ritterlichen Lyrik sich anschloß, in dem Welschen Gast des Thomasin von Zerclar, in der Bescheidenheit (d. i. Bescheidwissen Ausg. v. W. Grimm) des Freidank, unter welchem Namen man mit einigem Grund Walthern vermuthet, in dem Renner des Hugo von Trimberg (Ausg. des Bamberger hist. Vereins) und in der Spruchsammlung des Winsbecke und der Winsbeckin. Systematische Lehrgedichte sind diese Werke nicht. Ihre Verfasser gehen von der Betrachtung allgemein menschlicher Verhältnisse aus oder fassen die geistigen, religiösen, materiellen und sittlichen Zustände ihrer Zeit ins Auge und knüpfen an die so gewonnenen Resultate in mehr oder minder freier Weise, oft mit tiefem Gefühl und in ergreifenden Worten, Mahnungen, Warnungen, Rathschläge, Lob, Tadel, Spott und Drohung. Einen Vorderplatz in dieser Didaktik nimmt das sogenannte Bispel (Beispiel) ein, welches mit Anführung von Alltagsgeschichten, Schwänken und Thiermärchen argumentirt und aus dem sich dann die selbstständige Fabel herausgebildet hat, zuerst in dem trefflichen Fabelwerk der Edelstein (Ausg. v. Beneke) des Ulrich Boner, welcher um 1324—49 als Predigermönch zu Bern lebte.

So hatte sich denn die mittelhochdeutsche Dichtung von der hochfliegenden ritterlichen Phantastik allmälig zur bürgerlichen Verständigkeit abgestuft. Der Bürgerstand nahm dem zur Raubritterschaft verwilderten Adel die Fortführung der literarischen Production ab. Der Minnegesang wurde zum Meistergesang, welcher sich an die Chronik der späteren Minnesänger lehnte.

Poesie muß man darin nicht suchen. Der Meistergesang war dürre Spruchdichtung, verziert mit geschmackloser lyrischer Schnörkelei, und wie sein Geist waren auch seine Formen handwerksmäßig. Die Mitglieder der Singschulen, wie sie namentlich in Nürnberg und anderen Reichsstädten blühten, vereinigten sich zu Zünften, welche durch Kaiser Karl IV. mit Corporationsrechten begabt wurden (1378). An der Spitze der Genossenschaft stand das sogenannte Gemerk, bestehend aus dem Büchsenmeister oder Kassierer, Schlüsselmeister oder Verwalter, Merkmeister oder Kritiker und Kronenmeister oder Preisvertheiler. Diese leiteten die poetischen Uebungen, welche an den Sonntagsnachmittagen in der Kirche oder auf dem Rathhause stattfanden. Man hieß das Schule singen. Bescheidene Preise fielen den Siegern in diesen ehrsamen Wettkämpfen bürgerlicher Meister, Dichter, Singer, Schüler und Schulfreunde zu. Es ging mechanisch genug dabei her. Der sehr beschränkte Stoff, mit Vorliebe Anfangs aus der scholastischen Dogmatik, später aus der biblisch-lutherischen Orthodoxie genommen, wurde streng nach den Formeln einer Poetik zugerichtet, die man Tabulatur hieß und die von den wunderlichsten Spielereien strotzt. Das Meistersängerlied war strophisch gebaut und wurde Bar genannt, die Strophen desselben hießen Gesätze und bestanden aus zwei Stollen, an welche der Abgesang sich anschloß. Die Versarten hießen Gebäude, die Melodien Töne oder Weisen (blauer und rother Ton, gelbe Löwenhautweis, kurze Affenweis, fette Dachsweis u. dgl. m.); bloß der Erfinder eines neuen Tons hatte Anspruch auf den Ehrentitel eines Meisters. Im 16. Jahrhundert klang der Meistergesang in jeder deutschen Stadt von einiger Bedeutung und er ist mit seinen letzten Epigonen erst 1839 zu Ulm verstummt, nachdem 1770 zu Nürnberg die letzte feierliche Singschule war abgehalten worden. Seine Bedeutung ist eine wesentlich culturgeschichtliche: er bezeugt den guten Willen des deutschen Bürgerthums, in seiner Art die literarische Bildung zu fördern. Für die Nachwelt ist die städtische Chronikschreiberei von viel größerer Wichtigkeit. Sie ging in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Reimform in die Prosa über und die ältesten deutschen Chroniken, die straßburgische des Jakob Twinger von Königshofen und die limpurgische, welche, heißt es, durch Johann Gensbein begonnen und nachmals von Mehreren fortgesetzt wurde, haben zur Begründung und Ausbildung des prosaischen Styls wesentlich beigetragen. Dieser verdankte überhaupt dem bürgerlichen Leben sehr viel, denn in dessen Mitte wurde er als Geschäftsstyl, sowie als Kanzlei- und Gerichtsstyl entwickelt. Vom

Ausgang des 13. Jahrhunderts an ließen alle größeren deutschen Städte ihre Rechtsordnungen und die Entscheidungen ihrer Gerichte aufschreiben und so entstanden die Stadtrechte und Weisthümer, für Sitten- und Rechtsgeschichte gleich belehrend. Noch wichtiger für die letztere sind die beiden berühmten Sammlungen von nord- und süddeutschen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, der Sachsenspiegel (Ausg. v. Homeyer) und der Schwabenspiegel (Ausg. v. Wackernagel), zwischen 1215—76 zusammengestellt, jener durch den sächsischen Ritter Eike von Repgow, dieser durch einen ungenannten oberdeutschen Geistlichen. Man mochte beim Hereinbrechen einer gesetzlosen Zeit das Bedürfniß eines geschriebenen Rechtes überall nur um so lebhafter fühlen. Nicht minder lebhaft fühlte man, daß nur die eindringlichste Anregung des religiösen Gefühls gegen die unsägliche Verwilderung und Verderbtheit der Gesellschaft einigermaßen helfen könne. Daher sehen wir im 13. und 14. Jahrhundert in Deutschland eine Reihe von Predigern und Moralisten auftreten, einen Bruder Eckart, Berthold von Augsburg, Johann Tauler, Heinrich von Nördlingen, Johann Ruysbroek, Hermann von Fritzlar, Heinrich Suso oder Seuse, die mit aller Macht der Beredtsamkeit gegen die sittliche Versunkenheit ihrer Zeitgenossen eiferten oder auch, angehaucht von dem Geiste deutscher Speculation, dessen Wehen schon Wolfram von Eschenbach so stark empfunden, mit mystischem Forschungstriebe in die Geheimnisse des Christenthums sich versenkten und so, ihre Nichtbefriedigung durch das päpstliche Dogma verrathend, mit zu den Wegbahnern reformatorischer Tendenzen gehören.

Neben dieser predigenden und lehrenden Thätigkeit übte die Geistlichkeit in jenen Tagen auch noch eine künstlerische, eine theatralische. Man weiß, daß der katholische Cultus schon in frühester Zeit überhaupt einen theatralisch-künstlerischen Charakter angenommen hatte. Die Bauart und Einrichtung der Kirchen, das ganze Ceremoniel des Gottesdienstes war dadurch bedingt und wir unsererseits sind unbefangen genug, dem Katholizismus diese künstlerische Vermenschlichung des tristen christlichen Spiritualismus nicht übelzunehmen. Der aus der urchristlichen Abendmahlsfeier hervorgegangene Hauptact des katholischen Cultus, die Messe, war von Anfang an ein liturgisches Drama gewesen und die Popularität, welche dasselbe erlangt hatte, konnte die Kirche nur auffordern, die theatralischen Elemente des Gottesdienstes zu vervielfältigen und weiter auszubilden. So geschah es, daß die Geistlichkeit, während sie gegen das aus dem antiken Heidenthum überkommene

Histrionenwesen fanatisch zeterte, selber immer eifriger mit dem Schauspiel sich befaßte, in Deutschland, wie in der ganzen Christenheit. Zuerst wurden zur Weihnachts- und Osterzeit die neutestamentlichen Mythen von der Geburt, Passion und Himmelfahrt Christi pantomimisch dargestellt. Dann steigerte man die Erbauung der Gemeinde, indem man den mitspielenden Personen Monologe und Dialoge in den Mund legte, erst in der lateinischen Kirchensprache, hierauf, um die Theilnahme des Volkes zu erhöhen, in deutscher. Schon in das älteste in Deutschland aufgeführte Mysterium — diesen Namen erhielten die kirchlichen Dramen von ihrer Beschäftigung mit den religiösen Geheimnissen — welches aus dem 12. Jahrhundert stammt, wurden deutsche Strophen eingeschoben und von da ab bald ganze Mysterien in der Muttersprache verfaßt. Das Material derselben erweiterte sich außerordentlich: man zog die ganze biblische Geschichte wie die Heiligenlegende herbei und that zugleich der immer lebhafter werdenden Schaulust des Volkes genug, indem man die vergrößerte Bühne aus den Kirchen auf Kirchhöfe und öffentliche Plätze versetzte, den szenischen Apparat mit Decorationen, Flugwerken und Versenkungen bereicherte und ganze Schaaren von Heiligen, Engeln und Teufeln über die Szene gehen ließ. Aus letzterem Umstand folgte, daß auch Laien, daß gewerbsmäßige Gaukler und Histrionen zu den kirchlichen Dramen als Mitspielende zugelassen werden mußten, und aus diesen Anfängen entwickelte sich die deutsche Schauspielkunst, die wir aber hier nicht weiter verfolgen können und in Betreff deren Geschichte wir auf das ausgezeichnete Werk Devrient's (Geschichte d. deutsch. Schauspielkunst) verweisen, indem wir nur noch sagen, daß aus dem biblisch-mythologischen Drama das allegorisch-moralische hervorging, dessen handelnde Charaktere personifizirte Tugenden und Laster waren und das daher auch den passenden Namen Moralität erhielt.

Die Poesie als solche gewann indessen durch diese kirchlichen Farcen ebenso wenig, als sie durch die mechanisch hausbacknen Aeußerungen des Meistergesangs gewann. Sie wäre am Ausgang des 14. und im 15. Jahrhundert gänzlich versandet und vertrocknet, wenn sie nicht da eine Zuflucht gesucht und gefunden hätte, von wo sie beim Beginn unserer literarischen Geschichte ausgegangen, im Volke. Hier schöpfte sie neue Lebenskraft. Das erfolgreiche Trachten der städtischen Zünfte nach Gleichberechtigung mit dem Patriziat und mehr noch die heldenhaften Kämpfe der Stedinger und Dithmarsen gegen fürstliche und pfäffische Zwingherrschaft, sowie die glorreichen Siege der schweizerischen Bauern und Bürger über Oestreich und Burgund,

hatten das demokratische Bewußtsein mächtig geweckt und genährt. Die frischpulsirende Kraft desselben verlangte nach poetischer Kundgebung. Das historische Volkslied trat an die Stelle der alterschwach gewordenen Ritterdichtung, das gemüthliche Volkslied an die der insipid faselnden Minnelyrik. Halbsuter aus Luzern sang sein treffliches Schlachtlied „von dem strit ze Sempach", Veit Weber aus Freiburg feierte die Schweizersiege in den Burgunderschlachten. Und allwärts in deutschen Landen begann sich im 15. und 16. Jahrhundert ein vielstimmiger Volksgesang zu erheben, der in naturfrischen Zügen das eigenste und innerste Wesen unseres Volkes offenbart und alle Seiten seines Lebens und Webens, Dichtens und Trachtens in zarten und derben, tiefrührend schmerzlichen und hochaufjubelnden Weisen berührt. Des Knaben Wunderhorn und noch in unverwischterer Reinheit Uhland's verdienstvolle Volksliedersammlung bewahren die Schätze dieser unserer alten Volkslyrik.

II.

Neuhochdeutsche Zeit.

1.

Mit dem Untergange des hohenstaufischen Hauses hatte Deutschland die letzte Kaiserdynastie verloren, welche von der Reichsidee Karl's des Großen war getragen worden. Mit den beiden schwäbischen Friedrichen ging die mittelalterliche Herrlichkeit unseres Landes unwiederbringlich zu Grabe. Die gebietende Weltstellung des deutschen Reiches nach außen brach zusammen, seine innere Verfassung und Gestaltung kehrte zu den Formen der altgermanischen Adelsrepublik zurück. Denn im Grunde beginnt schon mit Rudolf von Habsburg (1273) die lange Reihe der Schattenkaiser, welche ihre Familienpolitik zur ausschließlichen Grundlage ihrer kaiserlichen machten oder mit anderen Worten ihre Stellung als Reichsoberhaupt nur zur Mehrung ihrer Hausmacht benützten. Ließ man sie hierin gewähren, so ließen sie es ihrerseits auch geschehen, daß die anschwellende fürstliche Territorialmacht den Reichsverband immer rückhaltsloser sprengte und die Nation stets bedrohlicher von dem Krebse der Viel- und Kleinstaaterei angefressen wurde, der zwar zu Anfang des 19. Jahrhunderts beim völligen Sturze der mittelalterlichen Reichsverfassung in engere Gränzen eingeschlossen ward, noch immer aber das exstirpirende Messer und das ausbrennende Eisen erwartet. Mit der politischen Rolle Deutschlands als europäischer Großmacht war es also vorläufig zu Ende und unter Kaiser Maximilian I. kam der staatliche Marasmus des Reichs schon so kläglich zum Vorschein, daß sein schönstes Glied, die Schweiz,

von dem gealterten Körper sich lostrennen konnte, um auf eigene Hand eine republikanische Existenz zu suchen und zu finden. Unser Land, dem bald noch andere Theile entrissen werden sollten, sank zum Schauplatz der Intriguen der europäischen Cabinette und zum Schlachtfeld ihrer widerstreitenden Interessen herab. Die deutschen Fürsten haderten in kleinlichster Selbstsucht untereinander, der Adel wurde durch die wiederholten Landfriedengebote nur nothdürftig in seinen rohen Gelüsten gehemmt, die Geistlichkeit war ein willenloses Werkzeug in den Händen der römischen Curie, der Bürgerstand verknöcherte allmälig zum Philisterthum, der Bauer war ein Sklave. Das Nationalgefühl sank in den höheren Ständen auf betrübende Weise und das Volk war durch den Feudalismus zu sehr verknechtet worden, um im Ganzen und Großen dem nationalen Ruin eine Schranke setzen zu können. Seiner untergeordneten Stellung zufolge mußten auch seine Lieder verhallen, ohne daß sich die gebildeteren Classen weiter darum bekümmert hätten. In den letzteren schleppten sich die Stoffe und Formen der abgestandenen Ritterromantik noch so fort, bis sie zu ganz kläglicher Wappensängerei, Spruchsprecherei und Pritschmeisterei ausarteten, während das Volksthümliche in den vornehmeren Kreisen nur durch die Hofnarren vertreten wurde, also meist nur in seiner unsaubersten und zotigsten Gestalt zum Vorschein kam.

Indessen machten sich bald Symptome bemerkbar, daß die Nation in emsigster Geistesarbeit Trost suchte für ihren politischen Verfall. Vielleicht fand sie diesen Trost nur zu leicht, denn von da ab wurden wir gewohnt, in dem selbstgefälligen Bewußtsein unserer geistigen Bedeutung unsere politische Nullität allzu bereitwillig zu verschmerzen. Wie dem aber auch sei, die Einkehr der Deutschen in sich selbst hatte zur Folge, daß sie vom Ende des 15. Jahrhunderts an die Hauptträger der reformistischen Ideen wurden, welche das 16. Jahrhundert so revolutionär bewegen sollten. Wir sagen mit Absicht revolutionär, denn die Reactionäre und Dunkelmänner aller Sorten haben vollständig Recht, wenn sie die Reformation — nicht zu verwechseln mit dem lutherischen Kirchenthum, welches nur ein schnöder Abfall vom reformistischen Princip ist — als Mutter der Revolution hassen und anklagen. Jeder Unbefangene wird das eingestehen und wird sagen, daß es sich damals um ganz andere Dinge handelte, als um kahles Pfaffengezänk. Es handelte sich um die Verwirklichung der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit in religiöser, politischer und sozialer Beziehung. Es handelte sich um eine Umgestaltung der Reichsverfassung auf zeitgemäßer Basis, um Sicherstellung

der unteren Stände gegen die Tyrannei geistlicher und weltlicher Fürsten, um Erringung von Menschenrechten für die Bauerschaft, um die Theilnahme des deutschen Volkes an dem Reichsregiment. Aber die Bestrebungen der drei deutschen Stände, welche wirklich redlich eine Lösung des reformistischen Problems versuchten, erlagen jammervollem Mißgeschick. Die patriotisch-nationalen Tendenzen des niederen Adels überlebten das Scheitern der Entwürfe Sickingen's und Hutten's nicht, die Erhebung der Bauern unter Führern wie Müntzer und Hipler fand ihr Ende in der gräßlichen Schlächterei der Ueberwundenen, welche die Lehre von der evangelischen Freiheit ernsthaft genommen, und das demokratisch-nationale Wollen des norddeutschen Bürgerthums mußte mit dem gewaltigsten seiner Söhne, mit Jürgen Wullenweber, das von patrizischer Verrätherei und fürstlicher Selbstsucht aufgeschlagene Schaffot besteigen. Die Reformation hatte ein Kind geboren, welches von ihren Feinden und falschen Freunden in der Geburt erwürgt wurde. Doch aus seinen Gebeinen sollte nach mehr als zweihundert Jahren seiner Mutter ein Rächer erstehen.

Es zeugt, wie bekannt, von grober Unkenntniß der Geschichte, wenn man sich die Reformation als ein plötzliches Ereigniß vorstellt, wenn man glaubt, der wittenberger Mönch sei eines schönen Morgens aufgestanden, um jene weltgeschichtliche Bewegung zu veranstalten. Luther war nur ein Glied, allerdings ein bedeutendes, in der Oppositionskette, die sich von den dunkelsten Jahrhunderten ununterbrochen bis auf unsere Tage herabspannt und an welche die Zukunft noch manches Glied wird anzureihen haben. Die Despotie des Dogma war kaum gegründet, als auch der ketzerische Freiheitsgedanke schon an seine glorreiche Wühlerarbeit ging. Die Ketzer mochte die Kirche verbrennen, allein mit Arnold von Brescia, Huß, Savonarola und so vielen Anderen starb nicht die Idee, deren Träger sie gewesen. Sie ruhte und rastete nicht und erweckte sich stets neue Apostel und Märtyrer. Sie hatte schon im 13. Jahrhundert ganze Gegenden und Volksstämme ergriffen und wurde mit den hingeschlachteten Albigensern, Katharern, Lollharden und Stedingern keineswegs ausgerottet. Die Universitäten — in Deutschland wurde die erste zu Prag 1348, die zweite zu Wien 1365 gegründet — boten in ihrer corporativen Gestaltung der erwachenden wissenschaftlichen Forschung einen gesellschaftlichen Stützpunkt. Ja, im Schooße der Kirche selbst regte sich der Widerstand gegen die päpstliche Unfehlbarkeit und Anmaßung. In den Kreisen der Scholastiker standen Denker auf, welche nicht

nur das Aeußerliche des kirchlichen Gebäudes, sondern auch das Innere zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machten, und die großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts nahmen einen ernstgemeinten Anlauf zu tiefgreifenden Reformen. Freilich stockte dieser offizielle Anlauf sehr schmählich. Der Clerus erkannte, daß man auch an der Außenseite der kirchlichen Institutionen keinen Stein verrücken dürfe, ohne das ganze Lug- und Truggebäude zu gefährden. Doch die vorschreitende Zeit ließ sich durch keine Concilienbeschlüsse aufhalten. Das 15. Jahrhundert strotzte von Gährungsstoffen und Bewegungselementen. Die in Folge der Erfindung des Schießpulvers (um 1354) veränderte Kriegsweise machte dem Feudalstaat ein Ende, eine Reihe anderer physikalischer und mathematischer Findungen zeigte die Vornirtheit des hierarchischen Systems, geographische Entdeckungen von unermeßlicher Wichtigkeit, wie die des Seewegs nach Ostindien und die von Amerika, lüfteten den mittelalterlichen Schleier der Unwissenheit vor den Augen der europäischen Völker, von Italien aus strömte die wiedererstandene Literatur des classischen Alterthums das Licht der Vernunft und Schönheit auch über die Länder des Nordens aus und endlich hatte Johannes Gutenberg die von ihm zwischen 1436—54 erfundene und vervollkommnete Buchdruckerpresse seinem deutschen Vaterlande und der Welt geschenkt, für ihn zu ewigem Ruhme, für die Menschheit von unberechenbarem Segen. So waren, verbunden mit den bald erfolgten großen astronomischen Entdeckungen, die Grundlagen einer neuen Weltanschauung gegeben, welche vermittelst der Presse ihre Wirkungen auf immer weitere und fernere Kreise ausdehnte.

Die Deutschen nahmen den oppositionellen Geist der Zeit mit der Tiefe und Beharrungskraft, mit dem sittlichen Ernst ihres Nationalcharakters in sich auf. Die schamlose, vermittelst des Ablaßhandels und anderen Betrugs geübte Blutsaugerei des römischen Hofes, welcher den Ertrag der sogenannten deutschen Sünden unter Verhöhnung der leichtgläubigen Thoren jenseits der Alpen verpraßte, hatte alle Stände erbittert und der neugeweckte Unwille verband sich mit den Erinnerungen der deutschen Kaisergeschichte zur Erzeugung einer nationalen Opposition, deren Keime jedoch tief im Mittelalter zurückliegen und schon in den Gedichten eines Walther von der Vogelweide zu zornglühenden Gedanken aufgesproßt waren. Auch in den Massen hatte diese gegen Rom feindselige Richtung tiefe Wurzeln getrieben. Das Volk abstrahirte sich seinen Haß des römischen Wesens zunächst aus dem ärgerlichen Leben der Geistlichen, deren namenlose Habsucht, Trunksucht, Unzucht,

kenntnißlose Rohheit und unverschämte Schelmerei Stoff zu ungünstigen Betrachtungen in Hülle und Fülle lieferte. Aus diesen Betrachtungen entsprang die volksmäßig-satirische Richtung der deutschen Opposition, welche in Schwänken und Anekdoten der Pfaffheit den Krieg machte und oft sogar das Dogma selbst derb genug streifte. Die reformistisch-theologische Wirksamkeit redlicher und denkender Mitglieder des deutschen Clerus gab der volksmäßigen Opposition festeren Halt. Schon Tauler und andere Mystiker hatten gegenüber der gänzlichen Verweltlichung und sittlichen Versunkenheit der Hierarchie auf Weckung wahrhaft christlichen Sinnes, auf innere Heiligung des Menschen gedrungen. Später setzten populäre Kanzelredner, ein Johann Wessel (1420—89), Johann von Wesel, Geiler von Kaisersberg (1440—1509) und Andere, diese Mission fort und drangen, mit schärfer Kritik die Schäden der Kirche beleuchtend, gegenüber der trägen Werkheiligkeit auf ein praktisches Christenthum. Ihre ernste und wissenschaftliche Opposition, wie die volksmäßig satirische, verband sich in dem glänzenden Streite, welchen die Humanisten, d. h. die Kenner und Ausbreiter der Literatur des classischen Alterthums, gegen Rom und die Römlinge erhoben, zu einer höheren Einheit. Hauptvertreter des Humanismus — welches Wort den Geist der Classik so schön versinnlicht — in Deutschland waren Rudolf Agricola (st. 1485), Konrad Celtes (st. 1509), Hermann vom Busche (geb. 1468), Johann Wimpheling (geb. 1450), Willibald Pirkheimer (1470—1531), Eoban Heß, Heinrich Bebel, Johann Reuchlin (1455—1522) und der in Deutschland eingebürgerte Desiderius Erasmus aus Rotterdam (1467—1536). Die Humanisten zogen durch literarische Thätigkeit, durch Gründung von Bibliotheken, gelehrten Schulen und Gesellschaften ein geistiges Netz über ganz Deutschland. Ueberall regte sich der Eifer für die classischen Studien und in ihrem Gefolge die forschende Vernunft und der kritische Gedanke. Zwar die Humanisten schrieben Latein, auch da sogar, wo sie die volksmäßig-satirischen Elemente der Zeit verarbeiteten; sie hielten es für das Löblichste, ihre dichterischen Ideen in die Versmaaße des Ovid und Horaz, ihre historischen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten in die Perioden Cicero's zu kleiden, und trieben ihre Vorliebe für die Sprache des alten Roms und Griechenlands soweit, daß sie meist ihre ehrlichen deutschen Namen latinisirten und gräcisirten. Sie bedachten nicht, daß das kaum der geeignete Weg sei, ihrem Ziele, das deutsche Volk vermittelst der classischen Studien aus seiner mittelalterlichen Barbarei herauszureißen, näherzukommen.



Ulrich von Hutten

geb. den 20. April 1488 auf seinem Familienschlosse Stackelberg,
gest. den 31. August 1523 zu Ufnau, einer kleinen Insel im Züricher See.

Dessenungeachtet aber ist der classische Denkstoff, womit sie das deutsche Geistesleben befruchteten, von segensreichster Wirkung geworden. Erst mit dem Humanismus hebt die deutsche Wissenschaft, hebt die moderne überhaupt an.

Die Waffen des Spottes verwunden am tiefsten. Die oppositionellen Spottschriften, welche Bebel in seinen Facetien und Erasmus in seinem Lob der Narrheit (encomium moriae) gegen die Anhänger der mittelalterlich-barbarischen, scholastisch-römisch-orthodoxen Richtung schleuderten, fachten den schon lange glimmenden Ingrimm der letzteren gegen die Neuerer zur hellen Flamme an. Der Streit Reuchlin's mit den dickorthodoxen Theologen der Kölner Facultät über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der jüdischen Bücher gab den beiden Parteien Veranlassung, ihre Kräfte zu messen. Der Sieg in diesem Streite neigte sich entschieden auf die Seite der Humanisten. Pirkheimer's Apologie Reuchlin's und die Briefe der Dunkelmänner (epistolae virorum obscurorum) vervollständigten ihn. Diese Dunkelmännerbriefe, so genannt, weil sie den Finsterlingen in die Feder gelegt sind, muß man als eine der besten Satiren und durchschlagendsten Oppositionsschriften ansehen, die jemals erschienen. Sie erregten über ganz Deutschland hin das herzlichste schallendste Gelächter auf Kosten der scholastischen Theologisten, Mönche und Römlinge aller Sorten, deren Dummheit, Schlechtigkeit und Heuchelei darin in ihrer vollen Blöße aufgedeckt wurde. Die Verfasser dieser Satire, denn es waren offenbar mehrere, sind nie mit völliger Bestimmtheit ermittelt worden, jedenfalls aber ging sie aus den humanistischen Kreisen hervor und mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß der Mann, in welchem der Humanismus seinen genialsten und hochherzigsten Vertreter fand, an der Abfassung der Dunkelmännerbriefe überwiegendsten Antheil hat. Jeder erräth, daß wir den fränkischen Ritter Ulrich von Hutten meinen, geboren auf der Burg Stackelberg am Rhein 1488, gestorben auf Ufnau im Zürichsee 1523. Aus angesehenem Geschlechte stammend, beredt, witzig, schon im Jünglingsalter um seiner Gaben und Kenntnisse willen berühmt, seiner lateinischen Gedichte wegen von Kaiser Max eigenhändig zum Poeten gekrönt, hätte Hutten an den deutschen Höfen leicht eine ebenso geachtete als einträgliche und vergnügliche Stellung einnehmen können. Aber das Vaterland ließ ihm keine Ruhe und den eigenen Vortheil hat er jederzeit mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der für höhere Zwecke lebt, bei Seite gesetzt. Ihm mochte zum Vorbild Gregor von Heimburg dienen, jener große Patriot, welcher zur Zeit des Basler Concils die öffentliche Meinung in Deutschland so mächtig gegen

Rom aufgerüttelt hatte. Was Tüchtiges und Edles in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts in unserem Lande gedacht und erstrebt wurde, das fand in Hutten seinen Verkündiger und Verfechter. Er stand mit Wort und Schrift rastlos im Streite. Er warf die lateinische Poetenfeder weg und stieß, das Volk in dessen eigener Sprache anredend, jenen herrlichen Kampfruf, Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Papsts, aus, dem an concentrirtem Zorn und edler Leidenschaft Nichts aus damaliger Zeit gleichkommt. In diesem schönen Gedicht hat er sein Wollen klar manifestirt, das nichts Geringeres bezweckte als die nationale Wiedergeburt Deutschlands.

Indessen hatte Martin Luther (geb. 1483 und gest. 1546 zu Eisleben), nach langem Ringen und Kämpfen seiner Seele in der augustinischen Gnadenlehre Beruhigung findend, am 31. October 1517 seine Thesen gegen den Ablaßhandel zu Wittenberg veröffentlicht, den berühmten Fehdebrief gegen die päpstliche Macht, dessen Tragweite der, welcher ihn erließ, Anfangs keineswegs ahnte, der aber dennoch die reformistische Bewegung in eine bestimmte Bahn lenkte, in die theologisch-protestantische. In dieser beharrte Luther mit der ganzen Unerschütterlichkeit seines Charakters. Vergebens drängten ihn Hutten, Thomas Müntzer, die Ritterschaft, der Bauernstand zur Theilnahme an umfassenderen und höheren Problemen der Zeit, vergebens gab der treffliche Ulrich Zwingli (1481—1531) von der Schweiz aus das Beispiel, wie mit theologisch-reformatorischer Thätigkeit auch die politische zu verbinden sei. Luther kannte die Bestrebungen jener Tage weder in ihrem ganzen Umfange, noch wollte er sie als berechtigt anerkennen. Nach Art praktischer Naturen beschränkte er sich auf das ihm Nächstliegende, auf ein biblisches Kirchenthum. Zu dessen Begründung verband er sich auf's engste mit den deutschen Fürsten und überließ ihnen zum Dank für den Schutz, welchen sie seinem Werke angedeihen ließen, seine Erfindung vom beschränkten Unterthanenverstand, von welchem sie seither den nachdrücklichsten Gebrauch gemacht haben. Nachdem ihr Hauptträger so die politische und soziale Seite der Reformation abgewiesen, nahm sie den unseligen Verlauf, welchen sie nehmen mußte. Sie befreite uns, wie schon Thomasius gesagt, von dem hölzernen Joche der Tradition und legte uns dafür das eiserne des Bibelbuchstabengötzendienstes auf. Sie schwächte das Kaiserthum, erweiterte und befestigte die fürstliche Gewalt und fügte der staatlichen Getheiltheit und Zerrissenheit Deutschlands noch die religiöse bei. Daß



Martin Luther

geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben,
gest. den 18. Febr. 1546 zu Eisleben.

sodann die lutherische Orthodoxie bald genug an dem Prinzip der freien Forschung, von welchem sie ausgegangen, die schmählichste Apostasie beging, ist bekannt; daß aber diese Apostasie noch bei Lebzeiten Luther's und mit seiner Billigung anhob, wird gewöhnlich vom bornirten Parteigeist verschwiegen. Erst die deutsche Philosophie hat das Prinzip der freien Forschung wieder aufgenommen und hat es mit allen seinen Consequenzen — vor denen sich die lutherische Theologie nicht minder als die katholische entsetzen muß — zu dem ihrigen gemacht.

2.

Wie am Eingange der althochdeutschen Periode unserer Literatur das Bibelwerk des Wulfila steht, so tritt uns beim Beginn der neuhochdeutschen die Bibelübersetzung Luther's entgegen. Als der Reformator diese folgenreiche Arbeit unternahm, welche der religiös-reformistischen Stimmung der Zeit erst einen festen Anhaltspunkt gab, fand er die Sprache in jener Verwilderung vor, welche den Uebergang der mittelhochdeutschen Mundart in die neuhochdeutsche zu Anfang des 16. Jahrhunderts kennzeichnet. Luther nahm das Schrifthochdeutsch, wie es sich namentlich in Obersachsen gestaltet hatte, zur Grundlage und richtete sich, wie er selbst sagt, nach der Ausdrucksweise der sächsischen Kanzelei, welche damals „die gemeinste deutsche Sprache" war, verständlich für „Ober- und Niederländer". Aber mit welcher tiefen Erkenntniß seines innersten Geistes, mit welcher Kraft und Geschicklichkeit hat er dieses Sprachmaterial behandelt! Welche Lebensfrische hat er ihm eingehaucht! Was er vorfand, ist unter seinen Händen zu einer Sprache vom reinsten Metall geworden, fest und doch biegsam, gediegen, tönend. Ihr Klang wurde der Nation zugleich mit dem Inhalt der Bibel vertraut und theuer und sie ist die Quelle unserer jetzigen Schriftsprache geworden und geblieben. Kaum weniger einflußreich auf unsere Sprach- und Stylbildung war Luther durch seinen Katechismus, sowie durch seine Mahnreden und Streitschriften, in welchen letzteren er dem derbrealistischen Geiste der Zeit, welcher sich in so häufiger Anrufung des heiligen Grobianus gefiel, daß der Grobianismus ein bedeutendes Literaturelement wurde, unbefangen

seinen Tribut entrichtete. Die Leute verhandelten damals ihre Streitfragen in sehr ungenirtem Deutsch, dessen naturwüchsige Derbheit übrigens nicht wenig zur allseitigen Ausbildung unserer Sprache beigetragen hat.

Doch nicht allein durch seinen prosaischen Styl hat Luther in die Entwicklung unserer Nationalliteratur unmittelbar eingegriffen. Er that dies auch durch die von ihm ausgegangene Begründung des evangelischen Kirchenlieds. Dieses war naturgemäß der populärste und wirksamste Ausdruck der Zeitstimmung, volksmäßig in Stoff und Form. Luther, der, mit einem tiefen Gefühl für Musik begabt, auch die Melodien zu seinen geistlichen Liedern erfand, legte den letzteren meistens einen Gedanken der Psalmen zu Grunde, was jedoch ihrer Selbstständigkeit keinen Eintrag that. Sein berühmtestes Lied, das protestantische Schlachtlied des 16. und 17. Jahrhunderts, Ein' veste Burg ist unser Gott, baut sich auf psalmistischer Grundlage mit eigenthümlichster Kraft in die Höhe. Von Luther ausgehend reicht eine lange Reihe protestantischer Kirchenliederdichter nicht nur bis auf Gellert und Klopstock, sondern bis auf unsere Tage herab. Der Ton derselben ist natürlich ein sehr ungleicher. Während Zwingli, Paul von Spretten, Justus Jonas, Lazarus Spengler, Erasmus Alberus, Nikolaus Hermann und Andere die ursprüngliche Weise der protestantisch-religiösen Lyrik festhielten, erkennt man in den Kirchenliedern eines Ludwig Helmbold, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nikolai, Johann Rist, Ambrosius Lobwasser schon die unerquickliche Einwirkung theologischer Düftelei oder der gelehrt-schwülstigen Dichtungsmanier des 17. Jahrhunderts, welches jedoch in Paul Gerhard (1606—76), dem Dichter der berühmten Lieder: Befiehl du deine Wege — und: O Haupt voll Blut und Wunden — einen geistlichen Lyriker von großer Auszeichnung aufzuweisen hat. Zur nämlichen Zeit weckte das protestantische Lied auch einen katholischen Widerhall. Sehr schwach sind freilich die religiösen deutschen Lieder des Jesuiten Jakob Balde (st. 1668), der doch in der lateinischen Ode keine geringe Begabung zeigte, ein wirkliches Talent aber verräth in manchem Liede seiner Trutz-Nachtigall der Jesuit Friedrich von Spee (1595—1635), dessen Namen sein hochsinniger Eifer gegen den greuelvollen Wahnwitz der Hexenprozesse in den Annalen der Humanität unsterblich gemacht hat. Sein jüngerer Zeit- und Glaubensgenosse Johann Scheffler (Angelus Silesius, st. 1677) rührte Katholicismus und Pantheismus zu einem mystischen Brei zusammen, der nachmals in der herrnhut'schen Liederdichtung des Grafen von Zinzendorf

und Anderer so widerwärtig süßlich aufgewärmt wurde, überfließend von Lämmleinbruderschaftsliebeleithränen und duftend von Jesuleinwundenblutschweiß.

Wir sahen oben, daß die literarische Thätigkeit der Humanisten, welche bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts durch den unglücklichen Nikodemus Frischlin (1547—90) in lateinischen Gedichten und Komödien fortgeführt wurde, mit satirischen Elementen stark versetzt war, und diese wurden zu gleicher Zeit durch eine Reihe oppositionell-satirischer Werke in deutscher Sprache auch für das größere Publikum fruchtbar gemacht. Tiefgetaucht in diese Zeitfarbe erstand gerade am Schluß des 15. Jahrhunderts (1498) das uralte germanische Thierepos vom Fuchs und Wolf wieder, aber seiner waldursprünglichen Naivetät entkleidet und, durch Nikolaus Baumann (?) oder Heinrich von Alkmar (?) in niederdeutscher Mundart unter dem Titel Reineke Vos (Nhdg. v. Simrock) erneuert, auf die Zeitgebrechen, namentlich auf die religiösen, höchst ergötzlich satirisch gemünzt. Mit wie markigen Zügen das Gedicht den Gährungsprozeß der beginnenden Reformationsperiode zeichnet, deutet schon der Umstand an, daß Göthe in den Gährungen des Revolutionszeitalters eine Wiederdichtung des Reineke vornahm, in der eingestandenen Absicht, sich daran über seine eigne Zeit zu orientiren. Wenn aber in diesem Gedicht der oppositionelle Geist Vorzeitliches zu seinen Zwecken umformte, so sehen wir anderwärts, daß er auch näherliegende Anknüpfungspunkte suchte. Sebastian Brant aus Straßburg (1458—1521) vermittelt durch sein Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien, in welchem die Thorheiten und Laster der Zeit durch die moralische Hechel gezogen werden, den Uebergang von der mittelalterlichen Lehrdichtung zur satirischen Polemik, welche in seines Landsmanns Thomas Murner (1475—1536) Narrenbeschwörung und anderen Arbeiten schon auf bestimmtere Ziele sich richtet, erst für die Reform kämpfend, dann gegen das Lutherthum Front machend. Auch die Fabulisten Erasmus Alberus (st. 1553) und Burchard Waldis (st. 1556?) stehen in der Reihe der reformistischen Tendenzpoeten, ebenso Georg Rollenhagen (1542—1609), der in seinem Froschmeuseler die Fabel zum Thierepos erweiterte. Sein Froschmäusekrieg ist freilich sehr gedehnt und gelehrt trocken, mitunter aber auch schlagend satirisch, wie z. B. da, wo er in seiner Schilderung des Froschpriesters ein Bild von dem Stande entwirft, dessen „Vater ist der heilige Geiz, sein' Mutter die alte Supersteiz" (Superstition). Ueber die Genannten erhebt sich an vielseitiger Thätigkeit

und durchschlagender Kraft der Satire Johann Fischart genannt Mentzer aus Mainz (st. 1589), beseelt von aristophanischem Geist und in seinen Schriften, deren lange Reihe noch lange nicht vollständig bekannt und zugänglich ist, sämmtliche Richtungen und Seiten der Literatur der Reformationsperiode darstellend. In ihnen hat der publizistische Charakter dieser Literatur so recht seinen Ausdruck gefunden. Fischart muß mit außerordentlicher Leichtigkeit produzirt haben und wußte sich überall schnell zurechtzufinden. Seine Meisterschaft in Behandlung der Sprache tobt sich oft in den übermüthigsten Launen aus, besonders in der dem Rabelais nachgedichteten Affentheuerlich Naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung von den Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel von Durstwelten, einem Werke, in welchem der Grobianismus des 16. Jahrhunderts eine wahrhaft classische Vollendung erreichte und welches man an Höhe und Tiefe, Witz, Humor, Scharfsinn, aristophanischer Keckheit und treuherziger Naivetät mit Recht eine zehnfache Ueberbietung seines französischen Urbildes genannt hat, wie es zugleich eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß der Volkssitten und Gesellschaftsgebräuche seiner Entstehungszeit ist. Aber auch in anderen seiner komischen Dichtungen, z. B. in der Flöh-Hatz, ist die plastische Sittenmalerei bewundernswerth. Wo er, der reformistischen Richtung mit Entschiedenheit zugethan, im Dienste derselben die satirische Keule schwingt, wie in seinem Bienenkorb des h. röm. Immenschwarms, in seinem Sekten- und Kuttenstreit der Barfüßer, in seinem gegen die Schüler des „Ignacio Lugiovoll" gerichteten vierhörnigen Jesuwiderhütlein, da treffen ihre Streiche mit zermalmender Wucht. Daß er endlich auch im ernsten Genre ein schönes Dichtervermögen bethätigte, dessen ist insbesondere sein Glückhafft Schiff Zeuge, in welcher poetischen Erzählung der Grundgedanke, daß beharrlichem Mannesmuth auch das Schwerste gelingen müsse, mit anschaulicher Malerei durchgeführt wird.

Wie zur Reformationszeit der episch-mittelalterliche Styl des deutschen Lebens gleichsam in den dramatisch-modernen überging, so machte sich auch in der Dichtung selbst dieser Uebergang bemerkbar. Dem geistlichen Mysterienspiel hatte sich allmälig die weltliche Posse, das sogenannte Fastnachtsspiel, zugesellt, hervorgegangen aus improvisirten Maskenspäßen zur lustigen Zeit der Fastnacht und besonders auf den Straßen und in den Bürgerhäusern von Nürnberg heimisch. Der muntere Wappendichter Hans Rosenblüt und sein Zeitgenosse Hans Folz gaben um 1450 diesen mit Werkstattscherzen,



Hans Sachs

geb. den 5. Nov. 1494 zu Nürnberg,
gest. den 25. Januar 1576 zu Nürnberg.

Wochenmarktzoten und Eheskandalen gewürzten, meist auf eine saftige Prügelei hinauslaufenden Possen zuerst eine Art literarischer Form, die jedoch ganz locker und lose war. Eine höhere Absicht als eben Lachen zu erregen und die Fastnachtsfreude zu mehren, lag diesen Farcen überall nicht zu Grunde. Das änderte sich aber, sowie die Zeit der Reformation entgegenschritt. Die oppositionelle Tendenz ging in das werdende Drama ein. Bereits um 1480 wurde in der Manier der Mysterien Ein Spil von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen, geschrieben, wahrscheinlich von dem Geistlichen Theodor Schernbergk, in welchem die Sage von der Päpstin Johanna mit offenbar polemischer Absicht behandelt ist. Ganz bestimmt und mit sehr derber Komik prägt sich die religiös-politische Polemik gegen das Bestehende in den beiden vortrefflichen Fastnachtsspielen aus, welche der Berner Maler Niklaus Manuel (1484—1530) im Jahre 1522 in seiner Vaterstadt durch Bürgersöhne zur Aufführung brachte und von denen der Chronist Anshelm rühmt, daß durch „diß wunderliche vnd vor nie als gotteslästerlich gedachte Anschauwungen ein groß Volk bewegt wardt, christliche Fryheit und bäpstliche Knechtschaft ze bedencken vnd ze unterscheiden.“ Auch die Mysterien wurden, wie unter anderen des Paulus Rebhun Geistlich spiel von der Gotfurchtigen vnd keuschen Frawen Susannen zeigen kann, von den Protestanten in evangelischem Sinne und mit Hervorkehrung der allegorisch-moralischen Nutzanwendung umgebildet und durch Schüler oder Bürger zur Darstellung gebracht. Soweit war das deutsche Drama, als ihm auch der wackere Hans Sachs aus Nürnberg (1494—1576) seine fruchtbare Feder widmete. Der hölzernen Unbelebtheit der Handlung, dem Mangel an Charakterentwicklung und was sonst noch Unzulängliches dem deutschen Schauspiel anklebte, hat Sachs nur wenig oder gar nicht abgeholfen und sind namentlich seine „Tragedi“ trockene Holzschnittzeichnungen, beklert mit grell mordthätigen Farben. Aber der treffliche Mann, dessen Schusterschurzfell nur der vornehme Unverstand belächeln mag, hat besonders in seinen Fastnachtsspielen, von denen das Narrenschneiden mit Recht in allen Beispielsammlungen unserer Literaturgeschichte erscheint, so viel tiefe Welt- und Menschenkenntniß, eine so richtige Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine so gesunde und mild verständige Moral entfaltet, daß schon um deßwillen sein Name mit Ehren im Gedächtniß der Nachwelt besteht. Sachs war eine wirkliche Poetennatur und er hat mit einem Dichter der neuesten Zeit, mit Rückert, darum eine überraschende Aehnlichkeit, weil ihm Alles,

was im Leben ihn berührte, zu einem Gedicht wurde. Nahe an sechzig Jahre ist er poetisch thätig gewesen und er hat vierunddreißig Foliobände handschriftlich mit seinen Arbeiten angefüllt. Da finden sich freilich viele werthlose Schlacken, aber auch viele Silberbarren und manches Goldkorn. Er versuchte sich in allen dichterischen Formen seiner Zeit und in einigen, wie in Fabel, Schwank und Fastnachtsspiel, mit überlegenem Talent. Das deutsche Bürgerthum des 16. Jahrhunderts hat in ihm seinen edelsten und umfassendsten Ausdruck gefunden. Er war ebenso reich an Kenntniß als an Liebe. Kein Wirrsal vermochte die Klarheit seines Blickes zu trüben, welcher die besten Ziele seiner Zeitgenossen fest im Auge behielt. Diese Ziele hat er seinen Mitlebenden mit naiver Heiterkeit und gehaltener Mäßigung zur Anschauung zu bringen und zu empfehlen gewußt und kein Autor von damals hat die Kunst, unterhaltend und ergötzend zu lehren, zu warnen und zu bessern, so gut verstanden wie er. Seine Thätigkeit als Schauspieldichter wurde von seinem Landsmann Jakob Ayrer bis gegen 1618 hin fortgesetzt, doch kam dieser nicht über Sachs hinaus, wenn gleich einige seiner Stücke dadurch merkwürdig sind, daß sie durch Einlegung von Volksliedern in den Text die Anfänge der deutschen Oper bezeichnen. Das Schauspielwesen selbst gewann übrigens jetzt eine erweiterte Gestaltung und Wirksamkeit durch vagirende Komödiantenbanden, aus denen dann im Verlauf des 17. Jahrhunderts allmälig die Elemente zu stehenden Hof- und Stadtbühnen hervorgingen. Das erste Schauspielhaus in Deutschland war 1550 durch die nürnberger Meistersängerzunft erbaut worden.

Das ganze 16. Jahrhundert trägt vorwiegend den Charakter einer nüchternen, bürgerlich-praktischen Verständigkeit, welche, hochfliegender Dichterei weit mehr hinderlich als förderlich, poetische Stoffe und Ueberlieferungen gerne in die Form der Prosa umsetzte. Dies zeigt recht anschaulich unsere alte Volksbücherliteratur, welche die nationalen und höfischen Sagengestalten des Mittelalters prosaisch reproduzirte und an welcher das Volk nur wieder um so mehr Gefallen fand, je mehr ihm die Theilnahme an der reformistischen Bewegung durch die theologisch-gelehrte Versandung derselben verkümmert ward. Da jedoch die Buchdruckerei in ihrer stets sich erweiternden Thätigkeit die Lesebegierde auch der unteren Stände rastlos stachelte, so thaten derselben die alten Sagen und Geschichten allein bald kein Genüge mehr. Die Volksbüchermacher — denn wir können uns nicht zu der geistreichen Ansicht erheben, daß ein Volksbuch sich von selbst mache,

oder ein Volkslied sich selber dichte — mußten daher nach neuen Stoffen ausschauen, wie solche sich gerade in der Zeit vorfanden, und so entstanden die Volksbücher vom Doctor Faust und vom ewigen Juden, und die Narrenhistorien vom Eulenspiegel, von den Schildtbürgern, von Peter Leu, von Claus Narr, Hans Clauert und anderen, über deren Bibliographie der wißbegierigere Leser Gödeke's verdienstvolles Buch: Elf Bücher deutscher Dichtung (I, 143 fg.) nachschlagen mag. Mit dem Singen und Sagen war es vorbei, das Schreiben, Drucken und Lesen trat an dessen Stelle und so gewann die Prosa eine immer breitere Wirksamkeit. Die Leselust ließ sich aber nicht mehr mit Sagen und Mythen abspeisen, sie verlangte, von dem allwärts erwachenden Realismus der modernen Zeit erfüllt, nach soliderer Kost. Daher die lebhafte Chronikschreiberei zu Ausgang des 15. und das ganze 16. Jahrhundert hindurch. Noch immer zwar wurden höchst wichtige zeitgeschichtliche Werke, wie Pirkheimer's Schweizerkrieg Maximilian's I. und Johann Sleidan's Commentarien über die Regierung Karl's V. lateinisch abgefaßt, allein daneben standen an allen Ecken und Enden Deutschlands Chronisten auf, die in treuherzigem Deutsch ihre Leser mit der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart bekannt zu machen suchten, meist auf engere Kreise sich beschränkend, mitunter jedoch auch den Blick auf weitere richtend. Von streng kritischer Sichtung und Ordnung des Materials war freilich in diesen Chronikbüchern nur selten die Rede. Sagen, Fabeln und Legenden laufen viele mitunter in einer Geschichtschreibung, die im Allgemeinen nur eine vom Hörensagen war. Zu ihren besseren und besten Leistungen gehören die bairische Chronik von Johann Turnmayer (Aventinus), die pommer'sche von Thomas Kantzow, die dithmarsische von Johann Köster, die preußische von Lukas David und die schweizerische des Egidius Tschudi, welcher Letztere mit herodotisch naiver Darstellung gewissenhafte Forschung vereinigt. Sebastian Frank versuchte sich schon in einer deutschen Reichschronik, ja er wagte sich in seiner Geschychtbibel sogar an die Universalhistorie. Daneben sammelte er die deutschen Sprüchwörter, was nachmals Wilhelm Zinkgref (st. 1635) in erweitertem Maaßstabe fortsetzte, indem er eine reichhaltige Sammlung von historischen Anekdoten und sinnfertigen Spruchreden anlegte (Apophthegmata). Zur Geschichte des Ritterthums lieferte Georg Rüxner durch sein Turnierbuch einen schätzbaren Beitrag, zur Kriegsgeschichte der Reformationszeit Adam Reißner durch seine Historia der beiden Frundsberge. Für die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts sind von höchster

Wichtigkeit die Selbstbiographien des Ritters Götz von Berlichingen (st. 1562), des Ritters Hans von Schweinichen (st. 1616) und des Bartholomäus Zastrow (st. 1603). Mit diesen Werken, welchen man auch noch die Briefe des bekannten augsburger Feldhauptmanns Sebastian Schertlin beizählen mag, hebt die deutsche Memoirenliteratur an, wie die Cosmographei des Sebastian Münster (st. 1552) die unbeholfenen und wunderlichen Anfänge unserer geographischen Wissenschaft markirt.

Das 16. Jahrhundert brachte auch unser Zeitungswesen in Gang, welches überhaupt erst möglich wurde, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden und das Postwesen wenigstens nothdürftig eingerichtet war. Bisher hatte das historische Volkslied die Stelle der Journalistik vertreten. Statt seiner kamen nun die fliegenden Blätter und die sogenannten Relationen auf, welche aber nicht in regelmäßiger Wiederkehr, sondern nur bei besonders wichtigen Veranlassungen erschienen, manchmal in schlechten Reimen, meist aber in prosaischer Gesprächs- oder Briefform abgefaßt und gewöhnlich mit Holzschnitten verziert waren, die sehr bald auch zerrbildnerisch auftraten. Schon auf diese Anfänge unserer Journalistik setzte aber die unter Karl V. erlassene Censurordnung einen bleiernen Dämpfer. Die ersten periodisch wiederkehrenden und eben dadurch den Uebergang von den Flugschriften und Relationen zu den eigentlichen Zeitungen in unserem Sinne vermittelnden Schriften waren die jährlichen Kalender, die erst kurz vor der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen, und die buchhändlerischen Meßkataloge, deren erster 1564 herauskam. Den Kalendern und Katalogen schlossen sich dann die sogenannten Postreuter an, welche jedesmal am Schlusse des Jahres eine Uebersicht der Ereignisse desselben lieferten. Es währte bis ins 17. Jahrhundert, bevor eine regelmäßige wöchentliche Zeitung in Deutschland erschien. Egenolph Emmel gab sie 1615 zu Frankfurt heraus und fand so rasche Nachahmung, daß schon drei Jahre darauf Wien, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Köln und andere Städte Zeitungen hatten. Zur gleichen Zeit wurden aus Flugblättern, Gesandtenrelationen, Manifesten und anderen öffentlichen Documenten dickleibige Geschichtswerke in deutscher Sprache zusammengestellt. Das von Johann Abellinus 1617 begonnene, nachmals auf 21 Folianten angewachsene Theatrum Europaeum gibt die deutlichste Vorstellung von dieser aus der Journalistik hervorgegangenen Historiographie.

Die emsige Beschäftigung mit der Geschichte weist schon auf das Erwachen deutschen Forschungseifers auch auf anderen wissenschaftlichen Ge-



Nicolaus Kopernikus

geb. den 19. Febr. 1473 zu Thorn,
gest. den 24. Mai 1543 zu Frauenburg.

bieten hin. Das denkwürdige Zusammenwirken großer Ereignisse im staatlichen, religiösen und sozialen Leben der Völker Europa's, welches auf der Gränzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts statthatte, mußte auch die strengere Wissenschaft befruchten. Die Alten waren aus ihren Gräbern auferstanden. Ihre Schriften predigten den Humanismus, die Gebilde ihrer Kunst, ein Laokoon, ein Apoll von Belvedere, eine medizeische Venus, verkündigten mit ihren Marmorlippen die frohe Botschaft ewiger Schönheit, deren Apostel in Italien Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raphael und Tizian, in Deutschland Holbein und Dürer wurden, und wie kühne Seefahrer auf der Oberfläche der Erde neue Welten aufschlossen, so entdeckten geniale Astronomen solche in den unendlichen Räumen des Firmaments und enthüllten tiefsinnige Mathematiker die Gesetze des Universums, dessen Unermeßlichkeit vermittelst der „raumdurchdringenden Kraft" der zuerst in Holland (um 1608) bekannt gewordenen Fernröhre dem forschenden Menschenauge näher gerückt und begreiflicher wurde. Mit Selbstgefühl dürfen wir es sagen, daß Deutsche an den mathematischen und astronomischen Findungen, welche das Fundament der modernen Wissenschaft bilden, einen höchst bedeutenden Antheil haben. Georg Peurbach und sein Schüler Johann Regiomontanus (Müller) bahnten Copernicus den Weg, dem großen Reformer der Astronomie. Copernicus (Köpernik oder Koppernik) wurde 1472 oder 1473 zu Thorn geboren und starb am 24. Mai 1543, wenige Tage nach dem Erscheinen seines epochemachenden Werkes De revolutionibus orbium coelestium. Nahe an dreißig Jahre hatte er an diesem System der Himmelsbewegungen gearbeitet, welches die schon im Alterthum da und dort aufgetauchte Ahnung, daß die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sei, um welchen die Erde sich drehe, zur evidenten Wahrheit erhob. Als ihm das große Geheimniß hell aufgegangen, da rief er mit dem edlen Enthusiasmus des überzeugten Forschers aus: „durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie der kreisenden Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt." Das copernikanische System, jetzt die Basis unserer ganzen Weltanschauung, hatte das Glück, durch eine Reihe ausgezeichneter Nachfolger seines Urhebers, den Dänen Tycho de Brahe, den Deutschen Keppler, den Italiener Galilei und den Engländer Newton, seine allseitige Prüfung und Feststellung zu erhalten. Johann

Keppler — so unterzeichnet er in seinen deutschen Briefen seinen Namen — wurde am 27. Dezember 1571 in dem schwäbischen Dorfe Magstatt geboren und starb am 15. November 1631 zu Regensburg, zwar nicht Hungers im buchstäblichen Sinn, wie die Sage geht, aber doch aufgerieben von den Sorgen und Widerwärtigkeiten eines kummervollen Lebens, dem auch die Bitterkeit nicht fehlen sollte, daß der treffliche Mann seine siebzigjährige Mutter nur mit äußerster Mühe den mörderischen Krallen des Hexenprozesses entreißen konnte. Keppler ist der Finder der drei nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung: 1) Jede Bahn eines planetarischen Körpers ist eine Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Sonne sich befindet; 2) in gleichen Zeiten beschreibt jeder planetarische Körper gleiche Sectoren um die Sonne; 3) die Quadratzahlen der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten sich wie die Cubi der mittleren Entfernung. Dieses Hauptresultat seiner Forschungen, daß alle Planeten in Ellipsen um die Sonne sich bewegen und daß die Sonne in dem einen Brennpunkt der Ellipsen sich befinde, war die nothwendige Ergänzung des copernikanischen Systems und hiedurch erschien nun der „planetarische Weltbau objectiv, gleichsam architektonisch, in seiner einfachen Größe", so daß es Newton ermöglicht war, das „Spiel und den Zusammenhang der inneren, treibenden und erhaltenden Kräfte" zu erkennen und zu enthüllen. Der Standpunkt, worauf Keppler gelangt war, setzt schon voraus, daß in den mathematischen Fächern überall Anläufe zu Fortschritten genommen und solche auch erzweckt wurden. Gleichfalls war dies in den Naturwissenschaften der Fall. Auch hier ging man daran, von roher Empirie und gedankenlos nachgebetetem Fabelwesen zu wissenschaftlicher Forschung und Gestaltung vorzuschreiten. Der vielgenannte, vielverlästerte, aber bei allen seinen phantastischen Schrullen dennoch ein originales Forschertalent bewährende Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493 — 1541) hat in Medizin und Chemie, welche letztere er zuerst aus der alchemistischen Nebelei heraus in die Tagesheitere der Wissenschaft führte, fruchtbare Anregungen gegeben und so that in Beziehung auf Geognosie und Mineralogie Georg Agricola (st. 1555), der Begründer des methodischen Bergbaus in Deutschland, so in Beziehung auf Geologie, Botanik und Zoologie der unermüdliche Polyhistor Konrad Geßner aus Zürich (1516 — 65). Was die übrigen Wissenschaften angeht, so mußten Staatswissenschaft und Jurisprudenz in Deutschland erst von außen her, durch die staatswissenschaftlichen Theorien Macchiavelli's, Hugo Grotius',



Johann Kepler

geb. den 27. Dec. 1571 zu Magstadt, einem Dörfchen bei der schwäbischen Reichsstadt Weil,
gest. den 15. Nov. 1630.

Spinoza's, Hobbes', Locke's, Sidney's und Anderer, befruchtet werden, bevor der wissenschaftliche Anbau derselben bei uns begann. Selbst die Carolina, der berühmte unter Karl V. im Jahre 1532 erlassene Strafcoder, welcher ursprünglich durch Johann von Schwarzenberg zu Bamberg war zusammengestellt worden, wurde erst im folgenden Jahrhundert durch Benedict Carpzov und andere Juristen Gegenstand gelehrter Behandlung. Dagegen mußte die Theologie in einer Zeit von vorwiegend theologischem Charakter der maßlosesten gelehrten Bemühungen sich erfreuen, um so mehr, als die reformistische Bewegung sehr bald in die kleinlichst-pfäffische Klopffechterei ausgeartet war. Wir wollen unsere Leser mit diesen jetzt verdunsteten Stänkereien nicht behelligen. Wir sagen nur, daß auf Seite des Lutherthums nächst Luther vor allen Philipp Melanchton (Schwarzerd aus Bretten, 1497—1560) als Theologe bedeutend war. Er ist der Verfasser der berühmten Augsburger Confession und der eigentliche Formgeber der protestantischen Dogmatik, welche nachmals durch Leonhard Hutter (st. 1616) und Andere weiter ausgeführt wurde. Auf Seite der Zwingli'schen Reform haben sich neben Zwingli besonders Oekolampadius, Bucer, Capito und Bullinger als theologische Schriftsteller hervorgethan, während katholischerseits durch populäre Wirksamkeit insbesondere der Jesuit Peter Canisius (st. 1598) vorragt, welcher den nach ihm benannten Katechismus dem lutherischen entgegensetzte. Von der versteinerten Orthodoxie des Lutherthums zweigte sich die mystische Richtung des Johann Arndt (st. 1621) ab, der mit seinen vier Büchern vom wahren Christenthum auf Tauler und Suso zurückweist, und noch entschiedener die theosophische des Valentin Weigel (st. 1588), welche in Jakob Böhm (1575—1624) ihren Vollender fand. Dieser tiefsinnige görlitzer Schuster, welchem Ausländer den Ehrennamen des Philosophus teutonicus gegeben haben, ist eine merkwürdige Erscheinung. Ganz gewaltig regte sich in seiner sanften und frommen Seele der philosophische Gedanke unseres Landes und er steht an der Gränzscheide des Reformationszeitalters als ein auf die späteren Entwickelungen deutscher Philosophie vorwärtszeigender und darum auch von seinen Zeitgenossen unverstandener und ungewürdigter Prophet. In seiner Aurora und anderen Schriften strebt das Denken dieses speculativen Mystikers darauf hin, Alles in eine absolute Einheit aufzulösen, alle Gegensätze in Gott zu vereinigen, und so gelangt er zu dem pantheistisch-christlichen Endergebniß: Das Universum ist Ein göttliches Leben, eine Offenbarung Gottes in allen Dingen.

3.

Keiner der modernen Nationen war es gegönnt, ihr Geistesleben und dessen höchste Gestaltung, ihre Literatur, in so ungestört organischer Entwicklung, so ganz eigenthümlich und selbstständig auszubilden, wie das die hellenische zu thun vermocht hatte. Das moderne Völkerleben duldete keine antike Abgeschlossenheit mehr. Die Schranken des mittelalterlichen Fürsichseins der Völker waren schon durch die Kreuzzüge gesprengt worden und wir sahen oben, von welcher Triebkraft diese umgekehrte Völkerwanderung für die Blüthe unserer mittelhochdeutschen Romantik gewesen ist. Aber schon früher war ja die selbstständige Entwicklung unserer Literatur durch das Christenthum und die romanische Cultur beeinträchtigt worden und nun sollten Einwirkungen von außen her auch das höchlich gefährden, was im Reformationszeitalter Deutscheigenes nationalliterarisch zu keinem und aufzusprossen angefangen hatte. Der dreißigjährige Krieg von 1618—48, durch die den Katholicismus restaurirenden Jesuiten angeschürt, aber von den schon lange mit dem Ausland reichsverrätherisch liebäugelnden und intriguirenden Protestanten mitverschuldet, vernichtete nicht allein unsere politische Stellung als Nation, nein, er schien Deutschland überhaupt physisch und moralisch ruiniren zu wollen. Als dem unseligen Krieg der westphälische Friede ein klägliches Ende machte, war die Herrschaft der Ausländer, welche die von unseren Urvätern ererbte deutsche Krankheit des Particularismus so gut zu benützen wußten, über unser Land entschieden. Sein Boden war eine Wüste, seine Bewohnerzahl um drei Viertheile geschmolzen, seine Fürsten hüben und drüben waren Marionetten an den Drähten auswärtiger Cabinette, seine Geistlichen geistlose Formelmenschen und lieblose Fanatiker, sein Adel war der Heimat und dem Volke entfremdet, sein Bürgerthum verarmt, seine Bauerschaft verthiert, seine Frauen waren entsittlicht und entwürdigt, seine Städte ausgeraubt und verheert, seine Dörfer verbrannt, sein alter Ruhm war geschändet, seine neue Schmach unerhört, der Nationalsinn untergegangen in äffischer Ausländerei, der Born geistiger Zeugungskraft eingefroren zu impotenter Nachahmungskünstelei. Wenn inmitten solcher Trübsal, Verflachung und Verwilderung der deutsche Geist seine Arbeit wieder

von Neuem aufnahm, so zeugt das rühmlich von seiner unüberwindlichen Lebensfähigkeit. Denn die Aufgabe war eine ungeheuere: zu einer Zeit, welche den Zusammenhang mit der früheren Cultur zum großen Theil verloren hatte, sollte eine neue gegründet werden. Und sie wurde es wirklich und deßhalb müssen wir die Männer, welche diesem schweren Geschäfte sich unterzogen, der Mangelhaftigkeit ihres Werkes ungeachtet, in hohen Ehren halten.

Sie mußten nothgedrungen ihre Blicke auf das Ausland richten. Die Erinnerung an die mittelalterliche Bildung und ihre literarische Blüthe war, wie schon angedeutet, in Deutschland erloschen. Die volksthümlichen und nationalen Keime, welche überall in unserer Literatur des 16. Jahrhunderts sich geregt hatten, waren unter furchtbaren Kriegsstürmen verdorrt oder von dem theologischen Unkraut überwuchert worden. Da boten sich also nirgends passende Anknüpfungspunkte. Hingegen mußte der Blick auf die literarischen Leistungen des Auslandes die Gebildeten zur Nacheiferung auffordern. Die classischen Studien hatten dort höchst mächtig auf das nationale Schriftthum eingewirkt. Die italische Literatur hatte durch Dante, Petrarca und Boccaccio, durch Machiavelli, Bojardo und Ariosto den Gipfelpunkt ihres Glanzes bereits erstiegen, die spanische wurde durch Boscan, Garcilaso, Montemayor, Mendoza und Cervantes demselben rasch entgegengeführt und in Frankreich bereiteten Ronsard und seine Schule der Classik eines Corneille, Racine und Moliere den Weg. Da gab es also für die Kenner fremder Sprachen — und diese Kenntniß hatte sich schon im 16. Jahrhundert bei uns auszubreiten angefangen — genug zu bewundern und nachzuahmen. Reisende Fürsten und Edelleute brachten aus der Fremde die poetischen Werke derselben heim und theilten in Verbindung mit dafür empfänglichen Damen den Geschmack an italischer, spanischer und französischer Poesie weiteren Kreisen mit. Gelehrte wurden dadurch angeregt, ihrer einseitig philologischen Beschäftigung mit dem classischen Alterthum die Berücksichtigung der modernen romanischen Literaturen zu gesellen und auch wohl gar nach einem Ruhme zu streben, wie ihn italische, spanische und französische Autoren dadurch erlangt, daß sie in der Volkssprache schrieben. So kam denn in die während und nach dem dreißigjährigen Kriege neu sich bildende deutsche Literatur von Anfang an ein vornehm-gelehrter Ton, welchen das Volk entweder gar nicht verstand oder welcher dasselbe, wo er ihm etwa zu Ohren kam, jedenfalls kalt ließ. Ja, so exclusiv sonderte sich die neue

Poeterei von dem Volke, daß sie sogar das da und dort noch tönende Volkslied gewaltsam in die dünnluftige Region der Gelehrsamkeit hinaufrückte, wo ihm dann der Athem bald genug ausging. Wir nehmen das insbesondere deutlich wahr an den historischen Gedichten aus dem 17. Jahrhundert, deren trocken gelehrte Weitschweifigkeit gegen die lebensvolle Frische der geschichtlichen Volkslieder aus früherer Zeit so unvortheilhaft absticht. Das Zurücktreten des Volkes von der Betheiligung an der literarischen Production — der noch fortvegetirende Meistergesang war aller belebenden Kraft und Wirkung längst verlustig geworden — gab aber der gelehrten Reflectionspoesie den unbeschränktesten Spielraum. Sie folgte mit sklavischer Ehrfurcht den Spuren ihrer ausländischen Muster und so hob denn in unserer Literatur eine lange Periode der Unselbstständigkeit und Nachahmung an, welcher erst der in Klopstock und Lessing wieder erwachende deutsche Genius mit kräftiger Hand ein Ziel steckte.

Wir dürfen uns aber, indem wir zur Betrachtung eines fast durchweg vom Ausland abhängigen Zeitraums unserer geistigen Geschichte vorschreiten, wohl eine Bemerkung erlauben, welche geeignet ist, uns über das so eben abgelegte demüthigende Bekenntniß zu trösten. Deutschland hatte das geistige Anleihen, welches es im 17. Jahrhundert bei den Fremden contrahirte, zum Voraus und in mehr als tausendfachem Betrage bezahlt. Unser Genius war es, welcher den Völkern Europa's die glorreiche Maschine gegeben, durch die der Gedanke befähigt wird, Gemeingut zu werden, die Maschine, durch welche Wissenschaft und Literatur überall erst so recht möglich wurden, die Säemaschine der Bildung, ohne welche Europa noch heutzutage in der tristesten mittelalterlichen Barbarei befangen sein würde. Diese Wohlthat wog doch wohl einige Regeln der Poetik, einige Versarten und Strophenformen, etliche Schauspiel- und Romanmuster auf. Und dann die Reformation, durch welche unser Land zum Mittelpunkt alles höheren Lebens und Strebens der Völker Europa's geworden. So unzulänglich, ja unheilvoll sie in ihren nächsten politischen und sozialen Folgen für uns selbst sich erwies, von eben so unermeßlich heilsamer Anregung war sie für die civilisirte Welt. Das stammverwandte England, in welchem seit den Kriegen der beiden Rosen das germanische Volkselement über das normännisch-französische Adelsregiment ein immer entschiedeneres Uebergewicht erlangt hatte, nahm das Werk, an dessen Durchführung die Ungunst der Umstände Deutschland hatte erlahmen lassen, mit praktischem Sinne auf und sein Cromwell übersetzte den Gedanken,

welcher Luthern zur kirchlichen Rebellion getrieben hatte, in die politische That. Das Werk dieses hochherrlichen Germanen erlag daheim einer zeitweiligen Reaction, aber dieses Werkes Geist ruhte auf den consequentesten Anhängern der Reformation, auf den Puritanern, welche, aus ihrem Vaterlande verstoßen, in der Urwaldwildniß von Nordamerika der Freiheit einen Altar bauten und ein Gemeinwesen gründeten, aus dessen Schooß hervor dem gealterten Europa das verjüngende Evangelium der Menschenrechte verkündet werden sollte. Fürwahr, wir dürfen mit stolzem Selbstbewußtsein dem deutschen Geist seinen vollen Antheil an dieser frohen Botschaft vindiziren und nie auch möge das uns gegenüber so gern sich überhebende Ausland vergessen, daß unsere Forscher es waren, welche zuerst mit kühner Hand den Schleier der Natur hoben, die Unermeßlichkeit des Firmamentes maßen und dem Menschenauge den Einblick in die unendliche Größe und Majestät des Universums eröffneten.

Es gewährt nur ein dürftiges Interesse, die ersten nationalliterarischen Versuche des 17. Jahrhunderts zu betrachten. Dichterischer Gehalt ist keiner darin, aber man muß die Ausdauer eines Paul Melissus Schede (st. 1602), Peter Denaisius (st. 1610), Georg Rudolf Weckherlin (st. 1651), Johann Valentin Andreä (st. 1654) und anderer patriotischen Poeten bewundern, womit sie in jener trauervollen Zeit gegenüber der unfruchtbaren lateinischen Dichterei an der Herstellung eines formalen Bodens für die deutsche Literatur arbeiteten. Die poetischen Formen des Auslandes waren hiebei maßgebend. An die Stelle des volksthümlichen, von Sachs und Fischart gebrauchten Verses von vier Hebungen traten vielerlei künstliche Rhythmen, Maaße und Strophen, romanische und antike, in welchen sich die verwilderte Sprache freilich ungeschlacht genug bewegte. Die Nothwendigkeit einer sprachlichen Reform, einer Reinigung unserer in den Kriegstrubeln durch buntscheckigste Sprachmengerei unsäglich verdorbenen und verwüsteten Sprache machte sich aber so gebieterisch geltend, daß Jeder, der noch einen Funken deutschen Gefühls in der Brust trug, sie empfand und durchgeführt wünschte. Aber diese Arbeit erforderte mehr Kräfte, als der einzelne Gelehrte ihr zur Verfügung stellen konnte. Nur das Mittel der Association war hier ausreichend und wir müssen es rühmend anerkennen, daß zu diesem richtigen und tüchtigen Mittel gerade in den Kreisen gegriffen wurde, welche sonst in unpatriotischer Ausländerei den unteren Ständen mit schlimmstem Beispiele vorangingen. Fürstliche und adelige Personen waren es, die den

erstorbenen Sinn für vaterländische Sprache und Literatur wieder weckten und den Aeußerungen derselben in der gebildeten Gesellschaft Zugang verschafften. Insbesondere hat sich in dieser Beziehung Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen ein bleibendes Verdienst erworben. Auf seinen Reisen mit den Einrichtungen und Leistungen der italischen Akademien bekannt geworden, wollte er etwas Aehnliches auch in Deutschland versuchen und so stiftete er am 24. August 1617 auf dem Schlosse Hornstein mit Gleichgesinnten die Fruchtbringende Gesellschaft, welche sich in Form eines Ordens organisirte, der zum Sinnbild den Palmbaum und zum Sinnspruch das Wort: Alles zu Nutzen — annahm. Die Bestrebungen dieses Ordens hat uns der treffliche Barthold in seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft (1848) in anziehender Darstellung auseinandergelegt. Ihre Mitgliederzahl stieg bis auf achthundert und es gehörten zu ihr Männer von vielseitig wohlthätigem Einfluß auf die Cultur unseres Vaterlandes, wie z. B. Dietrich von dem Werder (1584 — 1637), der unter Kriegs- und Staatsgeschäften Muße fand, die deutsche Lesewelt durch Uebersetzungen, die für jene Zeit ganz ausgezeichnet waren, mit den Heldengedichten Ariosto's und Tasso's bekannt zu machen und damit die Reihe unserer poetischen Uebersetzungskünstler eröffnet. Der Palmorden fand Nachahmung. Die 1633 zu Straßburg entstandene Aufrichtige Tannengesellschaft erlosch zwar bald wieder, dagegen war die 1643 von Zesen zu Hamburg gestiftete Deutschgesinnte Genossenschaft, welche auch Frauen aufnahm, bis ins folgende Jahrhundert thätig. Zu Nürnberg begründeten 1642 Harsdörfer und Klai den Orden der Pegnitzschäfer, auch der gekrönte Blumenorden genannt, und um 1660 stiftete Rist den Elbschwanen-Orden. Alle diese Sprachgesellschaften verfielen häufig in leeres Getändel mit barocken Namen, Devisen und Symbolen und forderten dadurch die frivole, allem Einheimischen abgeneigte Spottlust der Vornehmen heraus, aber daß sie trotzdem, wenn auch mit oft sehr ungeschicktem Gebahren das Banner vaterländischer Sprache inmitten italischem und französischem Phrasengeschwirr festhielten, verdient alle Anerkennung. Vermöge ihrer corporativen Einrichtung setzten sie gewissermaßen die Meistersängerei fort, und wie in den Singschulen der letzteren Poeten waren gekrönt worden, so wurden nun von den gelehrten literarischen Genossenschaften Dichter zu sogenannten Pfalzgrafen gekrönt, die ihrerseits befugt waren, deutschdichtende Poeten zu krönen — „Zeit gepuderter Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken.“

In die fruchtbringende Gesellschaft wurde 1629 mit dem Ordensnamen der Gekrönte ein Mann aufgenommen, welcher ein Jahr zuvor von Kaiser Ferdinand II. eigenhändig als Dichter war gekrönt worden und der an literarischem Ruhm alle seine Zeitgenossen überflügelte. Es war Martin Opitz (geb. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, gest. 1639 — vollständ. Gesammtausg. s. Werke zu Breslau 1690, 3 Bde.). Man hat ihn den Vater der neueren deutschen Dichtkunst genannt und in der That war er ihr Regelngeber und Erzieher. Er verhalf dem luther'schen Hochdeutsch wieder zu feststehendem Ansehen als Schriftsprache und ließ 1624 sein Buch von der deutschen Poeterey erscheinen, den ersten Versuch einer deutschen Poetik und Aesthetik. Er forderte darin gegenüber der elenden Pritschmeisterei, in welche die deutsche Dichtung versunken, einen reineren und edleren, auf die Alten und ihre romanischen Nachahmer gegründeten Geschmack, dessen Gesetze er hauptsächlich den Ansichten des holländischen Poetikers Heinsius entlehnte. Er begründete die neue deutsche Prosodie, indem er mit Verwerfung des meistersängerlichen Knittelverses den Grundsatz aufstellte, daß die Länge oder Kürze der Sylben von der Betonung derselben abhänge. Formale Correctheit war sein oberstes Princip und ferner meinte er, das eigentliche Wesen der Poesie bestehe darin, daß sie belehre, indem sie ergötze. Diese Theorie hat er in seinen Gedichten getreulich in die Praxis übersetzt. Sowohl seine geistlichen und erotischen Lieder, seine Sonette und Madrigale, als auch seine eigentlichen Lehrgedichte (Zlatna, Vielgut, Vesuvius, Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges) gehen auf schildernde Belehrung und belehrende Schilderung aus. Kaum daß in der Dürre dieser wohlgemeinten und correcten Verstandesdichterei hie und da ein schwaches Aederchen von Poesie zum Vorschein kommt. So aber wollte es der ganz ernüchterte und prosaische Sinn jener Zeit gerade haben. Correctheit und Geschlecktheit wurde nun, um eine anderwärts von mir gethane Aeußerung hier zu wiederholen, das Feldgeschrei der Poeten, unbedingtes Anschmiegen an ausländische Muster unumgängliche Forderung des guten Geschmacks und es begann der monotone Hundetrab des französischen Alexandriners, der Einem aus jener Literaturperiode unseres Landes so widerwärtig in die Ohren klappert. Um Opitz, welcher sich mit seinen poetischen Uebersetzungen zu Dietrich von dem Werder stellte, gruppirte sich die sogenannte erste schlesische Dichterschule und seine Theorie wurde von Poetikern und Versverfertigern über ganz Deutschland hin verbreitet, bis nach Königsberg hinauf, wo sich um Simon Dach (st. 1659), von dessen

Gedichten dann und wann ein alter Volksliederhauch den gelehrten Puderstaub wegwischte („Aennchen von Tharau"), eine eigene Poetencolonie sammelte. Unabhängiger von Opitz stellt sich Johann Wilhelm Lauremberg (st. 1659) dar, welcher in plattdeutscher Mundart und in derb volksmäßigem Ton gegen die alamodischen Thorheiten der Zeit satirisch zu Felde zog, ferner der treffliche Sinndichter Friedrich von Logau (1604—55), dessen Epigramme ein rühmliches Denkmal deutschen Sinnes sind, und endlich Paul Flemming (1609—40) aus Hartenstein im sächsischen Voigtlande, dessen Lyrik wie eine grüne Oase aus der Sandwüste der damaligen Reimerei auftaucht. Ob Flemming, falls ihn nicht ein vorzeitiger Tod hinweggenommen, zu umfassenderen poetischen Leistungen das Zeug gehabt hatte, lassen wir dahingestellt, aber ein lyrischer Dichter war er wirklich. Seine geistlichen und weltlichen Lieder offenbaren überall eine dichterische Stimmung, wie sie nur aus einem reichen Gemüthe quillt: sie sind mit dem Herzen gedichtet und der einfache Wohllaut ihrer Sprache geht wieder zu Herzen. Der phantasielose Formalismus der Opitz'schen Richtung, wie ihn z. B. Joachim Rachel (st. 1669) in seinen Satiren darlegte, rief eine von Seiten der nürnberger Pegnitzschäfer, unter welchen Johann Klai (st. 1656), Philipp Harsdörfer (st. 1658) und Sigmund von Birken (st. 1681) eine Rolle spielten, kommende Opposition hervor. Aber leider griffen diese Leute, welche die Nothwendigkeit sinnlicher Anschaulichkeit für die Poesie wohl fühlten, zum unglücklichsten Hülfsmittel, indem sie die Nachahmung der aufgebauschten italischen Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts empfahlen und übten. Diese in sinnlicher Effecthascherei schwelgende Concettipoesie, wie sie Marini in Italien herrschend gemacht, fand dann durch die sogenannte zweite schlesische Dichterschule eine Ausbildung, die gerechtem Tadel unterliegt. Der Hauptlyriker dieser Schule, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) füllte ein halb Dutzend Bände mit süßlich schlüpfrigen Liebeleien an, deren „galante Schreibart" den tiefen sittlichen Verfall, welcher den politischen des deutschen Reichs begleitete, schreiend charakterisirt. In einer so entarteten Zeit konnte es selbst eine so bedeutende Dichterkraft, wie sie Andreas Gryphius (1616—64) aus Glogau unstreitig besaß, zu nichts Großem bringen. Gryph's Sinn war durchweg auf das Tüchtige gestellt und er hätte das Talent und die Energie besessen, Deutschland ein nationales Theater zu schaffen, wäre ihm nur ein nationaler Boden hiezu gegeben gewesen. Beim Mangel desselben kam auch er über die Nachahmung im Ganzen nicht hinaus.

Allein er gab der deutschen Literatur ihr erstes Kunstdrama, er gab ihr in seinem Carolus Stuardus das erste eigentliche historische Trauerspiel und in seinen beiden Lustspielen Peter Squenz und Horribilicribrifax Komödien, wie sie vordem noch keine besessen, Komödien, deren Witz und Humor ganz erquicklich in die didaktische Eintönigkeit der Opitz'schen Reflection hereinklingt. Wenn aber schon in Gryph's Tragik das Pathos in Schwulst ausartete, so wurde seine Manier in den Trauerspielen Kaspar's von Lohenstein (1635—83) zu einer ungeheuerlichen Blase, gefüllt mit einem Wind der Phraseologie, welcher nach dem Bordell und nach dem Schindanger riecht. Dieser berüchtigtste Bombastiker der deutschen Sprache machte förmlich Jagd auf Laster und Greuel und läßt seine statt auf dem Kothurn auf Stelzen einhergehenden Personen in endlosen Alexandrinern hölzern obscöne Abhandlungen über Unzucht, Blutschande und bestialische Grausamkeit declamiren, die empörend sein würden, wenn sie nicht durch ihre Ueberstiegenheit ins Lächerliche fielen. Lohenstein hat durch seine breitmäulige Liebes- und Lebensgeschichte des heldenmüthigen Arminius und seiner durchlauchtigsten Thusnelda (1689) auch einen namhaften Beitrag zu der namenlos langweiligen Romandichtung geliefert, wie sie den Lesern des 17. Jahrhunderts so sehr zusagte. Muster hiefür waren die italischen und spanischen Schäferromane, ferner die allegorisch-romantisch-pastorale Asträa des Franzosen d'Urfée und die dickleibigen Heldenromane der Französin Madeleine Scudery. Auf Uebersetzungen dieser Vorbilder folgten Nachahmungen durch Dietrich von dem Werder, Philipp von Zesen, Heinrich Buchholz, Herzog Ulrich von Braunschweig und Andere, bis dann Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen mit seiner Asiatischen Banise (1688) diese historisch-sagenhaft-legendarisch-mythologisch-allegorisch-moralisch-didaktische Romantik glücklich auf den Gipfel des Ungeschmacks führte. Ganz andere Früchte zeitigte in Deutschland der Einfluß der pikaresken Romandichtung der beiden Spanier Mendoza und Quevedo. In Nachahmung der berühmten Visionen (sueños) des Letzteren lieferte Hans Michel Moscherosch (1600—69) seine Gesichte Philanders von Sittewald, ein Buch, in welchem sich die wackerste patriotische Gesinnung mit der anschaulichsten Sittenmalerei der traurigsten Periode deutscher Geschichte verbindet. Der spanische Schelmenroman rief auch unzweifelhaft den höchst lehrreichen Studentenroman von Hieronymus Dürr, Geschichte Tychanders (1668) hervor und endlich ließ der Vollender des Abenteurer- und Vagabundenromans, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (st. 1676 zu

Renchen im Badischen), seine ausländischen Muster weit hinter sich durch Aufstellung seines großen, humoristisch gefärbten Zeit- und Sittengemäldes, betitelt Abenteuerlicher Simplicius Simplicissimus. Das ist ein gediegenes Buch, gesund und deutsch durch und durch, voll Welt- und Menschenkenntniß, mit plastischer Anschaulichkeit die Zustände des dreißigjährigen Krieges vergegenwärtigend. Eine mehr planmäßige satirische Richtung nahm der Roman in den hiehergehörenden Schriften von Christian Weise (st. 1708, „die drei Erznarren" u. a.), der in seinen Singspielen und geistlichen Liedern in platt prosaischer Manier gegen die Ausschweifungen der zweiten schlesischen Dichterschule opponirte. Der satirische Stoff lag damals allenthalben in solcher Menge vor, daß er auch von den Kanzeln herab mit leichter Mühe aufgegriffen werden konnte. Dies zeigen uns die in ihrer Art recht guten satirisch-moralisirenden Schriften des Hamburger Pastors Johann Balthasar Schupp (st. 1661, „Regentenspiegel" u. a.) und die wildburlesken satirisch-homiletischen Auslassungen des Wiener Hofpredigers Abraham a Sancta Clara oder, wie er eigentlich hieß, Ulrich Megerle (st. 1709), welcher die Hanswurstjacke unter oder vielmehr über die Kapuzinerkutte angezogen hatte („Judas der Erzschelm" u. a.). Was die eigentliche Romandichtung angeht, so nahm sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das zuerst von dem Engländer Defoe angegebene Thema der Robinsonaden auf und als deutsches Hauptwerk dieser Gattung lieferte Ludwig Schnabel die Insel Felsenburg (1731—43).

Wenden wir uns dem wissenschaftlichen Gebiete zu, so finden wir, daß auf demselben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Regungen und Bewegungen vor sich gingen, welche an verschiedenen Stellen die bleierne Decke des Herkommens und der Orthodoxie durchbrachen. Was der Theosophie Böhm's noch nicht gelungen, die Philosophie in Deutschland einheimisch zu machen, das gelang einem vielseitiger organisirten und umfassender gebildeten Geist, dem des Gottfried Wilhelm Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, gest. 1716 zu Hannover. Mit diesem Manne nahm Deutschland die philosophische Arbeit entschieden auf, nachdem sie in Italien durch Bruno und Campanella, in England durch Bacon von Verulam, in Frankreich durch Descartes, in Holland durch Spinoza gefördert worden war. Leibnitz's philosophisches System beruht auf der idealistisch-monistischen Weltanschauung. Er kam nach sorgfältig kritischer Prüfung und Vergleichung der früheren, antiken und modernen, Philosopheme auf die Idee seiner Monadologie,



Gottfried Wilhelm von Leibnitz

geb. den 3. Juli 1646 zu Leipzig,
gest. den 14. Nov. 1716 zu Hannover.

auf die Idee von den einfachen Substanzen, welche von Gott, der ursprünglichen Einheit (monas monadum), als seine Wirkungen ausgehen. Durch die weitere Ausführung dieses Grundgedankens seiner Philosophie hat Leibnitz die Scholastik in Deutschland zum Sturze gebracht, welche in geistloser Handhabung aristotelischer Dialektik die Philosophie zur Sklavin der Theologie gemacht hatte. Von jetzt an erst trennte sich das philosophische Wissen bestimmt von dem theologischen Glauben. Damit ist jedoch das Verdienst des Finders der Monadologie, welcher 1677 auch die Differentialrechnung fand, noch nicht erschöpft. Denn er hat nicht nur auf dem philosophischen, mathematischen, physikalischen, technologischen, historischen und staatsrechtlichen Felde als reformistischer Wegbahner gewirkt, er war es auch, der mit weltmännischer Gewandtheit zuerst die Wissenschaft der Theilnahme der höheren Gesellschaft in Deutschland näher brachte und die Höfe zur Gründung wissenschaftlicher Anstalten ermunterte (Berliner Akademie der Wissenschaften 1700). Endlich darf nicht vergessen werden, daß Leibnitz, obgleich er selber fast alle seine Schriften lateinisch oder französisch verfaßte, die Befähigung der deutschen Sprache zur Sprache der Wissenschaft zuerst erkannte und nachdrücklich nachwies. Die Richtigkeit dieser Ansicht zeigte sofort durch die praktische Anwendung derselben der wackere Christian Thomasius (1655—1728) aus Leipzig, der zum unsäglichen Aerger aller akademischen Perücken unsere edle Sprache als der Erste auf dem Hochschulkatheder erklingen ließ, wie er auch den literarischen Journalismus in Deutschland begründete, indem er dem lateinischen Pedantismus der durch Otto Mencken in Nachahmung des französischen Journal des Sçavans 1683 zu Leipzig gegründeten Acta eruditorum im Jahre 1688 seine Monatsgespräche scherz- und ernsthafter, vernünftiger und einfältiger Gedanken entgegensetzte. Vermittelst dieses Organs und vermittelst seiner übrigen publizistischen Schriften wendete sich der hellsichtige Rationalist zum ersten Mal an das große Publicum und führte vor dessen Augen einen rastlosen, vom Spottlachen der Satire begleiteten Kampf gegen die zahllosen Ueberbleibsel romantischer Barbarei, gegen Aberglauben und Hexenprozesse, gegen die Versumpfung der Universitäten und des gelehrten Wesens, gegen die gefrorene Orthodoxie in Theologie und Jurisprudenz, gegen all den Schlendrian im Leben und in der Wissenschaft, einen Kampf, welcher die Aufklärung des 18. Jahrhunderts vorbereitete. Dem Bedürfniß einer systematischen Gestaltung der Leibnitz'schen Philosophie kam Christian Wolf (1679 — 1754) aus Breslau entgegen,

der die leibnitz'schen Ideen zu einer vollständigen Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften verarbeitete und so dem freien Denken den Stützpunkt einer Methode gab, gegen welche der scholastische Kram nicht mehr Stand zu halten vermochte. Etwas früher schon als durch Wolf der metaphysischen Seite der Philosophie in Deutschland eine breitere Basis geschaffen wurde, hatte Samuel Pufendorf (1632—94) ihre praktische Seite zu entwickeln gesucht, indem er an die völkerrechtliche Theorie des Hugo Grotius sich lehnend, dem Naturrecht zuerst ein wissenschaftliches Fundament gab. Seine Ansicht vom Staat faßt sich dahin zusammen, daß derselbe beruhe auf dem Trieb zur Geselligkeit; der Zweck des Staates sei Friede und Sicherheit des gesellschaftlichen Lebens und erreicht werde dieser Zweck durch Verwandlung der inneren Gewissenspflichten in äußere Zwangspflichten. Pufendorf erkannte auch die Nothwendigkeit einer Reform der Historik und schuf derselben Raum durch seine Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten (1682). Die Geschichte wurde sammt ihren Hülfswissenschaften zu dieser Zeit überhaupt fleißig in Deutschland angebaut, aber keine Leistung in diesem Fache kommt den berühmten Ferdinandeischen Annalen des Grafen Franz Christoph von Khevenhiller (1589—1650) gleich, die mit einer diplomatischen Genauigkeit, welche für den widerlich unreinen Styl entschädigt, die deutschen und auswärtigen Staatshändel des 17. Jahrhunderts beleuchten. Der erwachende Forschergeist verbreitete sich auch auf die dunkeln Regionen der Kirchengeschichte, welche bis dahin in die Nebel der Legenden und Fabeln eingehüllt gewesen waren. Es erregte daher bei den Orthodoxen aller Confessionen kein geringes Geschrei des Zornes, als Gottfried Arnold (st. 1714) es unternahm, durch seine Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie, durch welche die deutsche Kirchenhistorik eigentlich erst begründet wurde, Licht in dieses obskure Nebelland zu bringen. Arnold gehörte jener religiösen Richtung an, welche, durch Philipp Spener (st. 1705) eingeschlagen und durch dessen Schüler August Hermann Francke (st. 1727) fortgeführt, unter dem Namen des Pietismus damals gegen die steife Orthodoxie des Lutherthums in Opposition trat. Zu dieser war der Pietismus, welcher gegenüber dem ebenso geistlos mechanischen als fanatisch unduldsamen Dogmenformalismus dem Volke die gemüthliche und werkthätige Seite des Christenthums nahebringen wollte, unzweifelhaft berechtigt, um so mehr, da er insbesondere durch seine Bestrebungen für Hebung des gräulich vernachlässigten Volksschulwesens bewies, daß es um die Realisirung des ethischen Gehalts der christlichen Lehre

ernstlich zu thun sei. Allein der Pietismus verfiel gar bald selber in die Fehler seiner orthodoxen Gegner, eignete sich den unduldsamsten Sektenstolz an, wandte sich, wie er schon gegen Christian Wolf aufs Niederträchtigste intriguirte, lästernd, verläumdend und denuncirend gegen alle freie Geistesthätigkeit und bildete sich rasch zu jener Eiterbeule der Intoleranz, Heuchelei, Unsittlichkeit und Sklavenhaftigkeit aus, welche in unseren Tagen so unheilvoll im deutschen Volksleben um sich frißt und so viel von dessen bestem Mark verzehrt. Die Gestaltungen des Pietismus, seine Folgen für das innere Leben Deutschlands, seine in Verbindung mit dem englischen Methodismus und dem schwedischen Swedenborgianismus nach außen erzielten Wirkungen geben sicherlich eines der interessantesten Probleme der Culturgeschichte ab, allein wir unsererseits müssen uns hier mit der Andeutung dieses Problems begnügen.

4.

Während aber die deutsche Wissenschaft des 17. Jahrhunderts an der Hand eines Leibnitz, Thomasius, Wolf und Pufendorf allmälig auf eigenen Füßen stehen und selbstständig gehen lernte, beharrte die Nationalliteratur noch lange, bis weit in das 18. Jahrhundert hinein in der Nachahmung. Sie schien erst ihren tiefsten Verfall erleben zu müssen, bevor das Werk der Wiedergeburt beginnen konnte. Vorerst begnügte man sich, die Muster zu wechseln. Den schwülstigen italischen Marinismus, welcher in Hoffmannswaldau und Lohenstein culminirt hatte, gab man auf und adoptirte die kaltverständige Convenienzdichtung der Franzosen, deren Gesetzbuch Boileau entworfen. Das „kalte Fieber der Gallomanie" brach aus, und wie die Nachäffung des Hoflebens des brutalen Reichsfeindes, Ludwig's XIV., in Deutschland überhaupt kleinlich und albern ausfiel, so auch die Nachahmung der literarischen Seite desselben. Man muß die jämmerlich prosaischen und schamlosen Reimereien der berliner und dresdener Hofpoeten aus jener Zeit, eines Freiherrn von Canitz (st. 1699), eines Johann von Besser (st. 1729) und Johann Ulrich von König (st. 1744), aus dem Staube wohlverdienter Vergessenheit aufscharren, um sich die ganze Nullität dieses servilen Französelns zu vergegenwärtigen. Angesichts derselben war es schon ein Gewinn,

daß sich in den Gedichten des in Thorheit und Ausschweifung früh untergegangenen Johann Christian Günther (1695 — 1723) aus Striegau in Schlesien, wieder einmal wahres Dichtergefühl hörbar machte, wenn auch in den rohschreienden Lauten des wilden Studentenlebens von damals, und daß Barthold Heinrich Brockes (1680 — 1747) aus Hamburg in seiner neunbändigen Gedichtsammlung, betitelt Irdisches Vergnügen in Gott, mit Hinweisung auf die Naturmalerei des Engländers Thomson zu zeigen suchte, daß die Poesie schlechterdings sinnlicher Anschauungen bedürfe, daß man hören, sehen und fühlen müsse, um dichten zu können. Von da an beginnt erst leise, dann entschiedener die Rückwirkung der aus Pope'scher Verständigkeit zur didaktischen Naturschilderung eines Cowper, Young und Gray zurückgekehrten englischen Poesie auf die deutsche. Doch arbeitete in dieser immer noch weit mehr der Kopf, als die Phantasie und das Gemüth und die französische Correctheit blieb vorderhand noch das höchste Ziel der Poeten. Man sieht das deutlich in den didaktischen und satirischen Reimwerken des großen schweizerischen Gelehrten Albrecht von Haller (1708 — 1777) aus Bern, welchen man herkömmlicherweise an den Eingang der deutschen Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts zu stellen pflegt, obgleich seine Gedichte nur das unerquickliche Schwanken des Geschmacks zwischen Boileau'scher Convenienzdichtung und der erwachenden Naturfreude aufzeigen. So auch sein berühmtestes Gedicht, die Alpen, welches, wenn schon inmitten einer wunderbar großen und schönen Natur geschrieben, dennoch aller sinnlichen Anschaulichkeit baar ist und seine Bedeutung lediglich seiner männlich ernsten Reflection und seiner gegenüber lohensteinischer Zerflossenheit der Sprache wohlthätig wirkenden herbstrengen Form verdankt. Ein leichteres und beweglicheres Talent als Haller beurkundete Friedrich von Hagedorn (1708—54) aus Hamburg, welcher in Nachahmung Anakreon's und Catull's und in der Manier der französischen Gesellschaftslyrik eines Chaulieu und Chapelle gefällige Lieder von Lenz, Rosen, Wein und Küssen sang, durch welche er das Vorbild der deutschen Anakreontiker geworden, oder in leichthinfließenden Versen Fabeln und Histörchen mit sokratisch lachender Nutzanwendung erzählte. Die Fabel nimmt in ernüchterten Literaturperioden stets einen breiten Raum ein. Wir sehen daher die Hagedorn'sche Weise des Fabulirens fortgesetzt durch Magnus Gottfried Lichtwer (1719—83) aus Wurzen und noch später in sprachgewandter Vielseitigkeit durch Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1803) aus Kolmar. Von nationalliterarischer Bedeutung wurden

die in erster Ausgabe 1746 erschienenen Fabeln von Christian Fürchtegott Gellert (1715—69) aus Haynichen in Sachsen. Die sanftverständige und docirlustige Moral, welche die Versuche dieses liebenswürdig frommen Mannes im Kirchenlied, im Roman und Lustspiel charakterisirt, kennzeichnet auch seine Fabeln, die in allen Dingen das Einhalten der goldenen Mittelstraße empfehlen und durch ihre platte Deutlichkeit dem deutschen Mittelstande so außerordentlich zusagten, daß diesem erst vermittelst ihrer eine lebendigere Theilnahme an der Literatur abgewonnen wurde. Von welcher Wichtigkeit dies war, liegt am Tage. Der redselige Mund der Gellert'schen Fabel popularisirte die Literatur, welche jetzt allmälig aus den gelehrten Studirstuben heraus und wieder in die Mitte der Nation trat. Was Gellert zunächst mit den Versen seiner Fabeln beabsichtigte, den harmlos milden Tadel der deutschen Schwächen und Thorheiten, darauf zielte auch Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—70) aus Wachau mit seinen in Prosa verfaßten Satiren (1751 fg.). Diese beleuchten nicht ohne schalkhafte Laune die Misère des damaligen deutschen Alltagslebens, sind jedoch zu seicht und energielos, um sich an irgendwelche höhere Probleme zu wagen. Wo die schildernde oder satirisirende Didaktik — denn sie beherrschte in Festhaltung der Opitz'schen Ansicht von der Poesie diese Uebergangsperiode unserer Literatur — Solches unternahm, lehnt sie sich ganz bestimmt an ausländische Muster. So in den komischen Heldengedichten von Justus Wilhelm Zachariä (1726—77) aus Frankenhausen, welcher Boileau und Pope zu Vorbildern nahm. Er hat zwar einen andern Verfertiger komischer Epopöen jener Zeit, Johann Jakob Dusch (st. 1787), an Kraft und Frische übertroffen, allein selbst seinem berühmtesten Gedicht dieser Art, der Renommist, ein aus dem Leben gegriffenes Gemälde der rüden Studentenwirthschaft von damals, kommt weit mehr sittengeschichtliche als ästhetische Bedeutung zu. Feineres und schärferes Salz, als Rabener und Zachariä auszugeben hatten, tischte Christian Ludwig Liscow (st. 1760) in seiner Satire über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1736) auf und streute der berühmte göttinger Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800) in seinen sauber geformten Epigrammen in das Publicum.

Alles zusammengenommen, sah es aber in unserer poetischen Literatur doch noch sehr armselig aus. Nirgends ein wahrhaft schöpferisches Zeugen und Gestalten, weder in der Lyrik, noch in der Epik noch im Drama. Das letztere war, da die gelehrte Dramatik eines Gryphius und Lohenstein gar

keinen Boden im Volke hatte finden können, in den Händen der vagirenden Komödiantenbanden zur Stegreifkomödie verwildert, in welcher die Hanswursterei alle Rohheit der alten Fastnachtsspiele wieder aufwärmte. Da und dort gelang es einer dieser Banden, wie z. B. der des Magisters Johann Velthen 1685 zu Dresden, sich zeitweilig als Hofschauspielertruppe zu fixiren, allein die höheren Classen der deutschen Gesellschaft zeigten gar kein Interesse für die Ausbildung einer nationalen Bühne, welcher zudem keine tüchtige Dichterkraft zu Hülfe kam. An den Höfen und in den größeren Städten verschlang die aus Italien geholte Oper — als erste wurde 1627 am sächsischen Hofe die von Opitz verdeutschte, von Schütz componirte Daphne aufgeführt — alles Interesse und alle Geldmittel und sie steigerte sich, mit den pomphaften Jesuitenspielen wetteifernd, zu einer unerhörten Spectakelei, zu einem exorbitanten Luxus in Costümirung und Maschinenkünsten. Doch hat man ihr zu danken, daß sie es war, welche zur Darstellung von Frauenrollen zuerst Frauen auf die Bühne führte, denn bisher waren auch die weiblichen Rollen von Knaben und Jünglingen gegeben worden. Freilich wurde mit der Zulassung der Frauen auch einer furchtbaren Unsittlichkeit im Theaterwesen Thor und Thüre geöffnet, deren Einzelnheiten in Devrient's vortrefflicher Geschichte der deutschen Schaubühne nachzulesen sind. Um mit der Oper einigermaßen concurriren zu können, erfand die deutsche Wanderbühne die sogenannten Haupt- und Staatsactionen, Mordspectakel, deren aus alter und neuer Sage und Geschichte entnommene Stoffe im stelzenhaftesten Curialstyl zu lose an einander gereihten Szenen ausgesponnen waren, die dann mit lächerlichstem Pathos hergebrüllt wurden. Zu Wien wurde 1708 der volksmäßigen Hanswurstkomödie durch den berühmten Harlekinspieler Joseph Stranitzky eine feste Heimat gegründet, welche sie trotz all der seither erfahrenen Modificationen noch heutzutage innehat. Der alte gute deutsche Hanswurst mit seiner Sprache der Posteriora, seinen Zoten und Prügelsuppen hatte aber einen Todfeind in dem Manne, welcher damals, d. h. ungefähr von 1720—40, eine Art literarischer und dramaturgischer Dictatur in Deutschland ausübte, in Johann Christoph Gottsched (1700—66) aus Königsberg. Dieser leipziger Professor hatte eine Coterie von Dichterlingen um sich geschaart, zu welcher die Stoppe, Clodius, Dusch und Schönaich gehörten, und wußte sich theils durch wirkliches Verdienst, theils durch sprüchwörtlich gewordene Dreistigkeit ein kritisches Ansehen zu verschaffen, welchem selbst seine Manie, totale poetische Impotenz, wie sie in

seinem elenden Trauerspiel Cato gähnt, für dichterisches Vermögen zu halten, lange keinen Abbruch that. Gottsched hat als Sprachreiniger und Bekämpfer des lohenstein'schen Schwulstes unzweifelhaft wohlthätig gewirkt und eröffnet durch sein Aufsuchen und Wiederbekanntmachen von Erzeugnissen unserer alten Poesie (z. B. des Reineke Fuchs) die Reihe der deutschen Philologen. Allein er schadete noch mehr seinem eigenen Rufe als der Literatur, als er seine unzulängliche ästhetische Theorie („Kritische Dichtkunst" 1730) mit der hartnäckigsten Anmaßlichkeit noch geltend machen wollte zu einer Zeit, wo eine junge Dichtergeneration sich anschickte, dem Opitz-Boileau'schen Formalismus, in welchem Gottsched die Quintessenz aller Kunst fand, thatsächlich ein Ende zu bereiten. Auch mit seiner angestrebten Reform des deutschen Theaters war er nicht glücklich, obgleich ihm die talentvolle, enthusiastisch für ihren Beruf eingenommene Schauspielerin Friederike Karoline Neuber hiebei behülflich war. Er fühlte wohl, daß es noththue, die Bühne aus ihrem rohen Naturalismus herauszureißen, aber mit der zu diesem Zwecke von ihm 1737 auf dem leipziger Stadttheater veranstalteten Verbrennung des Hanswursts in effigie war um so weniger geholfen, da er der deutschen Bühne für die Einbuße dieses volksthümlichen Elementes keinen andern Ersatz zu bieten wußte, als die naturlose dramaturgische Theorie der Franzosen mit ihren pedantischen drei Einheiten (der Zeit, des Ortes und der Handlung) und seinen nach diesem Muster geschneiderten Cato.

5.

Gegen Gottsched's anmaßend gallomanische Dictatur in Sachen des Geschmacks erfolgten nun von der Schweiz aus jene rebellischen Angriffe, welche so großen Lärm in unserer Literaturgeschichte erregt haben. Die beiden züricher Gelehrten Johann Jakob Breitinger (1701—76) und Johann Jakob Bodmer (1698—1783) waren die Mittelpunkte eines Kreises, welcher die Entwicklung der deutschen und der ausländischen Literatur mit emsiger Theilnahme verfolgte. Die Aufmerksamkeit dieses Kreises war, vielleicht von Brockes angeregt, insbesondere auf die englische Literatur gerichtet und so ging aus demselben in Nachahmung des Addison'schen Spectators schon 1721 eine Zeitschrift, die Discurse der Maler, hervor, welche die Opposition

gegen die herrschende Kunstansicht mehr nur leise andeutete als wirklich eröffnete. Bodmer's Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradies gab dem ausbrechenden Zwiespalt schon mehr Nahrung, und nachdem Breitinger der Gottsched'schen Kritischen Dichtkunst 1740 sein ebenso betiteltes Buch und Bodmer seine Abhandlung über das Wunderbare in der Poesie entgegengestellt hatten, entbrannte die literarische Fehde hüben und drüben aufs Heftigste. Die Prinzipien der Gottschedianer sind nach dem, was oben über die ihres Meisters gesagt worden, bekannt. Die Neuerungen der Schweizer und ihrer Anhänger in Deutschland stützten sich auf die Ansicht, daß nicht die formelle Correctheit das Wesen der Poesie sei, sondern vielmehr bestehe ihr Wesen in der Gestaltung der Eingebungen einer lebendigen Phantasie und eines frischen und warmen Gefühls, für welches die liebevolle Betrachtung der Natur ein unerschöpflicher Quell der Kräftigung und Läuterung. Naturwahrheit und Unmittelbarkeit der dichterischen Stimmung müsse in die Poesie zurückkehren, der didaktische Standpunkt müsse überwunden und zu den großen Hauptgattungen der Dichtung, zu Epos und Drama, vorgeschritten werden. Diese Ansichten, welche allerdings einen Fortschritt in der Kunsttheorie markiren, brachen sich nicht sehr rasch Bahn, obgleich Gottsched's blinde Eingenommenheit für die Infallibilität seiner Meinungen ihm viele Literaten entfremdet hatte, welche im Grunde mit ihm übereinstimmten. Von letzterer Seite ging eine literarische Zeitschrift aus, Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (1745 fg.), welche von ihrem Verlagsort gewöhnlich die Bremer Beiträge heißen. Karl Christian Gärtner, Konrad Arnold Schmid, Christlob Mylius, Johann Elias Schlegel, Johann Adolf Schlegel, Johann Andreas Cramer, Johann Arnold Ebert, Nikolaus Dietrich Giseke hatten, wie auch Rabener, Gellert und Zachariä, nähern oder entferntern Antheil an diesem periodischen Unternehmen, in welches übrigens die Grundsätze der Schweizer nur sehr langsam einzugehen begannen und das erst mit dem vierten Bande für unsere Literatur epochemachend wurde. In diesem Bande nämlich erschienen 1748 die drei ersten Gesänge des Messias von Klopstock, dem ersten originalen Dichter der neueren deutschen Literatur.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde geboren am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg und starb nach einem im Ganzen glücklichen und ruhigen Leben am 14. März 1803 zu Hamburg. Eine wahrhaft nationale Trauer begleitete den greisen Sänger zu Grabe, aber, es ist schmerzlich zu sagen, die ungestörte



Friedrich Gottlieb Klopstock

geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg,
gest. den 14. März 1803 zu Hamburg.

Muße zur Vollendung seines Hauptwerkes hatte er nicht seinem Vaterlande, sondern der Freigebigkeit des Königs von Dänemark zu danken, welcher ihm ein Jahrgehalt von 400 Thalern verlieh. Klopstock wirkte schon durch seine edle und reine Persönlichkeit, in welcher etwas Priesterliches (in des Wortes bestem Sinne) lag, ungemein zum Heile der Literatur. Er zuerst verschaffte den deutschen Poeten eine höhere gesellschaftliche Geltung, als sie bisher genossen hatten. Er brachte die Literatur, die vaterländische Literatur zu Ehren, indem er sie mit einer sittlichen Würde repräsentirte, welche geeignet war, Achtung einzuflößen. Schon auf der Schulbank hatte er sich mit dem Gedanken getragen, seinem Vaterlande ein Dichterwerk zu schaffen, welches von der selbstständigen Befähigung des deutschen Geistes Zeugniß geben und unsere Poesie über das bloße Schildern, Beschreiben und Lehren endlich hinwegheben sollte. Aber nicht nur dem Inhalte nach sollte mit der Opitz'schen Dichtung gebrochen werden, sondern zugleich auch formell. Waren nicht die Alten ewige Muster der poetischen Kunst, warum sollte man nicht auch ihre Formen in Deutschland einbürgern, warum nicht mit Verwerfung des Alexandriners, ja des romanischen Reimes überhaupt, den Hexameter Homer's, die Rhythmen und Maaße des Pindar und Horaz adoptiren? Das war freilich ein Mißgriff. Denn wie sehr auch die antiken Vers- und Strophenformen seit Klopstock durch Dichter wie Göthe, Schiller, Hölderlin und Platen unserem Ohre vertraut gemacht wurden, dennoch steht fest, daß namentlich unsere Lyrik der Schwingen des Reimes nur gezwungen entbehren kann, weil ihre Grundform, das Lied, ohne Reim gar nicht mehr denkbar ist. Klopstock mußte das selbst wider Willen anerkennen, indem er da, wo er zunächst auf populäre Wirkung ausging, in seinen geistlichen Liedern, wieder zum Reime greifen mußte. Auch außerdem hat er Schiefes und Unrichtiges aufgebracht. Glühend von Vaterlandsliebe, schuf er sich ein willkürliches Ideal von Teutonismus, welcher mit seinem erfabelten Bardenthum und mit seiner gestaltlosen nordischen Mythologie die edelschönen Bildungen des classischen Heidenthums verdrängen sollte, aber nur eine abstracte Deutschthümelei, ein faselndes Bardengebrüll zu wecken vermochte. Endlich, und das war des trefflichen Mannes größte Verirrung, glaubte er sich zum epischen Dichter berufen und zum dramatischen befähigt, während er doch in jeder Faser Lyriker war. Seine Dramen sind, um das gleich hier noch zu sagen, sowohl die biblischen (Adam, Salomo, David) als die altdeutschen (Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod), welche letztere

er Bardiete nannte, durchweg kalte und leblose Producte, ohne alle dramatische Entwicklung und Handlung. Indem er sich nach einem Gegenstand für das große Heldengedicht umsah, welches er schreiben wollte, schwankte er zwischen einem Helden der deutschen Vorzeit (Heinrich dem Finkler) und dem Gründer des Christenthums, was die beiden Hauptpole bezeichnet, um welche sich des Dichters Fühlen und Denken bewegte: Deutschthum und biblisches Christenthum. Das letztere überwog, wie denn Klopstock überhaupt als der letzte große Träger der protestantisch-theologischen Culturperiode erscheint, welche Luther in Deutschland begründet hatte. Doch markirt er mit seinem religiösen Epos zugleich den beginnenden Uebergang, welcher jene Zeit charakterisirt, den Uebergang des religiösen Bewußtseins in's ästhetische und durch dieses ins menschlich-freie; denn in der Handhabung der Religion als eines poetischen Stoffes kündigt sich schon die Emanzipation von ihrer Herrschaft an. Die drei ersten Gesänge des Messias, dessen Plan vom Dichter gefaßt und entworfen worden, bevor er Milton's berühmtes Epos kennen lernte, erschienen, wie schon erwähnt, 1748 und erregten unerhörte Sensation. Alle nur irgendwie Empfänglichen fühlten und gestanden, daß endlich wieder unserem Lande ein wahrer, ein deutscher Dichter erstanden sei. Man ließ sich das fremdartige Hexametergewand, in welches die Dichtung gekleidet war, gefallen, man übersah den Mangel derselben an episch gestaltender Kraft und ließ die edle und warm pathologische Stimmung, die empfindungsreiche religiöse Glut des Werkes mit dankbarer Anerkennung auf sich wirken. Freilich, als mit dem langsamen Vorschreiten des Gedichts zur Vollendung (1773) seine Schwächen immer nackter hervortraten, als die epische Schilderung von Gesang zu Gesang sich immer mehr in leeres Hallelujaen und Psalmiren verlor, da kühlte der Enthusiasmus des Publicums sich merklich schnell ab und heutzutage darf man zuversichtlich hundert gegen eins wetten, daß nur noch sehr wenige Leute in Deutschland leben, welche den Messias vollständig gelesen haben, es seien denn solche, welche dies zu literatorischen Zwecken thun müssen. Allein die für unsere Literatur so heilsame Wirkung, welche das Gedicht auf unsere Literatur ursprünglich geübt, blieb und blieb um so mehr, als sie Klopstock durch seine Oden (von 1750 an) aufs Nachhaltigste kräftigte. In den Oden fand die Lyrik unseres Dichters ihren adäquatesten und vollkommensten Ausdruck. Hier ist er Er selbst. Patriotismus, edler Lebensgenuß, begeistertes Freundschaftsgefühl, keusche und innige Liebe, reger Natursinn reden hier in echten Herzenslauten. Die

Sprache ist in diesen Gedichten, noch nicht getrübt durch die teutonesken Schrullen, welche Klopstock später in seiner verunglückten Gelehrtenrepublik vorbrachte, voll ursprünglicher Frische und Kraft, voll kühner und doch wohllautender Wendungen, voll genialer Würfe und kernhafter Geschlossenheit. Im Ganzen wird das Urtheil über den Dichter dahin lauten, daß er Natur, Originalität, Selbstbestimmung und echtes Pathos in unsere Literatur zurückbrachte, daß er die Deutschen wieder an ihren Genius glauben lehrte und gegenüber der verflachenden Ausländerei den Nationalsinn weckte und nährte. Er hat überall auf die Ziele der Freiheit hingewiesen, aber wirklich erreicht hat er sie nicht. Der deutsche Magister lag ihm zu schwer auf der Brust, um ein völlig freies Aufathmen derselben zu gestatten. Deßhalb begriff er auch den Gang der französischen Revolution nicht, welche er zuerst jubelnd begrüßt hatte, und wandte sich mit philisterhafter Schmähung von ihr ab und wieder den altdeutschen Wäldern zu, wo doch gewiß die Freiheit nicht zu finden war, für welche sein junges Herz geglüht hatte. (Klopstock's sämmtl. Werke, vollständ. Ausg. Leipz. 1844, 10 Bde.)

Klopstock's Einfluß auf die Literatur seiner Zeit machte sich in überwiegender Weise geltend. Von der geistlosen Nachahmung, von der fratzenhaft teutonischen Klopstöckelei, wie sie zum Aerger aller Vernünftigen aus den Bardengesängen der Denis, Kretschmann und Anderer zu brüllen begann, wollen wir weiter gar nicht sprechen, wie es auch von keinem Belang für die Literatur war, daß der Messias den guten Bodmer anregte, die unendlichen Hexameterwasserfluten einer Reihe von Patriarchaden (Noachide u. a.) mit Gewalt aus sich herauszupumpen. Das wirkliche Verdienst des Mannes ist schon berührt worden und es sei hier gerade noch gesagt, daß er es erhöhte, indem er mit regem Fleiße die Schätze unserer mittelhochdeutschen Literatur ihrer Vergessenheit zu entreißen suchte. Bodmer's Landsmann Salomon Geßner (1730—87) ließ in seinem patriarchalischen Idyll, der Tod Abel's, den Hexameter fallen und wählte eine Prosa, welche auch an seinen übrigen aller Naturwahrheit baaren und widerlich süßlichen Idyllen das Beste ist. Ein jüngerer Mitbürger Geßner's, Johann Martin Usteri (1763—1827), hat die schweizerische Idyllik in seinen mundartlichen Idyllen dann wieder zum Vers und zur Realität des bürgerlichen Kleinlebens erhoben. Ein vierter Züricher, Johann Kaspar Lavater (1741—1801), auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden, setzte noch spät die biblische Epik fort (Jesus Messias), als sie schon ganz antiquirt war, und ließ sich durch Klop-

stock's Patriotismus zu seinen wirksamen Schweizerliedern stimmen. Auch Franz von Sonnenberg (1779—1803) verschwendete ein nicht gemeines Dichtertalent an die schon anachronistisch gewordene religiöse Heldendichtung (Donatoa). Ebenso wandelte Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) mit seinen Gedichten eines Skalden in Klopstock's teutonischen Spuren und nicht minder ging Christoph Daniel Friedrich Schubart (1739—91), das berühmte Opfer despotischer Fürstenlaune, der gepeinigte Insasse der hohenasperger Kerkerhöhle, mit seiner religiös-patriotischen Lyrik aus Klopstock hervor. Wie aber Gerstenberg durch sein auf Shakspeare fußendes Trauerspiel Ugolino schon auf eine spätere Phase unserer Literatur, auf die Sturm- und Drangzeit, hinweist, so durch seine großartige Strafode die Fürstengruft Schubart, welcher außerdem vermittelst seiner publizistischen Thätigkeit (Deutsche Chronik) entschieden in die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts eingreift. Andernorts wirkte nicht so fast Klopstock's erhabene Religiosität und Vaterlandsliebe, als sein inniger Natursinn und seine Freundschaftsschwärmerei. So besonders in dem Kreise der Anakreontiker und Freundschaftler, welcher in dem „Vater Gleim", Johann Ludwig Wilhelm Gleim (1719—1803) zu Halberstadt seinen Mittelpunkt hatte und zu dem sich die Lyriker, Epistelndichter, Naturschilderer und Didaktiker Johann Benjamin Michaelis (st. 1772), Johann Nikolaus Götz (st. 1781), Klamer-Schmidt (st. 1824), Johann Georg Jakobi (st. 1814), Johann Peter Uz (st. 1796), Ewald Christian von Kleist (1715—59) und Andere hielten. Gleim selbst hat sich in vielerlei Formen versucht, aber nur mit seinen Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers (1758), welche den Helden des siebenjährigen Krieges feiern, eine bedeutendere Wirkung auf seine Zeitgenossen erreicht. Sonst verlief sein Dichten meist in jene inhaltslose Empfindelei, welche damals in Deutschland grassirte und so viel widerwärtige Warmbrüderlichkeit in die Literatur einschwärzte. Jakobi lieferte einige gute Lieder, Uz wußte hagedorn'sche Sokratik mit politischem Freimuth zu verbinden und Kleist, ein männlich ernstes Naturel, brachte durch sein beschreibendes Gedicht der Frühling (1749), zu welchem in unseren Tagen J. M. Schuler die übrigen drei Jahreszeiten als treffliche Ergänzung lieferte, die damals beliebte Theorie von der Nachahmung der Natur zu poetischer Geltung. Mehr an die formale Seite Klopstock's lehnte sich Karl Wilhelm Ramler (1725—98), der unermüdliche Feiler eigener und fremder Verse, welcher ohne dichterische Begabung die klopstock'sche Odenform auf die Re-



Christoph Martin Wieland

geb. am 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim,
gest. am 20. Januar 1813 zu Weimar.

geln der antiken Rhythmik zurückführte. Sein dilettantisches Aesthetisiren und Kritisiren wurde dann fortgesetzt durch Johann Jakob Engel (st. 1802), der auch mittelmäßige Lustspiele schrieb und sich im Sinne der Aufklärung als Popularphilosoph und Romandichter (Lorenz Stark) mit leichter Feder, aber leerem Geist versuchte.

6.

Es war ein großes Glück für unsere Classik — denn sie hebt mit Klopstock an — daß dieser nicht ohne Ergänzung blieb, daß jetzt überhaupt neben und nacheinander eine Reihe von großen Geistern auftrat, welche die verschiedenen Richtungen und Seiten der Nationalliteratur und der Wissenschaft mit überlegenem Genie und vielseitigem Talent ihrer Vollendung entgegenführten. Was ohne diese Gunst des Geschickes aus der Bewegung, welche Klopstock in unsere Poesie gebracht, geworden wäre, verrathen die Bestrebungen seiner Nachahmer deutlich genug. Die Literatur bedurfte zunächst eines Mannes, der, wie Klopstock die ernstgestimmten und religiösen Kreise für die literarische Bewegung gewonnen hatte, seinerseits die Weltleute, die französisch Gebildeten, die frivol Geistreichen für sie gewann. In der That fehlte jener weltmännische Ton, durch welchen sich die französische Literatur die europäische Gesellschaft erobert hatte, der unsrigen gar sehr und dennoch konnte nur durch Einführung desselben in sie jenes allseitige nationale Interesse für ihr Aufblühen geweckt werden, ohne welches sie niemals zu ihrer seither entwickelten Wirksamkeit hätte gelangen können. Der Mann nun, der weltmännische Poet, welcher unsere Nationalliteratur so zu sagen salonsfähig und dadurch die französische überflüssig machte, ist Christoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach in Schwaben, gestorben am 20. Januar 1813 zu Weimar, wohin er 1772 durch die geistvolle Herzogin Amalie als Prinzenerzieher war berufen worden. Es ist seltsam, daß dieser Autor, welcher später in seinen Schriften den diametralen Gegensatz zu der religiös-ethischen Richtung Klopstock's darstellen sollte, beim Beginn seiner Laufbahn so ganz auf klopstockischem Boden stand, ja sogar den Seraphismus — Sehraffismus nach der trivialen Wortspielerei der Gottschedianer — zum Extrem steigerte, indem er, verführt durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Bodmer, in seinen kaum noch der Erwäh-

nung werthen Erstlingswerken (die Natur der Dinge, Antiovid, der geprüfte Abraham, Empfindungen eines Christen u. a.) in das Nebelreich überstiegener, ja zelotisch unduldsamer Moral und christelnder Empfindelei sich hineinforcirte. Das ging, so lange es gehen konnte, d. h. so lange, bis Wieland sich vor sich selber zu schämen begann, daß er seiner Natur Gewalt angethan, um die seraphische Mode mitzumachen, welche der bodmer'sche Kreis bis zur Carricatur getrieben hatte. Indem er sein schriftstellerisches Talent an epischen und dramatischen Problemen (Cyrus, Johanna Gray u. a.) übte, deren Lösung jedoch ziemlich schülermäßig ausfiel, verschaffte er sich durch seine Uebersetzung Shakspeare's in Prosa eine bessere Einsicht in das Wesen der Poesie und durch den Umgang mit gebildeten Weltleuten Einsicht in das, was der deutschen Literatur gebrach. Die Philosophie des gesunden Menschenverstandes und die Berechtigung der Sinnlichkeit in anmuthigen Formen in der vaterländischen Dichtung geltend zu machen, das erkannte er hinfort als seine Sendung, bei deren Erfüllung er Lukian, Horaz, Ariosto und Voltaire als Vorbilder zu Hülfe rief. Denn überall bedurfte er einer Anlehnung, Ursprüngliches muß man in ihm nicht suchen. In seinen scherzhaften Erzählungen (Diana und Endymion, das Urtheil des Paris, Aurora und Cephalus), womit er 1762 auftrat, ist er schon völlig der ironisch-didaktisch-poetische Erzähler mit stark sinnlichem Beigeschmack, der er in Versen und Prosa sein Lebenlang geblieben. Die poetische Erzählung wieland'schen Styls führte er nachmals in der Musarion und in Gandalin auf ihren Höhepunkt und diese beiden Dichtungen waren es hauptsächlich, welche den weltmännischen Kreisen bewiesen, daß die deutsche Poesie nicht minder zierlich, geistreich, witzig und leichtblütig als die französische zu reden und zu malen vermöge. Auch an ihrer schnellfingerigen Productivität gestattete die rasche Folge der Werke Wieland's keinen Zweifel mehr. Freilich ließ er sich durch seine Erfolge zu einer Schreibseligkeit verleiten, die insbesondere in seinen drei größeren Romandichtungen (Agathon, die Abderiten, Aristipp) zu unerquicklichster Breite wird. Es sind Griechen, welche in diesen Romanen auftreten, aber Griechen, die sich in den Bureaux d'Esprit von Paris hatten frisiren und pudern lassen. Die Abderiten sind in griechischer Maske gegen die Jämmerlichkeiten der deutschen Philisterei zu Felde geschickt, Schade nur, daß das satirische Salz in dem langhingedehnten Wortmeer des Buches großentheils sich verflüchtigt. Die Stoffe zu seinen späteren poetischen Erzählungen entnahm Wieland, wie er die zu den früheren mit Vorliebe dem mythologischen

und sozialen Griechenthum entnommen hatte, hauptsächlich der Fundgrube der chevaleresken altfranzösischen Fabliaur. Von dort her stammt auch das Material seiner romantischen Epopöe Oberon (1780), durch welche Wieland, wie durch kein anderes seiner Werke, im Gedächtniß der Lesewelt lebendig erhalten wird. Der Oberon gibt ihm gegründeten Anspruch darauf, der deutsche Ariost zu heißen, und er hat mit diesem Gedicht den ersten Anstoß zu der Ritterdichtung der romantischen Schule gegeben, obgleich die letztere Wieland verleugnete und eines ihrer Mitglieder (Friedrich Schlegel 1799) in schnödem Undank soweit ging, über die Poesie des Herrn Hofraths Wieland einen Concurs auszuschreiben, dessen Eröffnung die Herren Lukian, Fielding, Sterne, Cervantes, Voltaire, Bayle und viele andere Autoren als seine literarischen Gläubiger verlangt hätten. Es ist etwas Wahres in diesem herben Spott, allein Wieland gestand ja selbst zu, daß er „ungeheuer wenig Imagination“ besäße, und bestimmte sein Verdienst ganz richtig dahin, daß er fünfzig Jahre lang eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt hätte, welche den Schatz der Nationalcultur vermehrten. Sein literarisches Journal der deutsche Merkur hatte ihm eine Stellung verschafft (1773), die von unmittelbarem Einfluß auf die literarische Bewegung war, aber auch mit der raschen Verschlechterung der Zeitschrift unhaltbar wurde. Wieland besaß Einsicht genug, zu bemerken, daß seine Zeit um war, und so viel neidlose Herzensgüte, daß er dem aufstrebenden Genius Göthe's, welcher ihn doch in jugendlichem Uebermuth in der Farce: Götter, Helden und Wieland so bitter verhöhnt hatte, die herzlichste Huldigung darbrachte und, „wie einem echten Vater zukommt“, seine innigste Freude daran hatte, daß ihm „der wunderbare Knabe so schön über'n Kopf wuchs“. Mit seinem Journal das attische Museum machte der gealterte Dichter seinen Uebergang zu der philologischen Thätigkeit seiner letzten Jahre, welcher wir — er hatte schon früher den Horaz und Lukian übersetzt — eine vortreffliche Verdeutschung der Briefe Cicero's verdanken. (Wieland's sämmtl. Werke, N. A. Lpzg. 1839 fg. 36 Bde.)

Man kann von einer Wieland'schen Schule sprechen, insofern nicht nur seine Manier, der Natur wieder zu ihren Rechten zu verhelfen, in einer Reihe von Schriftstellern forterbte, sondern auch seine chevalereske Dichtung directeste Nachahmung hervorrief. In letzterer Beziehung sind Johann Baptist Alxinger (st. 1797), August Müller (st. 1807) und Heinrich von Nicolay (st. 1820) als Rittergedichtschreiber zu nennen, die ihre Stoffe mit

geistlosem Ernste behandelten, während die komische Erzählungsart Wieland's in Aloys Blumauer's (st. 1798) travestirter Aeneis in einem Pfuhl von Gemeinheit unterging. Graziöser wußte sich Moritz August von Thümmel (1738—1817) in der Form poetischer Erzählung, wie Wieland sie angegeben, zu bewegen (Inoculation der Liebe), aber seine Frivolität wirkt oft geradezu widerwärtig, wie in seiner Wilhelmine, einem in Prosa geschriebenen sogenannten komischen Heldengedicht, das mit seiner Geschichte einer entblätterten Kammerzofe, die einem armen Teufel von Candidaten aufgehalst wird, an Rabener und Zachariä erinnert. Zu einem selbstständigeren Styl erhob sich Thümmel in seinem weitausgesponnenen humoristischen Reiseroman: Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich — wo er auf die leichtfertige, in höchst anmuthiger Form vorgetragene Philosophie eines Vergnüglings zuletzt den moralischen Trumpf setzt. Uebrigens steht Thümmel mit diesem Buch schon ganz auf dem Boden der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, auf welchem sich die Romandichtung von damals in Anlehnung an Wieland und die Engländer Richardson, Fielding, Smollet und Sterne überhaupt heimisch gemacht hatte. So besaßen die jetzt verschollenen historisch-didaktischen, sentimentalen, pikaresken und humoristischen Romane von A. G. Meißner (Alcibiades, Bianca Capello u. a.), J. A. Feßler (Marc Aurel u. a.), J. Th. Hermes (Sophien's Reise von Memel nach Sachsen u. a.), J. G. Müller (Siegfried von Lindenberg), K. Ph. Moritz (Anton Reiser), A. F. L. von Knigge (Geschichte Peter Clausen's) und J. K. Wezel (Lebensgeschichte Knaut's des Weisen) für jene Zeit unstreitig ein berechtigtes Interesse und dieses ging soweit, daß J. K. A. Musäus (st. 1787) sogar mit seiner ironisch-aufklärerischen Behandlung der deutschen Volksmärchen Glück machte. Wie sehr man sich damals in Deutschland anstrengte, den Sterne'schen Humor, welcher in jenen Tagen der Lorenzodosenfreundschaftlerei bei uns in unmäßigster Achtung stand, mit den wissenschaftlichen und sozialen Problemen der Zeit zu vermitteln, zeigen recht deutlich die humoristischen Romane (Lebensläufe in aufsteigender Linie, Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z) von Th. G. von Hippel (1741—96), welchem, streng genommen, sein Platz erst hinter Kant zukäme, weil er mit seinen Abhandlungen über Gesetzgebung und Staatenwohl, über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, über die Ehe, auf der Höhe der Aufklärung erscheint. Dagegen mag hier noch Wilhelm Heinse (1749—1803) seine passende Stelle finden, denn die wieland'sche Sinnlichkeit hat unzweifelhaft auf seine Romandichtung

eingewirkt. In ihrem bedeutendsten Product, Ardinghello oder die glückseligen Inseln, zeigt Heinse jedoch einen bedeutenden Fortschritt über Wieland hinaus. Denn dieses Buch, welches sich die Verherrlichung der bildenden Kunst zur speziellen Aufgabe macht, führt uns schon ganz entschieden in die Region ästhetischer Freiheit, predigt, auf rousseau'sche Prinzipien gestützt, in glühenden Bildern und Worten die Negation des alten Staats, der alten Religion und Gesellschaft und greift damit in die Sturm- und Drangperiode hinüber, aus welcher Göthe's menschlich-freie Künstlerschaft hervorgehen sollte.

7.

Wir haben im Vorstehenden das Wort Aufklärung genannt. Es ist dies dasselbe berühmte Wort, welches auf alle unsere geistreichen Mystiker, Obskuranten, Jesuiten und Hofräthe von Friedrich Schlegel bis auf Leo und Stahl herab so drastisch wirkte und wirkt, daß sie darob in reactionäre Zornkrämpfe verfielen und verfallen. Begreiflicher Weise, denn die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist ja nichts Anderes als der Anfang der Befreiung des deutschen Bewußtseins von mittelalterlich-romantischer Barbarei und Knechtschaft, welcher Befreiung die ganze Entwicklung unseres geistigen Lebens zustrebt. Was die Aufklärung war und wollte, kann uns demnach schon das Toben ihrer Feinde gegen sie zeigen. Sie war der Versuch, mit der Vergangenheit entschiedener zu brechen, als das Lutherthum es gewollt und vermocht, der Versuch, den religiösen Greueln einmal fest ins Auge zu blicken, um sich von ihnen zu befreien, der Versuch, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus zu reformiren, an die Stelle der Theologie den Humanismus zu setzen und dadurch die Deutschen aus gläubigen Philistern zu Menschen, zu denkenden und freien Menschen zu machen. Es ist wahr, viele der deutschen Aufklärer, wie man die Aufheller der romantischen Finsterniß schön und treffend bezeichnet hat, erkannten dieses Ziel nur sehr von Weitem und die meisten blieben in der religiösen Fiction und theologischen Illusion noch befangen genug; allein dennoch hat jeder derselben nach dem Maaße seiner Kräfte an unserer Emanzipirung von dem Vampyrismus der theologischen Weltanschauung gearbeitet. Ja, sie haben den Haß der Romantiker aller Sorten wohl verdient, wie den

innigen Dank derer, welche die Religion der Zukunft, den Humanismus, schon jetzt zu der ihrigen machen.

Das deutsche Geistesleben war zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch kläglich verkommen und unfrei. Eine stupide Theologie beherrschte Alles, schürte bis 1749 Hexenbrände, verteufelte und verknechtete das Volksbewußtsein, hinderte mit dem Bleigewicht ihrer Autorität die Verallgemeinerung der Resultate Leibnitz-Thomasius-Wolf'scher Denkarbeit und fuhr fort, die Bibliotheken mit aberwitzigen Büchern zu füllen, in welchem letzteren Geschäfte ihr die übrigen Facultäten redlich beistanden. Man muß die gelehrt-blödsinnigen Staatsschriften der damaligen deutschen Hofjuristen lesen, um einen deutlichen Begriff von einer Periode unserer Geschichte zu bekommen, welche ein bodenloser Abgrund von Schmach ist. Freilich trat da und dort ein Mann hervor, welcher befähigt und muthig genug war, seinen in Nachäffung der schlechtesten Seiten des Auslands versunkenen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. So ein unbeachteter Wahrheitssager war z. B. Realis de Vienna (eigentlich Gabriel Wagner aus Quedlinburg), dessen Andenken Herder in seinen Humanitätsbriefen gerettet hat. Aber wer hörte auf ihn? Durch Klopstock einerseits, durch Wieland andererseits bahnte sich zwar eine Reform der Nationalliteratur an, allein um dieselbe in weiteren Kreisen fruchtbar zu machen, mußte der Gewittersturm des siebenjährigen Krieges erst die faule Atmosphäre des deutschen Lebens reinigen. Friedrich der Große ist daher, seiner entschiedenen Vorliebe für die französische Literatur ungeachtet, von der außerordentlichsten Bedeutung für die deutsche. Er brachte das vermoderte mittelalterliche deutsche Staatsgebäude zu Falle, indem er in Deutschland einen modernen Staat gründete, welcher bei den dazu vorhandenen Elementen allerdings nur ein militärisch-polizeilicher sein konnte. Er machte der politischen Geltung der theologischen Orthodoxie ein Ende, indem er Gewissensfreiheit statuirte, die wissenschaftliche Kritik der Religion gestattete und Jeden „nach seiner Façon" selig werden ließ. Er wandte sich in seiner Thätigkeit als Regent und Politiker im Ganzen und Großen durchaus und mit Entschiedenheit gegen die mittelalterlichen Institutionen, und wie er durch seine glorreiche Laufbahn als Krieger die Achtung des Auslands vor dem deutschen Namen wieder herstellte, so war bei seiner unermeßlichen Popularität das Beispiel seines ungenirten Unglaubens von ganz vortrefflicher Wirkung auf die Deutschen. Zu Friedrich's erleuchtetem Despotismus gesellte sich der nicht minder erleuchtete, aber minder umsichtige und praktische

Joseph's II., dessen Bemühungen, wie die seines großen Vorbildes, eine tüchtige Masse romantischen Wustes wegräumten und zwar in einem Lande, das seit Ferdinand II. die liebste Heimat dieses Wustes gewesen war. Beider Monarchen Beispiel rüttelte die deutschen Regierungen aus ihrer pflichtvergessenen Trägheit auf, so zwar, daß selbst in den geistlichen Fürstenthümern, sonst dem Erbsitze des Obskurantismus, Anstalten zum Vorschreiten auf der Bahn der Bildung und Humanität gemacht wurden. Wir erinnern nur an die Bestrebungen des mainzer Erzbischofs und Kurfürsten Emmerich Joseph von Breitenbach und an die des bamberger Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal. Alle Empfänglichen der Nation kamen ihrerseits dem guten Willen der meisten deutschen Regierungen, die stürmisch erwachende neue nationalliterarische und wissenschaftliche Bewegung gewähren zu lassen, mit regem Eifer entgegen. Im katholischen Süddeutschland versuchte sich diese Bewegung in dem durch Weishaupt und Zwakh gestifteten und zunächst gegen den Jesuitismus gerichteten Illuminatenorden sogar sozial zu organisiren, während im protestantischen Norddeutschland die Aufklärung in der 1736 errichteten Universität Göttingen, an welcher Michaelis in der Theologie, Heyne in der Philologie, Schlözer in der Staatswissenschaft, Kästner und Lichtenberg in der Mathematik und Physik, Spittler in der Historik reformistisch wirkten, sowie in dem Nicolai'schen Kreise zu Berlin ihre Mittelpunkte hatte und ihre Fäden bis nach Wien hinab ausdehnte, wo sie namentlich der treffliche Sonnenfels festzuhalten suchte.

Unsere geistigen Zustände waren jedoch zu theologisch versumpft gewesen, als daß sie ganz von selbst wieder hätten in Fluß kommen können. Hierzu waren Zuflüsse von außen erforderlich und sie blieben nicht aus. In England, wo seither der industrielle Materialismus die geistige Speculation gänzlich in den Hintergrund gedrängt hat, war in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Autoren aufgestanden, welche in Anknüpfung an die Philosophie Locke's und an den Skepticismus Bayle's die Grundlagen des kirchlichen Dogmenglaubens einer vorurtheilsfreien Untersuchung unterwarfen, die natürlich nicht zu dessen Vortheil ausfallen konnte. Man nannte diese Männer (Toland, Collins, Tindal, Wollaston, Morgan, Mandeville und Andere) Deisten, wohl auch Atheisten, denn sie verwarfen nicht nur das Dogma von einem dreieinigen Gott, sondern überhaupt die Lehre von einem persönlichen, nach menschlichen Vorstellungen menschlich gestalteten höchsten Wesen. Die vornehm witzige, popular-philosophische

Schriftstellerei der Lords Shaftsbury und Bolingbroke verschaffte den deistischen Ansichten Aufmerksamkeit in der englischen Gesellschaft und aus dieser verpflanzten sie sich in die geistreichen Kreise von Paris, wo schon früher Schriftsteller wie Rabelais, Montaigne, Pascal und Rochefoucauld einen Boden bereitet hatten, auf welchem die praktische Philosophie des englischen common sense gedeihen konnte. Aus dem Arsenal dieser Philosophie holten sich Montesquieu, Voltaire, Helvetius, Diderot und die Encyklopädisten ihre den Kirchenglauben befehdenden Waffen und schärften und polirten dieselben mit dem französischen Esprit und Witz. Ihre glänzenden Ausfälle, Stiche und Streiche gegen und auf die heilige Dummheit und gewissenlose Heuchelei wurden auch diesseits des Rheins bewundert, aber dennoch war für Deutschland das Auftreten Rousseau's von noch größerer Bedeutung. Denn dieser wirkte mit seinen revolutionären Gedanken nicht allein auf den Verstand und die Lachmuskeln, sondern weit mehr auf das Gemüth und das sittliche Gefühl. Er lehrte die Moral der Freiheit und gewann dadurch in ganz Europa unzählige Herzen, welche der Spott Voltaire's nur hatte verletzen können. Zur Höhe seiner politischen Opposition vermochten sich indessen in Deutschland nur Wenige zu erheben und es bewegte sich die deutsche Aufklärung zunächst mit Vorliebe auf dem Gebiete der psychologischen Popularphilosophie, der Theologie und Pädagogik, hier überall die Forderungen des gesunden Menschenverstandes geltend machend, für welche man das Wort Rationalismus erfunden hat.

Wenn wir auf die publizistischen, theologischen, psychologischen, geschichtsphilosophischen und ästhetischen Bemühungen der Aufklärer, welche den Inhalt des zeitbewegenden Denkens den Gebildeten und durch diese auch den Massen mittheilen wollten, in Kürze hinweisen müssen, so ist es billig, zuerst den berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1723—1811) namhaft zu machen, denn dieser Mann ist gewissermaßen ein Typus der deutschen Aufklärung geworden und hat sich von ihren Feinden die wüthendsten Verunglimpfungen gefallen lassen müssen. Seine Sphäre war der hausbackene Verstand und so lange er sich innerhalb desselben bewegte, hat er als Publizist (Allgemeine deutsche Bibliothek und andere Journale), Reiseautor (Reise durch Deutschland) und Romanschreiber (Sebaldus Nothanker u. a.) eine verdienstlich aufklärerische Wirksamkeit entwickelt. Sein Fehler war nur, es nicht zu merken, daß seine Zeit um war, als größere Geister auf den Kampfplatz traten, und deßhalb beging er dann von seinem beschränkten

Gesichtspunkte aus Dummheiten, wie z. B. seine philisterhafte Verkennung der göthe'schen Poesie eine war, die mit Recht gezüchtigt wurden. Seine vielverspottete Jesuitenriecherei jedoch, die nur allzu richtig roch, wird man ihm leider jetzt, im 19. Jahrhundert, nicht mehr zum Vorwurf machen können. Nicolai griff, eifrigst secundirt von Biester, die deutschen Mißbräuche, namentlich die der Pfafferei, direct an, während sein Freund Moses Mendelsohn (1729—86) in seinen popularphilosophischen Schriften (Phädon u. a.) mehr im Allgemeinen die Grundsätze der Toleranz in religiösen Dingen zur Anerkennung zu bringen suchte. Schärfer gingen auf die Hauptfrage der deutschen Aufklärung, auf die Aufhellung der religiösen Begriffe, ein: Hermann Samuel Reimarus (die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, Wolfenbüttler Fragmente), J. A. Eberhard (Neue Apologie des Sokrates), J. H. Schulz, J. J. Spalding, K. F. Bahrdt, J. Ch. Edelmann u. A. Bahrdt hat am keckſten die Consequenzen des Rationalismus gezogen, gefiel sich aber in seiner Schriftstellerei, die 126 Bände zuwegebrachte, in einer Skandalsucht und Lärmmacherei, welche der von ihm vertheidigten Sache vielfachen Abbruch that. Gediegenere Opposition gegen das Kirchenthum machte Edelmann, dessen Selbstbiographie überdieß, wie die Schubart's und Feßler's, höchst wichtige Beiträge zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts liefert. Edelmann war es, der es zuerst muthig unternahm, die ganze supranaturalistische Grundlage des Judenchristenthums als nichtig und unhaltbar nachzuweisen und demnach eine Bahn einzuschlagen, auf welche ihm freilich der freisinnige Theologismus eines Baumgarten, Mosheim, Semler, Heilmann, Töllner, Jerusalem nicht folgen konnte, eben weil er Theologismus blieb. Den philosophischen Rationalismus in Anwendung auf das praktische Leben breiteten aus J. G. Zimmermann (Vom Nationalstolz — Ueber die Einsamkeit), der aber zuletzt vor Eitelkeit verrückt wurde und vom Prinzip der Aufklärung abfiel, H. K. Hirzel (das Bild eines wahren Patrioten), J. Iselin (Philosophische Träume eines Menschenfreundes), Th. Abbt (Vom Tod für's Vaterland, vom Verdienste), H. P. Sturz (Briefe eines Reisenden) und Chr. Garve (Ueber Gesellschaft und Einsamkeit u. a.). Auch mit einer Regeneration der Staatswissenschaften befaßte sich die aufklärerische Richtung. Seinem berühmten Vater, dem großen Patrioten Johann Jakob Moser (st. 1785), welcher mit seinem Staatsrecht die neuere wissenschaftliche Publizistik eröffnete, trat Karl Moser mit seinen staatswissenschaftlichen Schriften würdig zur Seite und Justus Möser (st. 1798), dem seine unter dem Titel Patrio-

tische Phantasien gesammelten Abhandlungen den Ehrennamen eines Advokaten des Vaterlandes erwarben und der in seinen Osnabrückischen Geschichten zeigte, wie man Geschichte schreiben solle, nahm, aufs Tüchtigste unterstützt von A. L. von Schlözer (st. 1809), der ebenfalls in Staatswissenschaft und Historik thätig war (Staatsanzeigen, Briefwechsel, nordische Geschichte u. a.), das schwere Geschäft auf sich, die Theilnahme der Deutschen an dem öffentlichen Leben, am Staat und Staatsregiment zu wecken und auszubilden. Die Tendenz der Aufklärung zeigte sich übrigens nicht nur in Möser und Schlözer für die Geschichtschreibung befruchtend. Sie leitete auch J. M. Schröckh (st. 1808) auf seine kirchenhistorischen Untersuchungen, aus welchen seine umfassende Christliche Kirchengeschichte erwuchs (35 Bde., 1768—1812), hielt die Fackel bei der gründlichen Erforschung der Reformationsgeschichte durch G. J. Planck (1751—1833), aus welcher dessen berühmte Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs hervorging, regte L. T. Spittler (1752—1810) an, das gründlich erforschte Material seiner Geschichtswerke (Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten u. a.) in einer, freilich mehr für die Wissenden als für die Nichtwissenden berechneten, künstlerischen Form zu verarbeiten, führte die historische Feder von H. L. Heeren (1760—1841), der vermittelst seiner Ideen über die Politik, den Handel und Verkehr der alten Welt zuerst die Culturzustände des Alterthums klar beleuchtete, und vermochte J. G. Eichhorn (1752—1827), seine stupende bibliothekarische Gelehrsamkeit durch cultur= und literargeschichtliche Werke für das Publikum nutzbar zu machen. Auch in der kunstphilosophischen Theorie suchte man sich klarer und bestimmter zu orientiren, als bisher geschehen war, und zu diesem Zwecke schrieb J. G. Sulzer (st. 1779) seine Allgemeine Theorie der schönen Künste. Indessen half auf diesem Gebiete über den unsicher tastenden oder fehlgehenden Dilettantismus erst Lessing's Kritik einerseits hinweg, andererseits die geniale und begeisterte, Ueberzeugung und Begeisterung weckende Art und Weise, womit der große Kunstkenner Johann Joachim Winckelmann (1717—68) aus Stendal in seiner classischen Geschichte der Kunst des Alterthums auf das Studium des antiken Kunstideals drang. Dieses Studium ist die eigentliche Basis unserer Wissenschaft der Aesthetik geworden, einer Wissenschaft also, die bei der Befreiung des deutschen Geistes vom Mittelalter eine so wichtige Rolle gespielt hat. Denn indem die Deutschen ästhetisch frei wurden, lehrten sie auch sich selbst und die Völker Europa's menschlich frei fühlen und



Johann Joachim Winckelmann

geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal,
gemordet den 8. Juni 1768 zu Triest.



Gotthold Ephraim Lessing

geb. den 22. Januar 1729 zu Kamenz,
gest. den 15. Februar 1781 zu Braunschweig.

denken. Endlich muß hier noch erwähnt werden, daß die Aufklärung ihre Stralen auch in die finsteren Schulstuben zu verbreiten suchte, wo solche für das Volk überhaupt vorhanden waren. Die Bemühungen des Pietismus für das Volksschulwesen hatten sich als unzulänglich herausgestellt und dieses lag überall gar sehr im Argen. Nun riefen die pädagogischen Ideen Rousseau's, welcher an die Stelle des geistlosen und geisttödtenden Schlendrians der Erziehung naturgemäßere Prinzipien und eine verständigere Methode gesetzt wissen wollte, auch in Deutschland eine pädagogische Bewegung hervor, an deren Spitze sich der Rationalist J. B. Basedow (1723—90) stellte, zur nämlichen Zeit, als Chr. G. Heyne (1729—1812) die humanistischen Schulstudien vermittelst seiner geistvolleren Behandlung der Philologie reformirte. Basedow war der Gründer der unter dem Namen Philanthropine bekannten Erziehungsanstalten, denn philanthropisch sollte die neue Erziehungsmethode sein, welche Natur und Utilitarismus dem abstract philologischen und theologischen Scholasticismus in der Pädagogik entgegensetzte und die Realstudien zur Grundlage des Unterrichts machen wollte. Die Philanthropine zerfielen freilich bald wieder, aber der basedow'sche Anstoß zur Umgestaltung und Hebung der Volkserziehung wirkte fort und gelangte durch Bemühungen von Männern wie Campe, Resewitz, Salzmann, Weiße und Rochow zu praktischer Wirksamkeit.

8.

Nachdem wir den allgemeinen Charakter der Aufklärung und ihre einzelnen Richtungen angedeutet, liegt uns ob, die beiden großen Männer vorzuführen, welche jene literarisch-reformatorische Zeitstimmung des 18. Jahrhunderts in Deutschland zur höchsten und positivsten Gestaltung brachten, der eine im nationalliterarischen, der andere im wissenschaftlichen Sinne. Wir meinen Lessing und Kant.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren und starb auf einem Ausflug von Wolfenbüttel, wo er seit 1769 in der bescheidenen Stellung eines Bibliothekars gelebt, nach Braunschweig am 15. Februar 1781. Man hat seine Stellung zur deutschen

Bildung mit der Voltaire's zur französischen verglichen und in der That sammelte er, wie dieser, die ganze geistige Bewegung seiner Zeit in einen Brennpunkt. Aber was ihn hinwieder von Voltaire unterscheidet, von Voltaire, der seine welthistorische oppositionelle Mission zuletzt doch nur als genialen Spaß betrachtete, das ist der heilige Ernst und Eifer, womit er die Wahrheit suchte. Seine Erscheinung war für unsere und die europäische Cultur eine wahrhaft providentielle. Die nationalliterarische Saat, welche Klopstock und Wieland angepflanzt, war in Gefahr, unter dem zähen mittelalterlichen Dornengestrüpp, welches den deutschen Boden noch um und um bestrickt hielt, zu ersticken: da kam Lessing und reutete mit unvergleichlich energischer Hand nach links und rechts all den Quark aus, um Platz für die Tempel der Freiheit, Schönheit und Humanität zu gewinnen. Nur ihm, an dem Alles Klarheit, lichtheller Verstand und ebenso unerschrockener als besonnener Muth war, konnte das gelingen und die Zeloten und Obskuranten wußten und wissen wohl, warum sie den Lessing so gründlich haßten und hassen, den Lessing, bei dessen Namen, wie, glaub' ich, Gervinus schön bemerkt hat, jedem Deutschen vor Freude und Stolz das Herz höher pochen sollte. Sein erstes Auftreten hinterließ keine „Fußstapfen des Löwen." Er schrieb Lustspiele, die weder besser noch schlechter waren als die Weiße's und anderer Zeitgenossen, Lieder im Geschmack der Anakreontiker, Sinngedichte und Fabeln, in welchen viel Verstand und wenig Poesie zu finden war. Allein schon hier bewies er, daß es ihm stets darum zu thun war, durch seine poetischen Arbeiten praktische Belege für seine theoretischen Ansichten zu liefern, denn er gab über die zuletzt genannten Dichtarten zugleich besondere Theorien. Dies Verfahren verräth allerdings und Lessing selbst bestätigt es ausdrücklich, daß seine dichterischen Werke nicht aus dem Enthusiasmus einer freischaffenden Dichterbrust geboren sind. Nein, sie sind aus dem Kopfe geboren — wie Minerva aus dem Kopfe Jupiter's. Mit seinem Drama Sara Sampson (1755) führte er das bürgerliche Trauerspiel auf unsere Bühne und bezeichnete die beginnende Emanzipation des deutschen Theaters von der Herrschaft der französischen Regel, welche dann seine Minna von Barnhelm (1763), das erste originale und nationale Lustspiel unserer Literatur, als völlig überwunden aufzeigt. 1766 gab er den Laokoon heraus, jenes berühmte Werk über die Gränzen der Malerei und Poesie, welches, zusammengehalten mit der zwei Jahre zuvor erschienenen Kunstgeschichte Winckelmann's, für unsere Philosophie der Kunst epochemachend wurde.

Lessing analysirte darin die bildende Kunst und die Dichtkunst ihrer eigensten Natur nach und bestimmte als Wesen der letzteren Bewegung und Handlung, wodurch dem Ansehen der bloß malenden, schildernden und reflectirenden Poesie endlich einmal ein Ende gemacht war. Schon früher hatte er in seinen Literaturbriefen den kritischen Feldzug gegen die Gallomanie eröffnet, welchen er jetzt in seiner Hamburger Dramaturgie (1767—68) so geistvoll fortsetzte und so siegreich beendigte. Er machte mit überzeugender Schärfe klar, zu welcher Unnatur die Franzosen gekommen, indem sie sich aus den Alten ein Schema der Dichtkunst abstrahirten, ohne dasselbe mit dem substantiellen Gehalt der eigenen Zeit und Nationalität zu erfüllen. Auch er anerkannte die Größe der Alten, er wies auf Shakspeare hin und zeigte, was man von jenen und von diesem zu lernen habe. Allein nicht das Gelernte sklavisch nachzuahmen, nein, die gewonnene Erfahrung mit den ewigen Gesetzen der Natur und mit der Eigenthümlichkeit des heimischen Volksbewußtseins zu vermitteln, das sei das Wahre, hiedurch werde die Selbstständigkeit der vaterländischen Kunst und ihrer Formen erreicht, hiedurch die Füllung dieser Formen mit nationalem Geist gesichert. Nachdem er sich durch den Laokoon und die Dramaturgie eine Souverainetät als Kunstrichter erobert, welche selbst seine Gegner stillschweigend anerkennen und ehren mußten, nachdem er durch mehrere Schriften antiquarischen Inhalts der geistlosen Philologie gezeigt, wie man die classischen Studien zum Nutzen und Frommen der Gegenwart zu betreiben habe, und zwischenhinein die männliche und herbstrenge Tragödie Emilia Galotti (1772) der fürstlichen Despotie jener Tage als ein Brandmal auf die Stirne gedrückt, wandte er, gehüllt in die Rüstung seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, seine Waffen gegen die theologische Orthodoxie. Das Zetergeschrei der Getroffenen bezeugte, wie gut seine Streiche geführt waren. Er gab des Reimarus Fragmente, sowie mehrere theologische Abhandlungen heraus und faßte in Abwehr der hiedurch erregten Angriffe seine reformistische Polemik in seinen Streitschriften gegen den Hamburger Pastor Göze zusammen. Hier erhebt sich Lessing's Kritik zur Kunst und schon um ihrer wunderschönen Form willen wird man diese Streitschriften noch lesen, wenn dem Bewußtsein der Nachwelt dereinst die Göze und Klötze, gegen welche sie gerichtet wurden, nur noch als vorweltliche Versteinerungen erscheinen werden. Nachdem Lessing diese theologischen Händel abgethan, in welchen er ebenso siegreich, wie er früher in seinen ästhetischen Feldzügen die Autonomie der Kunst erwiesen, in Sachen der Religion die Autonomie der Vernunft er=

wies — war es ihm, bevor ihn der Tod in vollster Manneskraft hinwegnahm, noch gegönnt, die ganze Genialität seines Verstandes, all sein humanistisches Glauben und Hoffen in einem Dichterwerk zu offenbaren, welches stets zu den besten Thaten des deutschen Geistes gezählt werden wird. Es ist das Schauspiel Nathan der Weise (1779), dessen Form den fünffüßigen Jambus für unser höheres Drama stehend machte, es ist jenes Gemälde edelster Menschheit, vor welcher die Götter vergehen. Gleichsam als Epilog zum Nathan schrieb Lessing die letzte seiner Schriften, die Erziehung des Menschengeschlechts, worin er die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit entwickelt. Hier und im Nathan erscheint die Aufklärung in ihrer höchsten Potenz: der ethische Gehalt des Christenthums ist von der supranaturalistischen Fabelei losgelöst und demselben seine Stelle als Moment in der weltgeschichtlichen Entwicklung angewiesen. (Lessing's sämmtl. Schriften, hrsg. v. Lachmann, 1839—40, 13 Bde.)

Durch Lessing erhielt der aufklärerische Rationalismus seine gediegenste nationalliterarische Form. Kant legte an die Probleme der Aufklärung den Maaßstab einer strengphilosophischen Kritik. Immanuel Kant wurde geboren am 22. April 1724 zu Königsberg und starb daselbst am 12. Febr. 1804. Er ist nie über sieben Meilen weit über den Umkreis seiner Vaterstadt hinausgekommen und hat ein stilles und einförmiges Forscherleben geführt, in welches nur die elfjährige Reaction, die unter des großen Friedrich's Nachfolger die Denkfreiheit wöllnerisch beeinträchtigte, düstere Schatten warf. Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung, dieser in seinem Gebahren so behutsame, in seinen Lebensgewohnheiten pedantisch regelmäßige Gelehrte, der von seiner stillen Studirstube im nördlichen Winkel Deutschlands Gedanken in die Welt ausgehen ließ, welche den Himmel stürmten und, zum System einer neuen Logik und Metaphysik — System des kritischen Idealismus — zusammengeordnet, die theologische Weltanschauung geradezu umkehrten, indem sie unsere Welt zum Zweck machten und Gott nur noch als eine Hypothese zur Lösung ihrer Widersprüche herbeizogen, als ein Postulat der praktischen Vernunft, dessen Dasein auf theoretischem Wege zu beweisen unmöglich sei. Kant's Wirksamkeit begann erst in seinem Alter mit Herausgabe seiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787), und auch dann währte es noch eine gute Zeit, bis die abstruse Form seiner Philosophie durch die Bemühungen seiner Anhänger, unter denen Karl Leonhard Reinhold



Immanuel Kant

geb. den 22. April 1724 zu Königsberg,
gest. den 12. Febr. 1804 zu Königsberg.

(1758—1823) voransteht, dem Verständniß in weiteren Kreisen nähergebracht wurde. Kant hat die philosophische Arbeit ganz von Neuem begonnen, indem er bis zu den Quellen des menschlichen Erkenntnißvermögens zurückging und, gestützt auf die Erforschung derselben, das Reich des Wissens ganz unabhängig von dem dogmatischen Material des Offenbarungsglaubens construirte. Als Resultat seiner Prüfung der letzten Gründe unseres Erkennens fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen sei, sondern vielmehr die menschliche Ichheit (Subjectivität), das selbstbewußte Ich. Das Ich bildet demnach in Kant's Philosophie das apriorische Centrum, nach welchem sich die Dinge als die Objectivirung dieses erkennenden Ichs zu richten haben. Kant kehrt also die hergebrachte empirische Ansicht um: die Dinge richten sich nach unserer Erkenntniß. Aus der Unfähigkeit des Anschauungsvermögens, die wahrhafte Natur der Dinge zu erkennen, folgert er sodann consequent, daß es nur ein Umhertappen im Dunkeln sei, wenn wir uns aus den Gränzen der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen, und daß unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge seien, von denen sich ebenso gut die Existenz als Nichtexistenz, in Summa Nichts beweisen lasse. Die praktische Vernunft findet aber an dieser Theorie kein Genügen. Sie geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Die Aufgabe des Willens besteht in Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jederzeit nach Maximen, die fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden! und die allgemeine Verbindlichkeit dieses Sittengesetzes äußert sich als kategorischer Imperativ, d. h. in der Form des unbedingt befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unsere egoistischen Neigungen der durch den kategorischen Imperativ befohlenen, um ihrer selbst willen zu erfüllenden Pflicht, so haben wir Tugend. Um nun der Tugend ein entsprechendes Aequivalent zu bieten, findet es Kant praktisch-vernünftig, das, was die reine Vernunft negiren müsse, Gott und Unsterblichkeit, wieder zu setzen. Man sieht, er hat dem Deismus seiner Zeit eine Concession machen zu müssen geglaubt. Sowie er sich den praktischen Consequenzen seines Systems näherte, zog sein revolutionärer Gedanke die Schwingen ein. Dessenungeachtet ist seine Philosophie das eherne Fußgestell für die ganze Bildung, für alles Wissen, alle Kunst der Zukunft. Alle nachherigen deutschen Philosophen stehen auf den Schultern dieses Riesen und die, welche diese Stütze verschmähten oder gar umzustürzen suchten, haben es eben in der

Philosophie nicht weit gebracht. Dies sehen wir an Friedrich Heinrich Jakobi (1743—1819) und seinen Anhängern, zu denen auch die Eklektiker Fries und Krug gerechnet werden können. Jakobi war ein edler Gefühlsmensch, dem davor graute, in die kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft Kant's sich zu erheben. Seinem Grundsatz gemäß, daß alle menschliche Erkenntniß auf Offenbarung und Glauben beruhe, läuft sein Philosophiren, wie er es in zerstreuten Aufsätzen und auch in Romanform (Allwill, Woldemar) darlegte, auf eine unklare Glaubensphilosophie hinaus oder, wie er sie selbst treffend bezeichnet, auf eine Unphilosophie, die im Nichtwissen ihr Wesen hat und der zufolge das an sich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Wissen, als Geistes= und Gottesbewußtsein geoffenbart wird. Soweit hatte es schon Thomas a Kempis in seinem Buch von der Nachfolge Christi im Philosophiren gebracht. (Kant's sämmtl. Werke, hrsg. v. Rosenkranz und Schubert, 1838 fg. 12 Bde. Jakobi's sämmtl. Werke, hrsg. v. Köppen, 1812 fg. 6 Bde.)

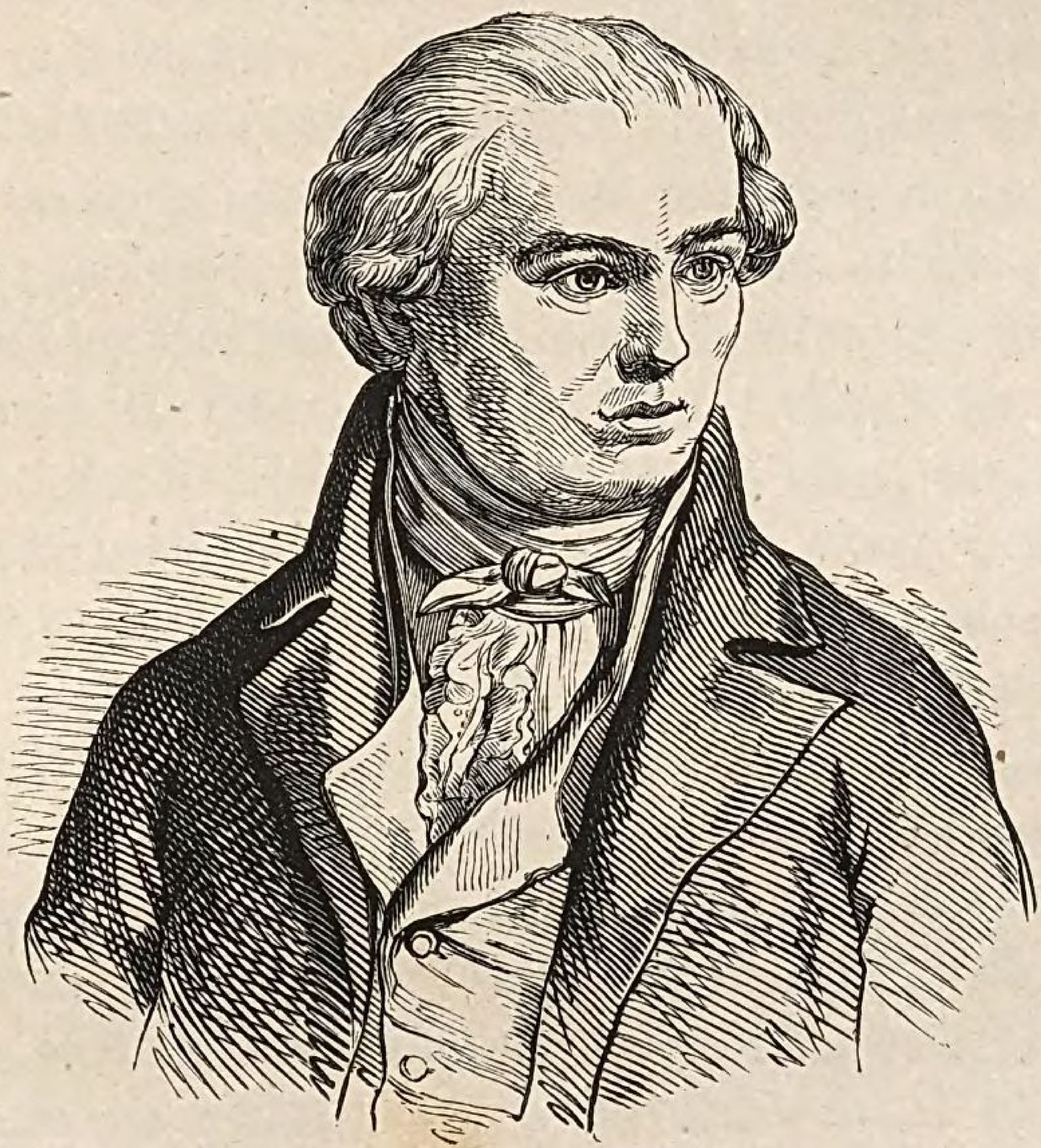
9.

Lessing hatte, vereint mit Winckelmann, unsere Aesthetik reformirt, das wahre Wesen der Poesie und aller Kunst seinen Landsleuten zum Bewußtsein gebracht und die neu gewonnene classisch edle Form mit nationaler Substanz erfüllt. Die Aufklärer hatten wirklich die romantisch=mittelalterliche Finsterniß auf allen Gebieten tüchtig gelichtet und dem Köhlerglauben in Religion und Wissenschaft das Bekenntniß seiner Nichtigkeit abgezwungen. Kant war aufgetreten und hatte mit unerbittlicher Logik die theologischen Illusionen vernichtet und die Souverainetät der menschlichen Vernunft proclamirt. Sein System gewann durch die Reinheit und Strenge seiner Moral auch Solche, die vor der himmelstürmenden Kühnheit seiner Kritik zurückbebten und griff in alle Fächer des Wissens reformistisch ein, die Gährung der Geister klärend, welche in den 60ger und 70ger Jahren des 18. Jahrhunderts das deutsche Leben in seinen Grundtiefen aufwühlte. Es war damals eine merkwürdige Zeit. Ein Geist der Widersetzlichkeit gegen alle herkömmlichen Satzungen durchzog die europäische Gesellschaft, welche zwischen

den Erinnerungen des Mittelalters und der Sehnsucht nach Befreiung von denselben, zwischen Wahnglauben und Freigeisterei, zwischen Frivolität und Humanität, zwischen raffinirter Genußsucht und Zerknirschung in unbehaglichster Stimmung schwankte. Da wurde das, womit man in Europa theoretisch sich abmühte, die Gründung einer neuen Staatsgesellschaft, in Nordamerika praktisch ausgeführt. Die Rückwirkung der Thatsache, daß nach glorreichem Kampfe in den Wäldern und Prairien der neuen Welt ein demokratischer Freistaat gegründet worden, auf die alte Welt mußte um so bedeutender sein, als dieser amerikanische Demokratismus, welcher den Gliedern aller Nationen und den Bekennern aller Religionen die gleichen Bürgerrechte gab, von durchaus universellem Charakter war. Der protestantische Germanismus hatte sich jenseits des Ozeans zum Kosmopolitismus erhoben und erweitert und als solcher war er befähigt, bei seiner Rückwendung nach Osten zunächst das größte der katholischen und romanischen Völker für sich zu gewinnen. Die ungeheure Masse der in Europa gehäuften Brennstoffe machte sich Luft in dem vulkanischen Ausbruch der französischen Revolution, welche, wie die Reformation die freie Religion gefördert hatte, ihrerseits den freien Staat als Ziel der Entwickelung der Menschheit hinstellte. Die systematischen Deutschen aber fühlten das Bedürfniß eines Mittelgliedes zwischen diesen beiden Zielen und der Verlauf der französischen Geschichte seit der ersten Revolution bis 1852 hat gezeigt, daß jenes Gefühl ein richtiges war. Das in Frage stehende Mittelglied war kein anderes als die freie Wissenschaft und die freie Kunst. Auf Eroberung derselben richtete sich die in Fortführung der Reformation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederaufgenommene Culturarbeit Deutschlands. Hierin lag, auch abgesehen von der hemmenden politischen Gestaltung oder vielmehr gestaltlosen Zerklüftung unseres Landes, der Grund, warum die Deutschen mit der Nachahmung der französischen Staatsumwälzung weniger schnell zur Hand waren, als man hätte erwarten sollen. Wenn je ein Volk erkannt hat, daß die Weltgeschichte keine Sprünge macht, wenigstens keine glücklichen, so sind es wir, und es hieße dem blindesten Fatalismus huldigen, wenn man der Hoffnung entsagte, daß diese mit den ungeheuersten Opfern erkaufte Erkenntniß in der Zukunft uns selbst und der Menschheit zu Nutzen und Frommen gereichen müsse. Mit dem Gesagten soll nicht behauptet werden, daß die revolutionäre Idee der Zeit, von welcher wir sprechen, bei uns nicht auch von ihrer politischen Seite wäre begriffen und erfaßt worden. Wer die deutsche literarische

Journalistik von damals kennt, der weiß, daß auch in unserem Lande, und zwar schon in den 80ger Jahren, Stimmen laut wurden, welche mit Hinweisung auf Nordamerika ganz offen den Republikanismus predigten. Allein das waren und blieben eben nur vereinzelte Stimmen, während gerade die einflußreichsten Geister mit Beiseitelassung der Politik vor Allem die Freiheit der Kunst und Wissenschaft und durch sie die Befreiung des Individuums anstrebten. Man hat die Zeit, in welche diese von dem rousseau'schen Evangelium der Natur und von dem shakspeare'schen Evangelium der Poesie inspirirten Bestrebungen hauptsächlich fielen, die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur genannt und zwar sehr bezeichnend. Denn allwärts regte sich in der letzteren der Drang nach Schaffung von Licht, Luft und Raum für die freie Entwicklung der Persönlichkeit und geschah ein Sturmlaufen gegen die religiöse und soziale Beschränktheit, gegen die Standesvorurtheile, gegen die Philisterhaftigkeit in Tracht, Sitte und Denkweise, gegen alles verrottete Formelwesen im Leben und in der Wissenschaft.

Unklar freilich und tumultuarisch genug äußerte sich die Emanzipationslust in ihren Anfängen und wir erblicken in den Reihen der Stürmer und Dränger Männer, welche durch ihre Betheiligung an der literarischen Bewegung auf die wunderlichsten Abwege geführt wurden, ihr Talent in unersprießlicher Kraftgenialität — auch ein damals erfundenes Wort — austobten oder aber mit einer Vermittlung von Freiheit und Gläubigkeit unerquicklich sich abquälten. In letzterer Beziehung that sich vor Allen Johann Georg Hamann (1730 — 88) aus Königsberg hervor, welcher zu den Freunden Jakobi's und zu dem Kreise gehörte, welchen die mystisch-platonisch-christliche Fürstin Gallitzin in Münster um sich gesammelt hatte. Hamann, eine unreine, petulante Natur, hat sich durch die Dreistigkeit, womit er in einer großen Anzahl von Pamphleten über Religion, Moral, Literatur und Philosophie in einem sibyllinisch orakelnden Tone absprach, den Beinamen des nordischen Magus erworben. Seine Polemik gegen den „greisenhaften Geist der Ueberlebung, gegen die veralteten Schulsatzungen, die Kleingeisterei und pedantische Gelehrsamkeit", durch welche der Aufschwung deutscher Bildung gehemmt würde, ist allerdings schon um des Einflusses willen, den sie auf so bedeutende Menschen, wie Herder und Göthe, geübt hat, nicht gering anzuschlagen. Im Uebrigen aber konnte der von ihm empfohlene und mit rousseau'schen Ideen seltsam verquickte Bibelglauben unsere Bildung so wenig fördern als die pietistische Romansalbaderei des Johann Heinrich Jung-



Georg Christoph Lichtenberg

geb. den 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt,
gest. den 24. Febr. 1799 zu Göttingen.

Stilling (1740—1817), welcher sich auch berufen fühlte, „die Schleuder des frommen Hirtenknaben David gegen den atheistischen Goliath (Kant)" zu erheben, und seine hektische Himmelssehnsucht mit geisterseherischen Phantasmagorien zu stillen suchte. Der aus dem höchsten Norden Deutschlands ertönenden Orakelstimme Hamann's gesellte sich vom Süden her die Orakelei des züricher Propheten Lavater, dessen als Poet schon oben gedacht worden ist. Lavater, ursprünglich eine edle und noble Natur, gehörte zu den Leuten, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen subjectiven Ueberzeugung, gleichviel, welche diese sei, abhängig glauben. Da es ihm ein für allemal unbegreiflich war, „wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne ein Christ zu sein", so wollte er diese Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt auch Andern beibringen. Als ein Commisvoyageur des Christenthums reiste er in Deutschland umher, machte in Religion, gewann durch gemüthliche Salbung viele Schafe und empörte die Verständigen durch seine Proselytenmacherei. Zugleich versuchte er auch die von ihm erfundene Schnurre der Physiognomik zu einer Angelegenheit der europäischen Gesellschaft zu machen, und für einige Zeit gelang dies seiner unermüdlichen Marktschreierei wirklich, obgleich er, der Meister dieser phantastischen Wissenschaft, durch die Physiognomien Cagliostro's, Gaßner's und ähnlicher Gauner, die damals die gläubige Dummheit in Deutschland ausbeuteten, schmählich sich düpiren ließ (Physiognomische Fragmente 1775). Ganz prächtig führte den physiognomischen Orakelsprecher der geistvolle Georg Christoph Lichtenberg (1742—99) ab, indem er denselben vermittelst seiner köstlichen Physiognomik der Hundeschwänze lächerlich machte. Auch die bekehrerische Zudringlichkeit Lavater's satirisirte Lichtenberg, welcher durch seine gründlichen mathematischen Kenntnisse den Ueberstiegenheiten der Zeit gegenüber in der Sphäre des gesunden Menschenverstandes festgehalten wurde. Man lobt von seinen Werken gewöhnlich seine Erklärungen der berühmten Hogarth'schen Gemälde am meisten, aber es will uns scheinen, sein wohlthätiges nationalliterarisches Wirken beruhe mehr auf den witzig-polemischen Aufsätzen, womit er, der sein satirisches Talent auf wiederholten Reisen nach dem freien England gebildet, gegen die philisterhaften Schrullen wie gegen die kraftgenialischen Thorheiten seiner Landsleute zu Felde zog. Er trug sich lange mit dem Gedanken, einen komischen Roman zu schreiben, kam aber nicht dazu. Wir möchten wünschen, er hätte ein Werk geschrieben, welches auch heutzutage wieder sehr am Platze wäre, eine Geschichte der deutschen Narrheit. Er wäre ganz der Mann dazu gewesen.

(Vermischte Schriften, 1800 — 5, 9 Bde.) Lichtenberg erinnert uns an seinen Freund Georg Forster (1754 — 94), welcher dem Ruhm, einer der besten deutschen Prosaiker zu sein, den weiteren zugesellt, daß er einer der makellosesten Charaktere unserer Literatur ist. Er hatte schon in Jünglingsjahren die Welt umsegelt und so Gelegenheit gehabt, seinen Blick an Verhältnissen zu üben, welche über den deutschen Horizont hinauslagen. Daher auch sein Verständniß der Größe der französischen Revolution und ihrer kosmopolitischen Idee, welche er, ein Mann der That mehr als des Schreibtisches, in Deutschland, soweit sein Wirkungskreis reichte, auch factisch zur Geltung zu bringen suchte. Ihn führte der Sturm und Drang jener Zeit mit Bewußtsein auf das politische Gebiet und es fehlte ihm nur der Schauplatz, ein staatsmännisches Genie zu entfalten, dessen Vorhandensein seine Widerlegung der burke'schen Verketzerung der Revolution, seine Ansichten vom Niederrhein und andere seiner Arbeiten entschieden beurkunden. Er starb in Paris, verkannt und geschmäht, aber bis zum letzten Hauche seine hellsichtige und hochsinnige Ueberzeugung von dem guten Rechte der Freiheit bewahrend. (Forster's sämmtliche Schriften, 1843, 9 Bde.) Ein Verwandter Forster's in Gesinnung und Unglück ist Johann Gottlieb Seume (1763 — 1810), der den herben Mißgeschicken seines Lebens die derbe Biederkeit eines stoisch resignirten Charakters entgegensetzte, welche sich auch in seinen Reisewerken und Gedichten ausprägt. (Sämmtl. Werke, 1826, 12 Bde.)

Wenn in Forster der deutsche Kosmopolitismus einen Anlauf zu praktischer Thätigkeit nahm, so stellt er sich theoretisch und nationalliterarisch in seinem ganzen Umfange zuerst dar in Johann Gottfried Herder, geboren am 25. August 1744 zu Morungen in Ostpreußen, gestorben als Präsident des Consistoriums und Oberhofprediger am 18. Dezember 1803 zu Weimar. Herder's Autorschaft knüpft sich einestheils an Lessing, anderntheils wurzelt sie in der Gährung der Sturm- und Drangperiode. Er beginnt mit der Kritik wie jener, aber sie geht bei ihm in seinen ersten Schriften (Ueber die neuere deutsche Literatur 1766 — Kritische Wälder 1769) im Sturmschritt einher. Schon in diesen Arbeiten läßt jedoch Herder sein späteres Wesen durchblicken, sein Vermitteln der antiken Bildung mit der christlichen, seine universelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerstreuten Schätze der Dichtung, sein kosmopolitisch gebildetes Ohr, welches die Klänge der Universalharmonie der Poesie vernahm, verstand und Andere verstehen machte. Wie er in den Kritischen Wäldern den Homer dem Verständniß der



Johann Gottfried von Herder

geb. den 25. August 1744 zu Morungen,
gest. den 18. Dec. 1803 zu Weimar.

Deutschen nahebrachte, so später (in den mit Göthe und Möser herausgegebenen Blättern für deutsche Art und Kunst 1773) den Shakspeare und den Ossian, welcher letztere freilich viel deutsche Thränenseligkeit jener Tage auf dem Gewissen hat, und weiterhin die orientalische und spanische Literatur, jene durch seine Blumenlese aus morgenländischen Dichtungen, seine Schrift Vom Geiste der hebräischen Poesie (1782) und seine Uebertragung der indischen Sakuntala (1791), diese durch seine Verdeutschung der Cidromanzen (1802—3). Alles, was von eigenthümlichem Streben zeugt, erregte seine dolmetschende Theilnahme, die Hymnen Pindar's und die Epigramme der griechischen Anthologie wie die lateinischen Oden des Jesuiten Balde. Die beste Gabe dieser Art aber, welche er auf den Altar der deutschen Muse niederlegte, war seine berühmte Sammlung von Stimmen der Völker in Liedern (1778—79), durch welche er seinen nach Naturunmittelbarkeit dürstenden Zeitgenossen eine reichsprudelnde Quelle derselben aufgrub. Hier erscheint er auf dem Höhepunkte seiner vermittelnden Stellung zwischen Kritik und productiver Originalität. Uebrigens fehlte der kosmopolitischen literarischen Thätigkeit Herder's das solide Fundament der Vaterlandsliebe keineswegs. Er war ein feuriger Patriot. Als solcher sprach er 1778 in seiner Ode an den Kaiser das bedeutungsvolle Wort: „O Kaiser, du von neunundfünfzig Fürsten und Ständen, wie des Meeres Sand, das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten, ein deutsches Vaterland!" Auch sonst hat er über unsere politische Zerfallenheit und Ohnmacht manche strafende Rede ausgehen lassen. Aber aus seinem Patriotismus heraus erkannte er mit Bewußtsein die weltliterarische Idee und Tendenz unserer Literatur und wußte dieselbe mit den concreten dichterischen Anschauungen aller Völker in Wechselwirkung zu bringen. Vor diesem Dienste, den er der Entwickelung der nationalliterarischen Cultur geleistet, treten seine selbstständigen Versuche als Dichter in sehr bescheidene Entfernung zurück. Nur in seinen Jugendgedichten, da, wo er die tiefe Schwermuth einer mit Druck und Armuth männlich ringenden Seele enthüllt, klingt hie und da ein echtlyrischer Laut. Sonst herrscht überall, selbst in seinen populär gewordenen Legenden und Paramythien, die didaktische Absichtlichkeit vor, welche dann in den gänzlich verfehlten dramatischen Rhapsodien (Admetus, Ariadne, Prometheus u. a.) in gemachte Allegorien ausläuft, die den Leser frösteln machen. Herder's gelehrte Thätigkeit setzte die Lessing's fort und wie bei diesem erscheint auch bei ihm das innige Bündniß, welches deutsche Wissenschaft und Kunst in der höheren Einheit der Nationalliteratur

eingegangen, in seiner ganzen Fruchtbarkeit. Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete erwies sich Herder als erfolgreicher Anreger, insbesondere für historische Forschung und vernunftgemäßere Behandlung der theologischen Fragen. Er begann mit der Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1772), welche dieses Problem, gegenüber den kindischen theologistischen Ansichten darüber, zuerst wissenschaftlich zu lösen suchte, ließ dann seine Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) folgen, welche der Bibel den Platz anwies, der ihr im Entwicklungsprozeß der Weltgeschichte zukommt, und lieferte in seinen berühmten Ideen zur Geschichte der Menschheit (1784 fg.), welche den Gedanken des Humanismus und die fortschreitende Perfectibilität unseres Geschlechtes geschichtsphilosophisch begründeten, ein weltbürgerliches Seitenstück zu seinen Volksliedern. In den späteren Arbeiten Herder's verräth sich überall eine unerquickliche, mit einer guten Dosis theologischer Rechthaberei versetzte Verstimmung und Verbitterung, die ihn sogar den Mißgriff begehen ließ, gegen die kantische Philosophie in einer Art zu reagiren (Metakritik 1799, Kalligone 1800), welche nur bewies, daß ihm Kant auf dem strengphilosophischen Felde unendlich überlegen war. Auch die Briefe zur Beförderung der Humanität (1793 fg.) und die Adrastea (1801 fg.) sind — Altersproducte, welche Göthe und Schiller zu der gegründeten Klage Veranlassung gaben, daß Herder darin den Ton eines vornehmen katholischen Prälaten angenommen, dem Mittelmäßigen eine unglaubliche Duldung angedeihen lasse, Gutes und Unbedeutendes rednerisch vermische, das Elende tolerire, das Vermoderte verehre und das Lebendige mißachte. So mußte also dieser große und edle Geist der Schwäche unserer Natur zuletzt ebenfalls seinen Tribut entrichten. (Herder's sämmtl. Werke, 1826 fg., 55 Bde.)

10.

Wir sagten, Herder's Verhältniß zur Nationalliteratur sei das eines Vermittlers zwischen der lessing'schen Kritik und der originalen Production gewesen. Was er und sein großer Vorgänger in Beziehung auf letztere ahnend gewollt und gestrebt, fand zwar erst durch Göthe seine Erfüllung, allein auch in der Literaturgeschichte gibt es keine Sprünge und so müssen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst noch auf die Vorgänger und Mitstrebenden



Johann Heinrich Voß

geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg,
gest. den 29. März 1826 zu Heidelberg.

dessen richten, welchen man ohne Zwang als den Messias unserer Dichtung bezeichnen kann. Bei dieser Betrachtung begegnen wir zwei Dichtergruppen, dem göttinger Hainbund und der rhein- und mainländischen Genossenschaft, welche beide von dem Sturm und Drang der Zeit erfüllt sind und gleichermaßen eifrig der Losung: Natur, Freiheit, Originalität, Genialität! folgen, dennoch aber unter sich schon dadurch verschieden erscheinen, daß die süddeutschen Stürmer und Dränger nur durch das Band der Zeitstimmung zusammengehalten werden, während die norddeutschen, in Nachahmung der sprachlichen und literarischen Orden des 17. Jahrhunderts, zu einem wirklichen Dichterbund zusammentreten und dadurch den Versuch machen, der Poesie eine soziale Gestaltung zu geben. Eine äußerliche Aehnlichkeit zwischen beiden Gruppen läßt sich jedoch auffinden: jede von ihnen hatte in ihrer Mitte einen praktisch verständigen Mann, welcher der literarischen Bewegung herzlich zugethan war und dieselbe in seiner Art förderte, aber zugleich auch ihre Verirrungen mit Takt in die gehörigen Schranken zurückwies. Unter den Göttingern spielte diese Rolle Heinrich Christian Boie (1744 — 1804), welcher mit dem Operndichter Friedrich Wilhelm Gotter (1746—97) den göttinger Musenalmanach gründete (1770), den später Bürger und der Epistolograph und Epigrammatiker L. F. G. von Göckingk (1748 — 1828) redigirten, unter den Rhein- und Mainländern Heinrich Merck (1741—91), welchen Göthe im Scherze seinen Mephistopheles nannte und dessen gescheidt sarkastische Kritik dem großen Dichter höchst ersprießliche Dienste leistete.

Göttingen hatte durch Kästner, Lichtenberg und mehr noch durch Heyne, welcher das Alterthum zu einer Schule für Herz und Verstand zu machen wußte, große Anziehungskraft für die strebsame Jugend gewonnen. Hier sammelten sich um Boie und Voß eine Anzahl mehr oder weniger begabter Männer und Jünglinge, Hölty, Miller, Wehrs, Ewald, J. F. Hahn, die beiden Stolberge, Esmarch, Clauswitz, Closen, Cramer, Klöntrup, Bürger. In naher Beziehung zu diesem Kreise standen auch J. A. Leisewitz (1752—1806), der in seinem Trauerspiel Julius von Tarent die Dranggenialität mit lessing'scher Formstrenge zu verbinden suchte, und Matthias Claudius (1740—1815), genannt Asmus, der Wandsbecker Bote, von welchem einzelne schöne Lieder zu großer Popularität gelangten (Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher — Der Mond ist aufgegangen), der aber aus seiner ursprünglichen aufklärerischen Stimmung in eine pietistische Verstimmung hineingetrieben wurde, deren Einfälle und Expectorationen er in einer

humoristisch sein sollenden Unform zu popularisiren sich bemühte. Die eigentliche Seele des göttinger Hainbundes war Johann Heinrich Voß (1751—1826) aus Sommersdorf in Mecklenburg. Auf seine Anregung wurde der genannte Bund von ihm und seinen nächsten Freunden geschlossen, indem die jungen Männer in der Abenddämmerung des 12. Septembers 1772 unter einsamen Eichenschatten das auf „Religion, Tugend, Empfindung und unschuldigen Witz" lautende Bundesgelübde feierlich ablegten und sich unter einander ewige Freundschaft schwuren. Voß wurde zum Aeltesten gewählt, Klopstock als Schutzpatron des Bundes proclamirt, dem „Sittenverderber" Wieland Fehde geboten. Zugleich bestimmte man, daß an jedem Sonnabend die Gesellschaft zusammentreten sollte, um die angefertigten Gedichte der Mitglieder zu hören und zu beurtheilen; die für gut befundenen sollten in das zu diesem Zwecke angelegte Bundesbuch eingetragen werden. Das öffentliche Organ des Bundes wurde zunächst der Boie'sche Musenalmanach, dessen Titel „leider" ein welscher war. Leider! denn der Kern des göttinger Dichtervereins war ein dem Voltaireismus und Wielandismus schroff entgegengesetzter klopstockisch=teutonischer Patriotismus mit obligatem Bardengeschrei einerseits, andererseits der klopstockisch=elegische Natur= und Freundschaftsenthusiasmus, welcher letztere vielfach in eine ganz unglaubliche, ja geradezu komische Wehmuth und Empfindelei ausartete. Am liebenswürdigsten veranschaulicht diese elegische Seite des Hainbundes der sanfte Ludwig Hölty (1748—76) mit seiner gemüthlichen, dem Natur= und Volksleben abgelauschten Lyrik, am breitesten Johann Martin Miller (1750—1814) mit seinem thränentriefenden Klosterroman Siegwart (1776), dessen Weinerlichkeit bekanntlich ein Meer sympathetischer Zähren hervorgerufen hat. Voß selber versuchte sich zunächst in der klopstock'schen Bardenode, sein auf bürgerlich=kernhafte Verständigkeit angelegtes Naturell verhalf ihm jedoch bald zur Emanzipation von dem forcirten Teutonismus und er begann in naturgemäßeren Tönen, mit Vorliebe in der Form des Idylls, seine dichterische Welt, das ländliche und bürgerliche Kleinleben des deutschen Nordens, zu schildern. In dieser Weise ist ihm besonders sein Idyll vom Schulmeister Tamm (der siebzigste Geburtstag) und das größere in drei Gesängen, Luise, gelungen und sind beide Gedichte der Nation bis auf diesen Tag lieb und werth geblieben. Voß war sein Lebenlang ein strenger Rationalist mit demokratischen Neigungen und er hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch seine energische Bekämpfung aller romantischen Faselei um die deutsche Geistesfreiheit wohl=



Gottfried August Bürger

geb. den 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende,
gest. den 8. Juni 1794 zu Göttingen.

verdient gemacht. Noch Größeres für die nationale Bildung leistete er vermittelst seiner Uebersetzung des Homer (1781 fg.), wodurch dem deutschen Publicum die Welt des Alterthums eigentlich erst aufgeschlossen wurde. Wie sehr dies auch der Nationalliteratur zu gut kommen mußte, welche frischsprudelnde Quellen der Vernunft und Schönheit ihr dadurch zugeführt wurden, wird durch den ganzen Verlauf ihrer Geschichte in den letzten zwei Dezennien des 18. Jahrhunderts bewiesen. Die Rückkehr aus der theologisch-christlichen Weltanschauung in die menschlich-antike manifestirte sich immer entschiedener in ihr, und indem sie diese Rückkehr in classisch-schönen Werken ausprägte, verkündigte sie die Lehre des Humanismus stets wirkungsreicher der eigenen Nation und den fremden Völkern. (Voß's sämmtliche Gedichte, 1802, 7 Bde.) Einen ganz anderen Rückzug aus dem teutonischen Freiheitsdrang als Voß machte der Graf Friedrich Leopold v. Stolberg (1750—1819) — von seinem älteren Bruder Christian, der mit ihm zum Hainbund gehörte, ist gar nicht mehr zu sprechen — indem er die Kraftgenialität, welche ihm ein Bardengebrüll entlockt hatte, das nach Inhalt und Form beinahe durchweg ein Attestat für's Tollhaus war, nach seinem Abgange von Göttingen alsbald wieder mit der Gräflichkeit zu vertauschen begann. Hinter der Maske altdeutschen Patriotismus trat dann die Sehnsucht des Mannes nach Restitution des Mittelalters in Kirche und Staat immer deutlicher hervor und er suchte für seine Person dieser Sehnsucht Genüge zu thun durch den Uebertritt zum Katholicismus, worauf ihn Voß mit seiner grimmigen Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? literarisch mundtodt machte. Er ist jetzt mit seiner Dichterei, seinen Reisebeschreibungen und seiner kirchlich-dunkeln Historik in der Rumpelkammer der Literatur verschollen und nur darum noch zu nennen, weil er die Reihe der romantischen Ueberläufer zur Römelei mit Eclat eröffnete. Der eigentliche Poet in der göttinger Dichtergruppe ist Gottfried August Bürger (1748—94) aus Wolmerswende bei Harzgerode und er ist es gerade deßhalb, weil er sich nicht, wie die anderen, von der geschmacklosen Hohlheit des Bardenthums bestechen ließ, wenn gleich ein Freiheitsdrang in ihm waltete, der an Kraft und Intensivität den der Hainbündler weit übertraf. Man braucht, um dies wahr zu finden, nur seine eine Strophe vom Mannestrotz mit den Bardenliedern der letzteren zusammenzuhalten. Bürger kannte die Welt und das Leben. Er hatte diese Kenntniß mit zu viel Leid erkauft, um sich den Illusionen der Hainbündler hinzugeben, welche nach Merck's Ausdruck das Poetische ver-

wirklichen wollten. Diese richtige Einsicht bestimmte auch sein Dichten. Er erkannte, daß es seit 1748, wo Klopstock mit dem Messias hervorgetreten, schon lange her sei, daß daher die deutsche Poesie jetzt ganz anderer Anregungen bedürfe, als dieses Gedicht zu gewähren vermöge, und daß man dem poetischen Bedürfniß des Volkes, um es zu befriedigen, andere als Hallelujakost bieten müsse. Auf populäre Wirkung aber war all sein Schaffen — dem wir bekanntlich auch die prächtige Münchhausiade (1787) verdanken — mit Bewußtsein gerichtet, und wenn er dadurch oft zum Hinabgleiten in's Triviale verführt wurde, so stellt er sich im Ganzen doch als wirklichen Volksdichter im besten Sinne dar und wird von unserem Volke dankbar noch immer zu seinen Lieblingspoeten gezählt. Er schulte sein großes Talent zur Balladendichtung, die er in unserer Literatur erst einbürgerte, mit gutem Takt an den altenglischen Balladen, welche Percy 1765 wieder an's Licht gezogen hatte, und schuf dann seine Leonore, seine wilde Jagd, sein Lied vom braven Mann und andere derartige Dichtungen, die durch glückliche Wahl des Stoffes, durch Bestimmtheit der Zeichnung und Lebendigkeit der Malerei, Leichtigkeit des Versbaues und volksthümliche Frische der Sprache nun schon so vieler Generationen Phantasie und Gemüth ergriffen haben und dem Namen ihres Dichters nicht bloß eine bibliothekarische, sondern eine im Herzen und Mund des Volkes lebendige Unsterblichkeit sichern. (Sämmtl. Werke, 1829—33, 8 Bde.)

Den Uebergang von den norddeutschen Stürmern und Drängern zu den südwestdeutschen bildet Friedrich Müller (1750—1825), genannt der Maler Müller, aus Kreuznach. Ob er mit den Göttingern in näherem Verkehr gestanden, läßt sich nicht bestimmen, jedenfalls aber ging sein Dichten von teutonisch-ossianisch-heroischen Anschauungen aus (Rhin und Luitberta). Sonst verräth er überall das drangvolle Umhertasten der Dichterjugend jener Zeit nach neuen Stoffen und Formen. Er schreibt Idyllen mit Anklängen an Geßner und Voß, wagt sich aber zugleich auch daran, ein Lieblingsproblem der Sturm- und Drangperiode, die Sage vom Doctor Faust, dramatisch zu gestalten (1776) und wird durch seine mit lyrischer Hast und Leidenschaftlichkeit hingeworfenen Genovefa-Szenen ein Vorläufer der romantischen Schule. (Gesammelte Werke, 1825, 3 Bde.) Man erkennt demnach schon an Müller, daß die Main- und Rheinländer, für welche Straßburg, Gießen und Frankfurt locale Mittelpunkte abgaben, sich umfassendere und höhere Ziele steckten als die Hainbündler, deren Dichten nach Geist und Form ein

wesentlich lyrisches war. Die südwestdeutschen Stürmer, Reinhold Lenz (1750—92), Friedrich Maximilian Klinger (1752 oder 1753—1831), Leopold Wagner (1747—79), Ludwig Philipp Hahn (1746—87) und Göthe, werden in ihrem jugendlichen Feuer und Ungestüm, in ihrer revolutionären Auflehnung gegen das Herkömmliche am besten durch das Wort Titanismus charakterisirt. Es gährte und brauste in ihnen ein titanisches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen sie mit Vorliebe vermittelst der „Wucht des dramatischen Pathos", vermittelst der Form des Drama's, geltend zu machen suchten. Freilich entsprach nur bei dem einen Göthe, wie wir sehen werden, dem Wollen das Können in vollem Maaße. Einige seiner Mitstrebenden — er hat sie im 14. Buche seiner Selbstbiographie geschildert — verschwendeten ein unzulängliches Talent an tragischen Vorwürfen, aus welchen sie nur kraftgenialische Monstruositäten zu machen wußten, wie Hahn (der Aufruhr von Pisa) und Wagner (die Kindesmörderin), Andere wußten sich selbst mit der reichsten Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So der unglückliche Lenz, den der Zwiespalt zwischen Poesie und Wirklichkeit endlich nach vielen genialischen „Affenstreichen" im fernen Rußland dem Wahnsinn in die Arme trieb. Seine Dramen (der Hofmeister, die Soldaten, der neue Menoza u. a.) veranschaulichen, was Göthe damit meinte, wenn er sagte, die Verehrung Shakspeare's sei unter seinen Jugendfreunden bis zur Anbetung gestiegen. Hier ist überall ein Stück Shakspeare, aber ein tollgewordener Shakspeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockste, Fratzenhafteste und doch hin und wieder das Zarteste und Innigste in flimmerndem Gewusel durcheinander, daß Einem Sehen und Hören vergeht. (Gesammelte Schriften, hrsg. v. Tieck, 1828, 3 Thle.) Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll sittlichen Ernstes, nach Ueberwindung seines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines russischen Generallieutnants die stoisch unabhängige Gesinnung eines altrömischen Republikaners bewahrend. Unter seinen Erstlingswerken findet sich ein Schauspiel, Sturm und Drang, welches dieser ganzen Literaturperiode ihren passenden Namen gegeben hat. Die Personen, welche darin auftreten, charakterisiren recht gut die titanische Verzweiflung und den titanischen Uebermuth einer poetischen Jugend, welche sich, mit Klinger zu sprechen, über eine Trommel wollte spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raum einer Pistole hätte existiren mögen, harrend, daß eine Hand sie in die Luft knallte. Das wahre Wesen der

Kunst, ihre Selbstherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er schrieb erst seine Trauerspiele, unter welchen besonders die Zwillinge, die den Preis über Leisewitz's Julius von Tarent davontrugen, bekannt wurden, dann eine Reihe von Romanen, um zu demonstriren, zu warnen, zu strafen. Und worauf lief seine Didaxis hinaus? Auf die trostlos fatalistische Ansicht, daß die Welt doch nur ein großes Narrenhaus sei, daß das Gute und Edle nur da sei, um zu leiden und unterzugehen, während das Gemeine und Böse triumphire. Seine Dramen, die trotz dem großartig vulkanischen Feuer der Sprache etwas Unbelebtes, Mumienhaftes haben, sind jetzt kaum noch zu lesen, dagegen verdienen seine demonstrativen Romane (Faust, Giafar, Raphael de Aquillas, Reisen vor der Sündflut, Sahir, der Weltmann und der Dichter, Geschichte eines Deutschen, der Faust der Morgenländer) die Vergessenheit, welcher sie verfallen sind, keineswegs. Denn trotz vieler Graßheiten und Grellheiten, in welchen sie sich gefallen, verrathen sie überall den scharfen Beobachter und gründlichen Kenner von Welt und Menschen und die edle Sinnesweise eines einsamen Denkers, welcher die lebhafteste Theilnahme an seinem Geschlechte mit dem Panzer der Resignation verhüllte. (Klinger's sämmtl. Werke, 1842, 12 Thle.)

Wir haben nun, soweit es in Kürze geschehen konnte, das Wollen der Sturm- und Drangperiode und ihrer Repräsentanten charakterisirt. Wir sahen, daß überall neue Mittel und Wege versucht, neue Verheißungen laut wurden. Jetzt müssen wir unsere Betrachtung den zwei Männern zukehren, welche für unsere Nationalliteratur die Erfüllung dieser Verheißungen brachten, Göthe und Schiller. Beide stehen auf dem Boden der Sturm- und Drangzeit. Aber Beide arbeiten sich aus den Unklarheiten, den Gegensätzen und Widersprüchen derselben siegreich heraus und erheben die Literatur in die Sphäre wirklich originaler Production, jener die ästhetische Entwicklungsphase der deutschen und europäischen Cultur als vollendet freier Künstler abschließend, dieser den Uebergang von der Idee der Schönheit zu der Idee der Freiheit, von der freien Kunst zum freien Staat anbahnend und eröffnend.

11.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Die Verhältnisse seines väterlichen Hauses waren so, daß dem Knaben nach allen Seiten hin eine harmonische Entwicklung seines



Johann Wolfgang von Göthe

geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M.,
gest. den 22. März 1832 zu Weimar.

geistigen und körperlichen Organismus gesichert war. Nie lernte er jenes qualvolle Ringen mit des Lebens Nothdurft kennen, welches in der deutschen Literatur so viele Unzulänglichkeiten und Mißgriffe verschuldet, so viele Talente vorzeitig geknickt, so viele auf Abwege geführt, so viel edles Streben zur Gemeinheit herabgedrückt hat. Die Natur hatte ihm einen Körper verliehen, dessen sorgfältig ausgebildete Vorzüge den Zauber der Schönheit, deren Prophet er werden sollte, schon in seiner persönlichen Erscheinung wirksam hervortreten ließen. Das Glück gab ihm eine Mutter, welche, selber in hohem Grade genial, dem Genius des Sohnes zu fröhlicher Entfaltung verhalf, einen Vater, dessen achtsame Verständigkeit und Solidität den jungen Wolfgang in die schwere Kunst des Maaßhaltens einweihte, endlich in Merck einen Freund, welcher recht eigentlich dazu geboren schien, die ebenso befruchtenden als widerspruchsvollen Anregungen, welche Göthe in seinen Jünglingsjahren von Seiten Hamann's und Herder's, Klopstock's und Lessing's, Basedow's und Lavater's, Winckelmann's und Jakobi's, Lenzen's und Klinger's erhielt, zum Besten zu lenken, einen Freund, der Göthe immer wieder aus dem Gedränge jugendlicher Leidenschaft und äußerlichen Tumults in die Stille des eigenen Herzens hinüberrettete und ihm auch zuerst seine Mission als Dichter klar machte, indem er ihm gegenüber dem unfruchtbaren Bemühen der Stürmer und Dränger, das Poetische zu verwirklichen, die realistische Aufgabe zuwies, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, dem realen Stoff ein ideales Gepräge aufzudrücken. Indem Göthe diese Aufgabe erfaßte und löste, konnte er später sagen, daß alle seine Werke Bekenntnisse seien, d. h. daß er nur gedichtet, was er gelebt. Um dieses näher zu verstehen, braucht man nur seine Frauengestalten zu betrachten, auf deren Naturwahrheit einer der schönsten Vorzüge göthe'scher Dichtung beruht. Was er an Gretchen, Aennchen, Friederike, Lotte, Lili und Charlotte geliebt, was er durch sie und mit ihnen gelitten und genossen, das lebte in seiner Seele, als er die Maria, Margaretha, Lotte, Clara, Iphigenia, Leonore, Dorothea, Natalie, Aurelie, Eugenie und Charlotte seiner Werke schuf, damit sie ein Leben ewiger Schönheit lebten. Hervorzuheben ist in Göthe's Bildungsgeschichte namentlich auch seine frühe Richtung auf die bildende Kunst. Daß er schon als Knabe den Stift des Zeichners fleißig handhabte und sein Auge an Kunstwerken künstlerisch übte und gewöhnte, das hat ihm später geholfen, seine poetischen Figuren mit so plastischer Sicherheit, Bestimmtheit und Rundung hinzustellen.

Das Erwachen seines Genius begann sich während seines Aufenthalts auf der Universität Leipzig (1765—68) leise anzudeuten. Weniger jedoch in seinen um diese Zeit entstandenen beiden Lustspielen, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, welche noch ganz nach französischem Zuschnitt in Alexandrinern geschrieben sind, als vielmehr in den ersten Klängen seiner Lyrik, welche das Leipziger Liederbüchlein von 1768 bewahrt. Man muß dieses aufschlagen oder die Musenalmanache jener Zeit, welche Beiträge von Göthe enthalten, durchblättern, um die Wirkung nachzuempfinden, die seine Lieder hervorbringen mußten. Hier war endlich unmittelbare, volle und ganze Poesie, aus einer reichen Brust gegriffen und in Formen gekleidet, die an Naivetät und Frische mit dem deutschen Volkslied in seinen edelsten Aeußerungen wetteifern. Die ganze Tonleiter der göthe'schen Lyrik, von dem flüchtigen Liebesseufzer an, mit welchem er in der Sommernacht die Hütte der Liebsten verläßt, bis hinauf zu den herrlichen Oden und Hymnen, in welchen der Dichter, dem von ihm geschilderten Zeus gleich, aus rollenden Wolken segnende Gedankenblitze über die Erde säet, durchweht eine Gesundheit der Empfindung und eine Wahrheit des Ausdrucks, welche den Leser oder Hörer mühelos emporheben über die Pein und Noth des Lebens, dessen Realität hier ideale Gestaltung gewonnen hat. Man durfte mit Recht von der Lyrik des Meisters sagen, sie sei an Glanz, Duft und Geschmack altem edlem Wein vergleichbar, welchem man seine Heimat, sein Gewächs, seinen Jahrgang und Boden noch anschmecke, der aber von alledem nur die feinsten und lieblichsten Arome behalten und sie zur köstlichsten Weinblume vergeistigt habe. Wer die Wirkung eines göthe'schen Liedes, einer göthe'schen Elegie oder Ode nicht zu empfinden vermag, dem wird die Welt der Poesie stets eine verschlossene bleiben.

In die Zwischenzeit von dem leipziger Aufenthalt des Dichters und dem in Straßburg, wohin er zur Vollendung seiner juristischen Studien 1769 ging, fallen allerlei körperlich und geistig krankhafte Verstimmungen. In Straßburg, wo deutsches und französisches Leben in anregender Wechselwirkung sich berührte, entriß er sich denselben. Herder's Umgang eröffnete ihm daselbst die Welt Homer's, Ossian's und Shakspeare's. Die kraftgeniale Genossenschaft, die sich in der schönen Stadt zusammengefunden, Liebe und Naturgenuß regten ihn zum Schaffen an und die Beschäftigung mit bildender Kunst und naturwissenschaftlichen Fragen bewahrte ihn vor einer Verzettelung von Leben und Talent in maaßlosem Sturm und Drang. Groß=

artige Probleme der Poesie schwebten ihm damals vor der Seele, die Legende vom ewigen Juden, welche in kraftgenialer Manier nur sehr fragmentarisch ausgeführt wurde, die Geschichte Mohammed's, welcher er aber nur einen lyrischen Monolog abgewann, der Mythus von Prometheus, ebenfalls nur in seinen Grundzügen zu dramatischer Behandlung gediehen (1773), und die nationale Faustsage, aus welcher der Dichter sein und der deutschen Literatur größtes Werk gestalten sollte. Zunächst blieb dieses jedoch mehr nur Intention und Entwurf, denn die Lectüre der Denkwürdigkeiten des Ritters Götz von Berlichingen drängte Göthe zur Conception und Ausführung seines gleichnamigen Schauspiels, welches auf Merck's Andringen 1773 erschien und mit Jubel aufgenommen wurde. Es ist eine Frucht der Bewunderung Shakspeare's, aber nicht einer nachahmenden, sondern selbstständig nacheifernden Bewunderung, ein herrliches Zeugniß von jener schon berührten Grundeigenschaft Göthe's, dem Wirklichen den Stempel des Ideals aufzudrücken. Denn bekanntlich war der gute Götz eigentlich ein sehr gewöhnlicher Geselle, durch unsern Dichter aber ist er zu einem deutschen Volkshelden geworden. Das Stück ist auch dadurch sehr beachtenswerth, daß Göthe darin in weit höherem Grade, als jemals nachher, historischen Sinn bewiesen hat. Der Götz reproduzirt wirklich das 16. Jahrhundert, er führt uns mitten in den Sturm und Drang jener Zeit hinein und stellt uns ihre Zustände und Strebungen mit anschaulichster Wahrheit vor Augen, ohne daß irgend eine Modernität störend zwischen uns und das lebensvolle Bild träte, welches in Gehalt und Form zu einem durchaus deutschen Volksdrama sich abrundet. Hier hatte es der Sturm und Drang endlich zu einer großen nationalliterarischen That gebracht, die unsere Bühne vollständig vom Franzosenthum und seiner kalten Regel emanzipirte. Nach Geist und Form war demnach der Götz ein poetischer Ausdruck des patriotischen Freiheitsgefühls von damals. Die gemüthliche und soziale Seite desselben, das Anstürmen gegen die philisterhafte Convenienz des deutschen Lebens gestaltete Göthe ebenso dichterisch meisterhaft in seinen Leiden des jungen Werther (1774), welcher erste deutsche Originalroman zunächst wieder als ein göthe'sches Bekenntniß sich darstellt, als ein Bekenntniß seiner Liebe zu Charlotte Kestner in Wetzlar, wohin der Dichter 1772 gegangen, um beim Reichskammergericht zu practiciren. Der Werther machte ungeheure Sensation. Er war aus dem Herzen der Zeitstimmung herausgeschrieben und wirkte so gewaltig auf dieselbe zurück, daß der bedächtige Lessing dem Roman ein cynisches

Schlußkapitel angehängt wünschte, um den Triumph der Mächte des Gemüths nicht in sentimentale Verschrobenheit und Tollheit ausarten zu lassen, wie das wirklich vielfach geschah.

Die nächsten Jahre Göthe's werden durch kein Werk von größerer Bedeutung bezeichnet, denn die beiden Trauerspiele Clavigo (1774) und Stella (1776) sind ein so entschiedener Zurückgang von dem durch Götz und Werther markirten Vorschritt, daß der derbe Merck nicht so ganz Unrecht hatte, sie als „Quark" zu verwerfen. Eine größere Freude hatten er und alle gescheidten Leute an dem satirischen Krieg, welchen Göthe damals gegen Wieland's Französirung des Hellenenthums, gegen Nicolai's kritische Anmaßung, Bahrdt's schnellfingrige Seichtigkeit, Basedow's Cynismus, gegen die empfindelnde Freundschaftschmarotzerei und andere Zeitgebrechen eröffnete (Götter, Helden und Wieland, Pater Brei, Satyros, Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern). In den meisten dieser dramatischen Farcen brachte er den ehrlichen deutschen Knittelreim wieder zu Ehren, auf welchen ihn die Bekanntschaft mit Hans Sachs geführt, dessen poetische Sendung er in dem gleichnamigen Gedicht so schön gewürdigt hat. Die Berufung Göthe's nach Weimar (1775) durch den jungen Herzog Karl August führte den Dichter in die Bahn des Hoflebens, welches durch ihn für eine Reihe von Jahren einen ganz genialischen Anstrich erhielt. Denn er bezauberte, wie Wieland meldet, Männlein und Weiblein und brachte es dahin, daß der ganze Hofhalt nach seiner Pfeife tanzen mußte. Der Herzog stand mit Göthe auf dem Fuß traulichster Freundschaft und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn für einige Zeit in der kleinen Residenz eine studentische Geniewirthschaft etablirt wurde, die mit mündlichen und schriftlichen Redensarten, wie „wir machen Teufels Zeug" — „ist uns auch sauwohl worden" — „man muß die bestialische Natur brutalisiren", nicht geizte. Der Lärm solcher in's Leben übertragenen Genialität, welche Jagd, Tanz und Gelage mit Liebes- und Komödienspiel abwechseln ließ, war der Muse nicht sehr hold. Zwar beschäftigte sich Göthe in den Stunden, wo er sich aus dem Tumult in die Stille seines Gartenhauses zurückzog, mit größeren poetischen Entwürfen, fand aber doch nur Muße und Stimmung, kleinere auszuführen. So die Dramen und Singspiele: die Geschwister, der Triumph der Empfindsamkeit, Lila, Jery und Bätely, wozu sich später die Fischerin und Scherz, List und Rache gesellten. Die Fartcatchers Göthe's, wie z. B. der gute Zelter in Berlin, haben sich noch lange nachher an diesen

Sächelchen erbaut. Der Unbefangene wird darin weiter Nichts finden wollen als niedliche Kleinigkeiten, die ein begabter Mann niederschrieb, um das Seinige zu den Unkosten höfischer Feste beizusteuern. So eine göthe'sche Beisteuer waren dann auch die Vögel, eine mit aristophanisch kecker Laune die urtheilslose Lesesucht des Publicums geißelnde Farce.

Es war ein Glück für Göthe, daß durch Uebertragung der Kammerpräsidentschaft an ihn (1782) wieder mehr Stetigkeit in sein Leben kam. Doch drängte es ihn, für einige Zeit allen Verhältnissen, die ihn fesselten und wohl auch drückten, sich zu entreißen und jenem längst empfundenen Zuge seiner Seele nachzugeben, welcher ihn im sonnigen Süden neue Kraft und Lust zum Schaffen suchen hieß. Er ging daher 1786 plötzlich nach Italien, um fast zwei volle Jahre daselbst zu verweilen. Hier erhielt im Anschauen eines schönen Naturlebens und der Werke antiker Kunst seine plastische Künstlerschaft ihre höchste Weihe und so weihevoll vollendete er sein Drama Iphigenie in Tauris, dessen hellenischer Marmorschönheit er so wunderbar die deutsche Seele einzuhauchen wußte. Auch das Drama Egmont kam hier zum Schluß und Tasso ward begonnen, um dann zwei Jahre später, in jambischen Rhythmus gekleidet, der Iphigenie als ebenbürtiges Kunstwerk zur Seite gestellt zu werden. Der Egmont, welcher die prosaische Form des ursprünglichen Entwurfes beibehielt, ist eines der wirksamsten Bühnenstücke Göthe's, aber gerade in diesem Drama macht sich uns der Mangel des Dichters an historischem Sinn und Gefühl sehr bemerkbar. Es ist wahr, er hat seine Eigenthümlichkeit, in den Gebilden seiner Phantasie das Reinmenschliche zur Anschauung zu bringen, auch hier schön bewährt, allein sein früherer Meister Shakspeare hätte ihn belehren müssen, daß die Poesie keinesfalls berechtigt ist, aus einem Helden des 16. Jahrhunderts, aus einem Mann, der für die Freiheit seines unterdrückten Volkes das Blutgerüst beschritt, einen sentimental tändelnden Gardelieutnant zu machen. Weitere Früchte der italienischen Reise waren das gleichbetitelte vortreffliche Reisewerk, ferner die prächtigen römischen Elegien, welche „die dürftige Maske der Heuchelei“ so liebenswürdig verschmähen, und die geistvollen Epigramme aus Venedig. Wenn es aber unserem Dichter nicht gegeben war, im Egmont eine um zwei Jahrhunderte zurückliegende Revolution historisch zu würdigen, wie hätte er diese Würdigung der so nahe an ihn herantretenden französischen Staatsumwälzung angedeihen lassen können? Er hatte zwar versucht, sich durch sein unbedeutendes Schauspiel der Großcophta,

worin die berüchtigte Halsbandgeschichte behandelt wird, in seiner Weise die Ursachen des welthistorischen Ereignisses klar zu machen, aber ohne Erfolg, und als er vollends seinen Herzog zu der jämmerlich mißlungenen preußischen Campagne in der Champagne (1792) und zu der Belagerung von Mainz begleitete (1793) und bei diesen Gelegenheiten einerseits von allerlei Fürstlichkeiten bekomplimentirt, wie andererseits von dem Unbehagen des Krieges verstimmt wurde, da blieb er nicht mehr dabei stehen, aus dem ihm unverständlichen Wirrwarr der Zeit in die Naturwissenschaften zu flüchten oder sich durch Umarbeitung des alten Reineke Fuchs in Hexameter in derselben zu orientiren oder auch vermittelst novellistischer Darstellungen (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter) über die ganze fatale Geschichte sich hinwegzumystifiziren, nein, er ging darauf aus, sich die französische Revolution vom Halse zu schaffen, wie er sich seine Liebesqualen vom Halse zu schaffen gewohnt war, indem er sie künstlerisch objectivirte. Aber es ist ein Unterschied zwischen einer Liebschaft und einer Revolution, ein so großer, wie zwischen dem Werther und den schaalen Dramen der Bürgergeneral und die Aufgeregten, worin Göthe mit der witzlosen Witzelei eines deutschen Philisters die Idee der Revolution lächerlich zu machen suchte. Die Göthomanen finden natürlich auch diese Sachen groß und bedeutend, allein man hat denn doch allmälig gelernt, das Geschwätz von Leuten unbeachtet zu lassen, welche in ihrer Bewunderungswuth schon so viel unnützen Papierkorbplunder Göthe's veröffentlichten und nicht ruhen werden, bis sie auch noch göthe'sche Papierfetzen von einer nicht näher zu bezeichnenden Sorte edirt, commentirt und pflichtschuldigst adorirt haben. Unsern Dichter stieß das männliche Freiheitsideal ab — wohl! Seine Empfänglichkeit war nach anderen Seiten hin gerichtet und er bekannte offen, daß ihn die Ereignisse der amerikanischen und französischen Revolution (deren wohlthätige Folgen er jedoch später laut einer Aeußerung vom Jahre 1824 anerkannte) nur insofern berührt hätten, als sie die größere Gesellschaft interessirten. Er selbst und sein engerer Kreis habe sich mit Zeitungen gar nicht befaßt, ihnen sei nur darum zu thun gewesen, den Menschen kennen zu lernen, die Menschheit überhaupt hätten sie gerne gewähren lassen. Gut. Es wird keinem billig Denkenden einfallen, Göthe darum zu schmähen, weil er sich zu einer Betheiligung an der geschichtlichen Bewegung der Zeit nicht erheben konnte. Aber was sollen wir denken, wenn wir unsern großen Dichter durch diese Bewegung so tief in die deutsche Lakaienhaftigkeit zurückgeschreckt sehen, daß er in seinen Propyläen den deut=



Johann Christoph Friedrich von Schiller

geb. den 11. Nov. 1759 zu Marbach,
gest. den 9. Mai 1805 zu Weimar.

schen Künstlern im vor Devotion ersterbenden, wahrhaft hündisch kriechenden Curialstyl des 17. Jahrhunderts erzählen mochte, „Ihro des Königs der Niederlande Majestät habe ihm durch Ihro des Herrn Landgrafen von Hessen-Homburg Hochfürstliche Durchlaucht allergnädigst vermelden lassen, daß die hemsterhuys'sche Gemmensammlung in Allerhöchst Ihro Besitz wohl verwahrt sei." Kann man in dem Schreiber solcher Worte noch den Dichter des Götz und des Werther erkennen? Zwar schon im Tasso findet sich die bedenklich servile Aeußerung: „Der Mensch ist nicht geschaffen, frei zu sein!" allein soweit war Göthe damals noch nicht verfürstelt, daß er, wie er später that, dem Naturdichter Hiller zugemuthet hätte, ein einziger Blick aus den Augen der Königin von Preußen müßte demselben genügt haben, „um sein ganzes Leben in eine würdige Hymne sich verlieren zu lassen." Ist das noch Göthe, derselbe Göthe, welcher mit stolzem Selbstgefühl von sich äußerte, er sei sich selber immer so vornehm vorgekommen, daß es ihm gar nicht merkwürdig erschienen wäre, wenn man ihn zu einem Fürsten gemacht hätte? derselbe Göthe, dem selbst Napoleon beim Schluß der bekannten Unterredung mit ihm zu Erfurt bewundernd nachrief: Das ist ein Mann!?

Doch wir wollen uns nicht länger mit dem leidigen Geschäfte befassen, die Flecken der Sonne zu betrachten und zu zählen. Die Gunst des Geschickes, welche so augenscheinlich über Göthe's Leben gewaltet hat, führte ihm gerade in dieser Zeit, wo er in Gefahr war, sich selbst zu verlieren, den großen Freund und Mitstrebenden zu, Schiller, an dessen edler Natur sich seine erschlaffte Productionslust wieder neubeleben sollte.

12.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 11. November 1759 zu Marbach in Schwaben geboren. Die Verhältnisse seines väterlichen Hauses waren nicht der Art, daß sie, wie dies bei Göthe der Fall, dem Knaben und Jüngling die Mittel zu einer sorglosen und allseitigen Entwicklung von Körper und Geist gewährt hätten. Göthe wuchs in den behaglichen Zuständen eines wohlhabenden Hauses in einer reichen und vielfach bewegten Handelstadt heran, Schiller unter dem kleinlich pedantischen und kargen Zopfregiment, womit Herzog Karl von Würtemberg seine Karlsschule dirigirte. Der Druck, unter dem er athmete, erzeugte in seiner glühenden Seele jenen

starken Gegendruck, welcher ihn emporhob in die ideale Sphäre, so gewaltig, so hoch, daß er die Berechtigung der Realität frühe zu verkennen und zu negiren anfing. Und weil er schon in jungen Jahren, wo die Eindrücke am lebhaftesten sind, mitten hineingestellt war in den Kampf des Lebens mit der Idee, so konnte er auf der einen Seite zu seinem Nachtheil nie zu jener objectiven künstlerischen Ruhe gelangen, welche Göthe der ungestört harmonischen Entwicklung seines Genius verdankte, auf der andern aber bildete gerade das einseitig sturmvolle Ringen mit der rauhen Wirklichkeit jenen stahlkräftigen dramatischen Nerv in ihm aus, welchen das mehr lyrische und epische Wesen Göthe's sehr oft vermissen läßt. Göthe's Dichtung wuchs aus der Unmittelbarkeit des Lebens hervor, Schiller's aus der revolutionären Gedankenarbeit des Jahrhunderts. Jene nahm die Naturwissenschaft und die bildende Kunst zu Führern, diese Philosophie und Geschichte; jene ist objectiv gestaltend, diese subjectiv reflectirend und selbst als Lyrik und Epik wesentlich didaktisch; jene findet in der Verwirklichung der Idee der Schönheit das höchste Streben erfüllt, diese will in der ästhetischen Welt der Schönheit die Idee der Freiheit als wesentliches Moment wirksam wissen. Beide Freunde sind vollkommen freie Menschen, beide haben sich von dem theologischen Dogma vollständig emanzipirt, beide sind Heiden im edelsten Sinne des Wortes. Aber Göthe begnügte sich, ein freier Künstler zu sein und als solcher Alles, was die Vergangenheit und Gegenwart an süßen und schmerzlichen Erinnerungen, an Kraft und Leidenschaft, an Streben und Kenntniß besaß, zu Kunstwerken auszuprägen, Schiller dagegen betrachtete die Schönheit oder, was ihm gleichbedeutend ist, die allseitige humane Bildung als eine Schule der Freiheit und wies, vom Künstler zum Weltbürger aufsteigend, überall auf die Ziele der Zukunft hin. Diesem Wesen der beiden großen Männer entspricht auch ihre Wirkung. Die Idee der Kunst wird die Massen stets weniger elektrisiren als die der Freiheit. Daher die langsame Verbreitung der Schätzung von Göthe's Größe aus kleineren in weitere Kreise, daher die unermeßliche Popularität Schiller's. Jene deutsche Prinzessin hatte vom prinzeßlichen Gesichtspunkte aus ganz Recht, wenn sie, in den Märztagen 1848 an Schiller's Statue in Stuttgart vorübergehend, zornig ausrief: Der da ist an Allem schuld!

Schiller's Erstlingswerke, das Trauerspiel die Räuber und die lyrische Anthologie, erschienen 1781—82. Beide richteten sich mit wildgenialem Trotz „in tyrannos“. Herzog Karl ging daher mit dem Gedanken um, den

„zugleich geschmacklosen und verbrecherischen" Dichter vom Titanismus zur Hofpoetenschaft zu erziehen, wie ihm das vermittelst der hohenasperger Kerkerschule bei Schubart gelungen war. Der Regimentschirurgus Schiller fand indessen nicht für gut, einem solchen allergnädigsten Experiment sich zu unterwerfen, und floh im Herbst 1782 nach Mannheim, wo die Räuber mit rauschendem Beifall waren aufgeführt worden. Die Polizei des heiligen römischen Reichs war nicht so gut organisirt wie die des deutschen Bundes und so entging der Deserteur dem Mißgeschick einer Auslieferung. Aber es begannen für ihn kümmerliche Wandertage, bis er endlich im Hause der Frau von Wolzogen zu Bauerbach bei Meiningen gastliche Aufnahme fand. Während seines unstäten Aufenthalts in den Rhein- und Maingegenden vollendete er den Fiesko (1783) und Kabale und Liebe (1784). Beide Tragödien sind noch ganz im Sturm- und Drangstyl gehalten, doch macht die erstere den Versuch, sich auf den Boden positiver Verhältnisse zu stellen, was der zweiten wirklich gelingt, indem sie mit ebenso grellen als wahren Farben die Zeit schildert, wo deutsche Fürsten Tausende und wieder Tausende ihrer Unterthanen gleich Schafheerden nach Amerika und Afrika verschacherten, um das Blutgeld mit fremden Buhlerinnen zu vergeuden. Die straffe Spannung in der Gemüthsstimmung des Dichters ließ allmälig nach, sowie er Kreisen nähertrat, welche ihm mit freundlicher Theilnahme Welt und Leben in versöhnlicherem Lichte zu zeigen verstanden, als beide dem idealistischen Träumer in seiner Verlassenheit erschienen waren. Im Umgange mit seinem trefflichen Freunde Körner, der ihn nach Sachsen eingeladen, faßte er neuen Lebensmuth und dichtete deß zum Zeugniß sein berühmtes Lied an die Freude (1785), welches, namentlich in der erhabenen Schlußstrophe, den ethischen Kern von Schiller's Weltanschauung bloßlegt. Das Trauerspiel Don Karlos, welches schon zu Bauerbach begonnen und jetzt in Jamben umgearbeitet und vollendet wurde (1787), bezeichnet das Heraustreten des Dichters aus dem kraftgenialen Ungestüm. Schon die metrische Form deutet auf eine Mäßigung und Selbstbeherrschung hin, welche den drei früheren, in heißblütigster Prosa hingeworfenen Dramen abging. Seinem Gehalt nach ist das Stück eines der wirksamsten Werke Schiller's geworden und der Malteser Posa, in welchem der Dichter unwillkürlich sich selbst und all sein Streben im edelsten Aufschwunge zeichnete, hat Hunderttausenden die Macht und Schönheit des Humanitätsprinzips bewiesen und Begeisterung dafür in die Seele geflößt. Der ein Jahr zuvor geschriebene, fragmentarische Roman der Geisterseher,

wozu Schiller durch die Schwindeleien Cagliostro's angeregt wurde, ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Don Karlos, indem er nachweist, zu welcher Unfreiheit religiöse Unklarheit und moralische Haltlosigkeit führe. Mit seiner Elegie die Götter Griechenlands, deren seelenvoller Pantheismus den Pfaffen so viel Aerger verursachte, nahm Schiller 1788 einstweilen Abschied von der Dichtung. Er fühlte die Lücken seines Wissens und machte sich mit solcher Energie an die Ausfüllung derselben, daß aus seinen geschichtlichen und philosophischen Studien eine Reihe von historischen und ästhetischen Schriften hervorging.

Allerdings lassen selbst seine zwei bedeutendsten historischen Arbeiten, die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (1788), welche seine Berufung als Professor nach Jena veranlaßte, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1790) in Rücksicht auf umfassendes Quellenstudium und diplomatische Genauigkeit Vieles zu wünschen übrig, allein die künstlerische Form und die gehobene, begeisterte Sprache dieser Werke weckten die Theilnahme des größeren Publicums an der Historie und nährten den Widerwillen gegen den Despotismus. Das Element der Reflection, welches in Schiller so stark war, drängte ihn dann, eine philosophische Basis für sein Dichten zu gewinnen, und er sah sich um so mehr zu derartigen Untersuchungen veranlaßt, als ihm um diese Zeit das Wohlwollen zweier Verehrer seiner Muse, des Herzogs von Augustenburg und des dänischen Ministers Schimmelmann durch Aussetzung eines dreijährigen Gehalts von 1000 Thalern freiere Muße gewährte, welche außerdem durch seine Heirat mit Charlotte von Lengefeld (1790) mit dem Reiz der Häuslichkeit geschmückt war. Er schrieb in Anlehnung an die kantische Philosophie, welche dadurch für die Nationalliteratur erst recht fruchtbar wurde, seine kunstphilosophischen Abhandlungen über die tragische Kunst, über das Erhabne, über Anmuth und Würde, über naive und sentimentalische Dichtung, von denen namentlich die letztgenannte durch ihre meisterhaft klare Entwicklung der Begriffe classisch und romantisch, antik und modern unserer Aesthetik wesentlich vorwärts geholfen hat. Indem er aber die Kunst analysirte, ging unserem Dichter ihr Wesen und Werth als Erziehungsmittel der Menschheit in jener Fülle und Hoheit auf, wie seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795) sie darlegen. Diese Schrift gehört ohne Frage zu dem Besten, was Schiller geschrieben. Sie faßt Alles, was von Winckelmann und Lessing an in der Kunstphilosophie geleistet wurde, in der Idee zusammen, daß die Schönheit das höchste Gesetz

des Menschen werden müsse, um ihn zum Bürger des kosmopolitischen Vernunftstaates heranzubilden. In dem Gedanken, daß die Menschheit nur auf dem Wege „ruhiger Bildung" wahrhaft vorwärtsschreite, trifft Schiller mit Göthe zusammen und dieses Zusammentreffen ermöglichte den schönen Freundschaftsbund, welcher von 1794 an die beiden großen Männer vereinigte, zur gegenseitigen Förderung für sie und zur Ehre unseres Landes, für welches diese Freundschaft ein nie gesehenes Vorbild geistigen Zusammenstrebens aufgestellt hat. Die äußerliche Veranlassung zu diesem Bündniß war die Herausgabe der Zeitschrift die Horen durch Schiller, welcher Göthe zur Mitarbeit daran bestimmte. Schiller's Einleitung zu dem genannten Journal macht uns auch sein Verhältniß zur Revolution klar, welches in Folge seiner Beharrung auf dem Prinzip ruhiger Bildung ein ablehnendes sein mußte. Die Horen sollten dazu dienen, die politisch getheilte Welt unter der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen und die Gemüther aus den beschränkten Interessen der Gegenwart in die Region des Reinmenschlichen und Ewigen emporzuheben. Wie der schiller'sche Idealismus gerade mitten in den Stürmen der französischen Revolution zu dieser Aeußerung kam, ist leicht zu begreifen, aber ganz eigen muthet es uns doch an, daß der Idealist Schiller die im Grunde ganz idealistisch-kosmopolitische Tendenz und die historische Nothwendigkeit jenes großen Ereignisses so wenig begriff als der Realist Göthe.

13.

Man darf jedoch nicht übersehen, daß die beiden großen Freunde gerade aus ihrer Erhebung über die wildgährenden Interessen des Tages das Vermögen und die Lust zu neuen künstlerischen Thaten schöpften. Beide haben es in ihrem berühmten Briefwechsel und anderwärts anerkannt, wie viel hiebei einer dem andern verdankte. Ihre vertraute Bekanntschaft wurde für sie nach dem Ausdrucke Göthe's ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte, knospete und blühte. Bei Schiller schlug die neuerwachte Productionslust zunächst die lyrisch-didaktische Weise an, welche in seinen Gedichten aus dieser Zeit (die Ideale, die Macht des Gesangs, die Würde der Frauen, der Spaziergang, der Pilgrim, Klage der Ceres u. a. m.) so gedankenschön tönt, bei Göthe äußerte sie sich episch, indem er, von

dem Freunde aufgemuntert, den schon 1777 begonnenen Roman Wilhelm Meister's Lehrjahre wieder vornahm und denselben zum Meisterromane unserer Literatur abschloß (1795). Gemeinsam machten sie dann vermittelst der 414 Distichen, welche unter dem Titel Xenien in dem schiller'schen Musenalmanach für 1797 erschienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der zeitgenössischen Literatur, einen Feldzug, welcher die literarische Atmosphäre gewitterhaft heilsam gereinigt hat. Ohne einzelne Fehlgriffe und Ungerechtigkeiten ging es dabei freilich nicht ab und namentlich sind die ebenso boshaften als läppischen Xenien gegen Georg Forster durchaus verwerflich.

Ungestört durch den wüthenden Tumult, den viele der mit Xenien Bedachten in der Literatur erregten, machten sich die Freunde daran, durch neue positive Kunstschöpfungen der Nation zu beweisen, daß sie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt gewesen, weil sie Besseres zu geben im Stande seien. In den Jahren 1796—98 dichteten sie in schönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Göthe mit Vorliebe die erstere (Erlkönig, König von Thule, der Fischer, der Sänger, der Gott und die Bajadere, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth), Schiller mehr die zweite dieser poetischen Gattungen pflegend (der Ring des Polykrates, die Bürgschaft, die Kraniche des Ibykus, das eleusische Fest, der Kampf mit dem Drachen, der Gang nach dem Eisenhammer u. a.). Göthe benutzte die epische Stimmung seiner Phantasie, um sein Gedicht von Hermann und Dorothea (1798) zu schaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum kosmopolitischen Epos sich erweitert und dessen homerisch einfache und naive Form vom wärmsten deutschen Herzschlag erfüllt ist. Schiller seinerseits folgte wieder dem Zuge seines dramatischen Genius, der sich schon in seinem Lied von der Glocke (1799) mit neubelebter Macht offenbarte und dem die weimarer Bühne, welche von 1791—1817 unter Göthe's Direction stand, Raum zu voller Aeußerung gewährte. Die deutsche Schauspielkunst war durch ihre berühmten Jünger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche sie befähigte, die dramatischen Meisterwerke unserer Classik in würdiger Gestalt vorzuführen. Dies geschah namentlich auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen Schiller, welcher 1799 nach Weimar übergesiedelt war, neben Göthe einen bedeutenden Antheil hatte. Seine große Trilogie Wallenstein wurde 1799 vollendet und aufgeführt und in den Jahren 1800—4 erschienen in rascher

Folge seine Maria Stuart, seine Jungfrau von Orleans, seine Braut von Messina und sein Wilhelm Tell, welcher die Idee der Freiheit, deren Verkündigung der Dichter in seinen Räubern wildgenial begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der bewundernden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte. Es ist vom Standpunkt strenger Kunstkritik aus Manches gegen den Tell und Schiller's Dramen überhaupt einzuwenden und eingewandt worden. Namentlich hat Platen das Richtige getroffen, wenn er dem Dichter zurief: Etwas weniger, Freund, Liebschaften! denn diese stören insbesondere im Wallenstein, in der Jungfrau, im Tell die Einheit und den Fortgang der Handlung gar sehr. Allein die Hervorkehrung dieser und anderer Schwächen Schiller's, worin sich vor allen die impotenten Romantiker gefielen, war nicht im Stande, die Dramen des Dichters dem deutschen Volke zu verleiden, welches wohl fühlt, daß es seinem edelsten Liebling eine Summe des Dankes schuldet, welche nie abbezahlt werden kann. Das Geschick, welches sich im Leben ihm so spröde bewiesen, bezeigte ihm seine Huld, indem es ihn als vollständigen Mann von hinnen nahm, so daß er, wie Göthe äußerte, „im Andenken der Nachwelt als ewig Tüchtiger und Kräftiger erscheint.“ Mitten in der Arbeit an der Tragödie Demetrius befiel ihn ein verzehrendes Fieber und raffte ihn am 9. Mai 1805 zu trauervoller Ueberraschung der Nation hinweg. Der in unzähligen Exemplaren verbreiteten Gesammtausgabe seiner Werke wünschten wir als auch jetzt noch passendes Motto die Worte Posa's vorgesetzt: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif; ich lebe, ein Bürger derer, die da kommen werden.“ (Das einläßlichste Buch über Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke lieferte K. Hoffmeister, 1838—42, 5 Thle.)

Schiller's Tod machte auf Göthe einen Eindruck, dessen Tiefe und Nachhaltigkeit er noch zehn Jahre später in dem Epilog zu Schiller's Glocke so schön beurkundet hat. Unmittelbar nach dem großen Verlust äußerte er, daß er in dem Freunde die Hälfte seines Daseins verloren habe. Er hatte sich in den letzten Zeiten ihres Zusammenwirkens mit verschiedenen epischen Entwürfen getragen und mit der Trilogie die natürliche Tochter, wovon aber nur der erste, exponirende Theil fertig geworden ist (1704). Aus den diplomatisch kalten Strichen, in welchen dieses Drama wurzelte, und aus seinen Kunststudien kehrte er in den folgenden Jahren immer wieder zu der Region zurück, woher es ihn warm und jugendfrisch anwehte, zu seiner Faustdichtung, und im 8. Bande der seit 1806 begonnenen Gesammtausgabe

seiner Schriften erschien endlich der erste Theil des Faust (1808), welcher sich zum zweiten, der erst 1831 vollendet wurde, verhält wie die Jugend zum Alter, wie die schaffende Phantasie zur nüchternen Reflexion, wie der Regenbogen zu seinem Schatten. Der Tragödie erster Theil offenbart die jugendliche Genialität des Dichters in ihrer frischesten und zugleich reifsten Schöpferkraft. An der Form, welche echtdeutsch jede ängstliche Regelfessel sprengt, hängt überall, wie man treffend bemerkt hat, der duftende Thau des Schöpfungsmorgens. Der Inhalt ist die Geschichte des deutschen Geistes in seiner revolutionären Arbeit des 18. Jahrhunderts. Faust ist der Typus der deutschen Nationalität, deren kühner Idealismus das Universum zu umspannen und zu bewältigen strebt und an der Hand der Skepsis das Räthsel des menschlichen Daseins durchdringen und lösen will, ein moderner Hiob, welcher, gebannt in die Schranken der Endlichkeit, von dem „schmerzlichsüßen Gefühle der Unendlichkeit" rastlos getrieben wird, mit fragender Hand an die Pforte der Geisterwelt zu pochen. Und weil Faust ein echter Deutscher, d. h. ein Weltbürger, ist er zugleich ein Repräsentant der Menschheit und stellt sein tragisches Geschick das erhabene Trauerspiel des menschlichen Geistes vor, der „irrt, so lang er strebt", und untergeht, sowie er über die Schranken der eigenen Natur hinausstürmt. Es bedarf keiner Nachweisung, daß es eines Genius vom ersten Range bedurfte, um aus dem rohen Material der Volkssage vom Doctor Faust dieses psychologische Kunstwerk mit seinen lebensvollen Gestalten, diesen Mikrokosmos des Menschengeschickes zu bilden. Wir wollen daher nur noch sagen, daß unser größter Dichter im Faust jede Gelegenheit benutzt hat, um seine Abweisung des christlichen Dogma's offen auszusprechen und in herrlichster Weise sein pantheistisches Credo anzustimmen. Der zweite Theil der Tragödie macht den altersschwachen Versuch, eine Versöhnung zu finden. Dieser wird denn auch Faust durch allerhand Allegorien hindurch zugeführt vermittelst der göttlichen Gnade, die bei Licht besehen im kraß theologischen Sinn aufgefaßt ist. Der Schluß wirkt geradezu widerwärtig, denn es ist doch eine gar zu wohlfeile Erfindung, die Seele Faust's durch eine Schaar von Engeln, deren Nacktheit das faunische Gelüsten des Teufels reizt, diesem vor der Nase wegpaschen zu lassen. An schönen Einzelnheiten ist freilich auch der zweite Theil reich, namentlich der dritte Act, wo die Hochzeit von Classik und Romantik, Helena's und Faust's, gefeiert und dem Sprößling dieser Ehe, Lord Byron (Euphorion), eine schöne Apotheose gewidmet wird. Aber das Gefühl der

Nation hat über den Werth des ersten und zweiten Theils der Faustdichtung richtiger entschieden als die vornehme Kritik, indem sie jenen mit liebevoller Verehrung im innersten Heiligthum der Nationalliteratur aufstellte und die Lectüre von diesem den Commentatoren überläßt. (Den besten und umfassendsten Commentar zur Faustdichtung gab H. Düntzer, 1850, 2 Bde.)

Nicht lange nach dem Erscheinen des ersten Theils vom Faust, welchen der Obscurantismus dem deutschen Geiste nie verzeihen wird, veröffentlichte Göthe seine Wahlverwandtschaften (1809), über welche die Prüderie ein ganz dummes Geschrei erhob, während die Einsichtigen den Roman als ein classisches Muster der höheren Novellistik willkommen hießen. Er ist das letzte größere Kunstwerk Göthe's, welcher die freie Muße, die er in den äußeren Wirrsalen der Zeit und unter mannigfachen Verstimmungen seines Inneren noch finden konnte, hauptsächlich auf natur- und kunstwissenschaftliche Arbeiten oder auf seine Selbstbiographie verwendete (Farbenlehre 1810 — Aus meinem Leben 1811 — Kunst und Alterthum 1816). In den Jahren 1814—15 entstanden, zunächst durch Hammer's Fundgruben des Orients angeregt, die meisten der Lieder und Betrachtungen, welche nachmals (1819) unter dem Titel Westöstlicher Divan erschienen. Der mit dem vorschreitenden Alter immer zunehmende Quietismus des Dichters flüchtete sich vor dem Lärm des Befreiungskrieges, dessen Bedeutung er nicht begreifen wollte oder vielleicht nur zu gut begriff, gerne in den Orient und es erhöhte seinen Ruhm keineswegs, daß er, welcher den Deutschen die Bildungsfähigkeit zur Nation so entschieden abgesprochen, von dem nationalen Befreiungsjubel, der bald in schreiende Mißtöne auslaufen sollte, sich nöthigen ließ, in seinem frostig allegorischen Festspiel des Epimenides Erwachen (1814) „auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein.“ Es stellte sich jetzt immer bestimmter heraus, wie providentiell für sich selbst Göthe gesprochen, als er Schiller glücklich pries, daß dieser „von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen.“ Die Gebrechen des Alters begannen sich deutlich und „wunderlichst“ fühlbar zu machen. Der große Mann verfiel immer mehr in den steifsten Hofpoetenton, sang allerlei Fürstlichkeiten „behaglichst“ an und ergab sich immer widerstandloser dem Wichtig- und Schönthun mit Nichtigkeiten, dem Symbolisiren, Allegorisiren und Geheimnißeln, welches den zweiten Theil vom Faust und Wilhelm Meister's Wanderjahre (1821) so unersprießlich macht. Sehr rühmlich dagegen ist die schöne Theilnahme zu betonen, womit der alte Herr die Entwicklung der einheimischen und

ausländischen Literatur verfolgte, überall bemüht, das deutsche Geistesleben mit dem europäischen zu vermitteln, unsere Literatur mit der fremden in Wechselwirkung zu bringen und ihrer von ihm zuerst klar erfaßten und bestimmt ausgesprochenen weltliterarischen Bestimmung zur allseitigen Anerkennung und Wirksamkeit zu verhelfen. Thätig bis zuletzt, erkrankte Göthe im Frühling 1832 und starb in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre am 22. März mit dem Rufe: Mehr Licht! Er ruht mit seinem Freunde Schiller in der weimarer Fürstengruft zur Seite Karl August's, dem die deutsche Culturgeschichte die preisende Anerkennung schuldet, daß er die Hauptstadt seines kleinen Landes zur gastlichen Heimat von Wieland, Herder, Göthe und Schiller gemacht. (Die vollständigste und schönste Ausgabe von Göthe's sämmtl. Werken ist die v. J. 1850—51 in 30 Bänden, gr. 8. Die Literatur über Göthe und seine Schriften füllt eine ganze Bibliothek. Sein Leben haben Viehoff und Schäfer geschrieben.)

14.

In der weimarer Glanzperiode unserer Literatur traten eine Menge von Dichtern und Dichterlingen in den Kreis der Oeffentlichkeit, welche theils von der klopstock-voß'schen Richtung ihre Inspirationen entlehnten, theils Wieland's Manier verflachten, theils die Wege der göthe-schiller'schen Sturm- und Drangzeit breit traten, theils in Anlehnung an die gereifteren Werke des großen Freundespaares die Literatur wirklich bereicherten. In letzterer Beziehung erregt vor allen unsere lebhafte Theilnahme Friedrich Hölderlin (1770 — 1843) aus Lauffen in Schwaben, den leider schon im zweiunddreißigsten Lebensjahre die Nacht unheilbaren Wahnsinns umfing. Wenn feststeht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Kunst erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß sie die classisch edle Form mit romantisch vertieftem Seelenleben erfüllten, so darf gesagt werden, Hölderlin stelle sich mit seiner Lyrik nicht unebenbürtig ihnen zur Seite. In der ungezwungensten Weise hat er in seinen Hymnen, Oden und Elegien, in seinem schildernden Gedicht der Archipelagus, in seiner höchst eigenthümlichen poetischen Erzählung Emilie, in seiner (fragmentarischen) Tragödie Empedokles und in seinem Roman Hyperion das Hellenenthum reproduzirt, mit plastischer

Anmuth die antiken Rhythmen handhabend und ihr Geäder mit bestem deutschen Herzblut schwellend. Es ist etwas dämonisch Ergreifendes in seinen Gedichten, überall blickt uns aus denselben an „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend". Seine berühmte Strafrede auf die Deutschen im Hyperion hat ihm viele Vorwürfe zugezogen. Sie ist auch bitter genug. Allein sein Wort von „deutscher Barbarei" wird Keiner ein ganz unberechtigtes nennen wollen, der sich die Mühe nimmt, die literarischen Zustände von damals näher zu betrachten. Es ist wahr, die Nation hatte die Meisterwerke Göthe's und Schiller's mit Liebe aufgenommen, allein ihr Urtheil war noch keineswegs gebildet genug, daneben das Mittelmäßige und Jämmerliche zu verwerfen. Selbst Personen, denen man doch Bildung wird zuerkennen müssen, wie z. B. die berühmte Königin Luise von Preußen, zogen das elende Empfindsamkeitsgeschmier der Romane von H. J. Lafontaine (1756—1831) den Dichtungen unserer Meister vor. Die Babo und Törring, die Spieß, Cramer, Schlenkert, Veit Weber (Wächter) und Vulpius, welche auf Göthe's Götz und Schiller's Räuber die geistlose und rohe Spektakelei ihrer Ritter- und Räuber-Schauspiele und Romane pfropften, hatten ein ungeheures Publikum, das sich auch lieber an den faden Späßen der Jobsiade von Kortüm und an der Zotenkomik des Schwankerzählers A. F. E. Langbein (1757 — 1835) als an Wieland's graziösem Witz erbaute. Schiller's großes Streben, das Theater zu einem Institut der nationalen Erziehung zu machen, konnte keineswegs verhindern, daß F. L. Schröder (1744—1816) und A. W. Iffland (1759—1814) und Andere mit ihren seichten Rührstücken die Bühne beherrschten und an Popularität nur August von Kotzebue (1761—1819) wichen, welcher der angeborenen und eifrigst ausgebildeten Niederträchtigkeit seiner Gesinnung literarisch zu europäischer Bedeutung zu verhelfen wußte, indem er überall der Gemeinheit und falschen Sentimentalität zu schmeicheln verstand und für eitle Schauspieler „dankbare" Rollen schrieb. Er hätte unstreitig das Zeug dazu gehabt, ein guter Lustspieldichter zu werden, aber er verlüderlichte, wie Alles, auch das eigene Talent. Den Tod durch den Mordstahl des schwärmerischen Sand hatte er tausendfach an Deutschland verdient. Er blieb jedoch nicht ohne würdige Nachfolger in der Literatur, denn Jedermann wird die Schilling, Clauren, Laun, Julius von Voß, Kurländer u. s. w. als eine echte kotzebue'sche Generation anerkennen. Es ist demüthigend zu sagen und muß doch gesagt werden, daß die Stücke Kotzebue's, welche auf dem ganzen civilisirten Erdboden aufgeführt

wurden, es waren, welche einer lebhafteren Theilnahme der Fremden an unserer Literatur den Weg bahnten. Man wird dadurch an die Worte des Pater Lorenzo in Shakspeare's Romeo und Julie erinnert: „Was nur auf Erden lebt, da ist auch Nichts so schlecht, daß es der Erde nicht besondern Nutzen brächt'."

Die literarische Bewegung hat stets Dolmetscher der sie bestimmenden Ideen nöthig. Ohne solche könnten dieselben kaum Gemeingut werden, da das größere Publikum für das Verständniß der höheren Kunstformen nur allmälig herangezogen werden kann. So ein Dolmetscher und Verallgemeiner des humanen Inhalts unserer Classik ist Heinrich Zschokke (1771—1846), der, zuerst ein Epigone schiller'scher Räuberdramatik, später für den Mittelstand das wurde, was Wieland seiner Zeit für die aristokratischen Kreise gewesen war, ein allbeliebter Erzähler. Seine fruchtbare Novellistik, die insbesondere im komisch gefärbten Gewande wirksam auftrat, hat eine Menge gesunder und praktischer Gedanken in Umlauf gesetzt, während seine eigentlichen Volksschriften, wie das Goldmacherdorf, Aufklärung und Humanität bis in die untersten Volksschichten verbreiteten. Auch sein auf den Rationalismus basirtes Erbauungsbuch, die Stunden der Andacht, hat außerordentliche Verbreitung gefunden. Hier aber geht die gute Absicht doch gar zu sehr in die redselige Breite. Was in der Lyrik neben Göthe, Schiller und Hölderlin geleistet wurde, erhebt sich kaum hie und da über das Mittelmaaß. Poeten wie K. Ph. Conz und G. A. von Halem, Poetinnen wie Luise Brachmann, Amalie von Helwig, Sophie Mereau, Friederike Brun und Elisabetha von der Recke machten sich die Ausbildung der dichterischen Formen zu Nutze, ohne denselben einen Inhalt von Bedeutung geben zu können. Alle die genannten Dichterinnen stehen im Grunde nicht höher als ihre Vorgängerin Anna Luise Karsch, deren Poemata Friedrich der Große mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte. Uebrigens wurde die praktische Betheiligung der Frauen an der Literatur immer emsiger. Benedicte Naubert erzählte, Musäus nachtretend, deutsche Volksmärchen, Karoline Pichler gab eine lange Bändereihe gemüthlicher Strickstrumpfromantik und wurde in Lieferung dieser beliebten Waare durch Henriette Hanke, Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow und Amalia Schoppe ersetzt, während die Frau von Weißenthurn die Dramenfabrikantinrolle antecipirte, welche in unseren Tagen Charlotte Birch-Pfeiffer gespielt hat. Auf Hölty's Elegik weist die zu ihrer Zeit weit über Verdienst gepriesene poetische



Heinrich Zschocke

geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg,
gest. den 27. Juni 1848 zu Aarau.

Landschaftsmalerei Friedrich's von Matthisson (st. 1831) zurück und die von wirklicher Stimmung zeugende schwermüthige Liederdichtung des Schweizers Johann Gaudenz von Salis-Seewis (st. 1834). Auch August Mahlmann (st. 1826), der einige gefühlte Lieder gedichtet, und Christoph August Tiedge (st. 1840) gehören zu dieser Richtung. Der Letztgenannte hat sich in den Kreisen ästhetischer Frömmelei einen populären Namen gemacht durch die leere Schönrednerei seines Lehrgedichts Urania. Mit mehr Beruf versuchte sich Valerius Wilhelm Neubeck (st. 1827) in der didaktischen Dichtung (die Gesundbrunnen) und wenigstens nicht ganz ohne Beruf Johann Falk (st. 1826) in der satirischen (Elysium und Tartarus, die Uhue, die Helden). Karl Ludwig von Knebel (st. 1834) ist eigentlich nur um seiner Uebertragung des Lucretius willen zu nennen, wogegen Karl Lappe (geb. 1773) die Anerkennung verdient, daß er in seinen Gedichten die edle Simplicität göthe'scher Form mit Erfolg angestrebt hat. In haltungsloser Unselbstständigkeit verflachte Ludwig Theobul Kosegarten (st. 1818) seine Muster Herder, Voß und Schiller, ebenso der Däne Jens Baggesen (st. 1826), welcher in seinen deutschen Dichtungen Klopstock, Wieland, Schiller und Voß nachahmte. Eine Frucht der Idyllik des Letzteren ist die baggesen'sche Parthenais, die vor der Schilderung schweizerischer Alpenschönheit durch Haller jedenfalls den Vorzug anschaulicher Belebtheit voraushat. Das Idyll erfreute sich überhaupt seit Voß fortwährend der Gunst des Publicums. In der Schweiz wurden die Hexameteridylle Usteri's, den wir schon früher genannt, dankbar aufgenommen, in Schwaben die von Ludwig Neuffer, der auch eine treffliche Verdeutschung von Virgil's Aeneis lieferte. Das kleinbürgerliche Leben seiner Vaterstadt Nürnberg wußte J. K. Grübel (st. 1809) mit Anwendung des Localdialekts in allerliebste idyllische Bildchen zu fassen, aber von weitaus höherem poetischen Werth, in ihrer Art geradezu vom höchsten, sind die Schilderungen von Natur- und Volksleben, welche Johann Peter Hebel (1760—1826) aus Hausen im Badischen in seinen Alemannischen Gedichten entworfen hat (zuerst ges. 1803). Hebel ist der Meister unserer Idyllik. Nichts kommt der Naturwahrheit und dem Frohsinn, der Frische und Herzigkeit seiner von Göthe lebhaft gerühmten „anmuthigen Verbauerung des Universums" gleich. Hier ist wirklich überall dem realen Stoff das ideale Gepräge aufgedrückt und Allem, was der Dichter anfaßte, wußte er einen poetischen Schmelz und Duft zu verleihen, welchen die liebenswürdige Naivetät der mundartlichen Form noch verstärkt. Hebel's Idyllik hat namentlich

im südlichen Deutschland und in der Schweiz höchst wohlthätig gewirkt. Sie half dort den Gebildeten über die mattherzige Stimmung der Miller-Iffland-Matthisson'schen Weinerlichkeit hinweg und erfüllte vielfach die Hoffnung ihres Schöpfers, daß „dem Volke das Wahre, Gute und Schöne mit den vertrauten heimischen Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele gehen würde." (Hebel's ges. Werke, 1843, 5 Bde.) Von Allem, was seither in mundartlicher Dichtung unternommen wurde, können unseres Erachtens nur die Pfälzischen Gedichte von Franz von Kobell und die Gemälde aus dem züricher Volksleben von dem Schweizer Jakob Stutz neben den alemannischen Gedichten als beachtenswerth genannt werden.

15.

Das deutsche Culturleben des 18. Jahrhunderts führte nicht allein die Nationalliteratur, sondern auch die Kunst und die Wissenschaft in ihren mannigfaltigsten Verzweigungen zu immer reicheren und vielseitigeren Gestaltungen. Bach, Graun und Händel vollendeten in der Musik den deutschen Kirchenstyl, Gluck, Haydn und Mozart hoben den weltlichen Styl zu idealer Schönheit und Beethoven gab in seinen ewigen Tonkunstwerken unserer Musik die classische Weihe, welche Göthe und Schiller unserer Poesie gegeben. Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst regten sich productive Kräfte: Mengs, Hackert, Angelica Kaufmann und Chodowiecki leisteten in Malerei und Kupferstecherei Treffliches, Kunstschulen entstanden und reiche Bildergalerien thaten sich auf.

Die Befruchtung der Wissenschaften durch die kritische Philosophie Kant's begann sich immer folgereicher zu erweisen. Ein lebhaftes und gründliches Forschen hob an. Das moderne Griechenthum unserer Classik hatte aus der Kenntniß der antiken Welt gesundeste Nahrung gesogen und regte hinwiederum zu stets tiefer greifenden Studien über das Alterthum an. Was Heyne begonnen, brachte der geistvolle Philologe Friedrich August Wolf (1759—1824) zum Abschluß, indem er als Lehrer und Schriftsteller die Alterthumskunde dem Kreise des Buchstabenpedantismus entrückte und ihr diejenige Bedeutung und Würde eroberte, durch welche sie befähigt wird, ein ebenso edles als unersetzbares Mittel der Bildung zur Humanität zu sein.



Karl Wilhelm v. Humboldt

geb. den 22. Juni 1767 zu Potsdam,
gest. den 8. April 1835 zu Tegel bei Berlin.

Am berühmtesten ist er geworden durch seine Prolegomena zum Homer, in welchen er mit meisterhafter Kritik und wahrhaft genialem Blick die Entstehungsgeschichte des homerischen Epos darlegte. Seine grammatikalische, archäologische und kunsthistorische Thätigkeit wurde bis in die neueste Zeit herein fortgeführt durch eine Reihe ausgezeichneter Philologen, wie Philipp Karl Buttmann, Karl August Böttiger, August Böckh, Gottfried Hermann, Friedrich Thiersch, F. G. Welcker, Friedrich Jacobs, Ottfried Müller und andere. Aus dem Boden der Sprachforschung erwuchs auch die umfassende und preiswürdige Thätigkeit Wilhelm's von Humboldt (1767—1835), welchen Böckh einen Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes genannt und welcher durch seine ästhetische Kritik, wie er sie namentlich an Göthe's Hermann und Dorothea meisterlich bewährte, auf unsere Classik den bedeutsamsten und besten Einfluß geübt hat. Es war ein tief ideales Element in ihm, welches ihn drängte, überall vom Besonderen zum Allgemeinen aufzustreben. Er ist der eigentliche Begründer der vergleichenden, der philosophischen Linguistik und mit Recht nennt Hillebrand Humboldt's Hauptwerk in dieser Richtung, das Werk über die Kawi-Sprache, eine Art Epos von der Idee der Menschheit. (Ges. Werke, 1811 fg.) Nach Humboldt's Vorgang dehnte Julius von Klaproth (st. 1835) die vergleichende Sprachforschung auf die orientalischen Sprachen aus, wogegen Johann Christoph Adelung (st. 1809) mehr das Zunächstliegende ergriff und durch seine deutsche Grammatik und sein grammatisch-kritisches Wörterbuch den Grund zur deutschen Philologie legte.

In der Geschichtschreibung wandelten den von Spittler, Planck und Heeren vorgezeichneten Weg verständiger Forschung, bald mit strengerer Festhaltung der aufklärerischen Prinzipien, bald mit größerer Nachgiebigkeit gegen Parteiforderungen, Sartorius (Geschichte der Hansa), Manso (Geschichte des preuß. Staats seit dem Hubertusburger Frieden), Hegewisch, Archenholz und Schmidt, welcher zuerst eine deutsche Nationalgeschichte unternahm. Als der eigentliche Schöpfer des historischen Kunststyls ist Johannes Müller (1752—1809) aus Schaffhausen anzuerkennen, wenn gleich seine dem Sallust und Tacitus ängstlich nachgebildete Diction nur sehr bedingtes Lob verdient, weil sie dem Genius unserer Sprache häufig Gewalt anthut. Müller ging eben in der Form, wie in Allem, zu sehr auf den Effect aus, was ja stets ein Erbübel charakterloser Menschen ist. Er hat auch wirklich die Charakterlosigkeit zur Virtuosität ausgebildet und man muß

wider Willen gerade bei den pathetisch-patriotischen Kraftstellen seines berühmtesten Werkes, der unvollendeten (nachmals von Glutz-Blotzheim und Hottinger fortgesetzten) Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft (1780 fg.), an die niederträchtigen Speichelleckereien denken, womit er einen König Jerome von Westphalen anrhetoristrte. Das Leben Müller's, dessen unleugbares historisches Talent sich am glänzendsten in der Schlachtenmalerei entfaltete, bietet ein widriges Bild der Erniedrigung, zu welcher Eitelkeit und moralische Schwäche einen deutschen Gelehrten bringen können. (Sämmtl. Werke, 1831, 40 Bde.) Die historischen Arbeiten von K. von Woltmann, welcher mit der Gesinnungslosigkeit Müller's schnöden Undank gegen diesen verband, und von E. L. Posselt, dem ersten Redacteur der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung, haben nicht viel zu bedeuten, doch machten sich die des Letzteren durch warme Theilnahme an den Ideen der Zeit bemerkbar. In seiner ganzen Schärfe wurde der historische Kriticismus zuerst gehandhabt durch Barthold Georg Niebuhr (1777—1831) und zwar in Anwendung auf die Geschichte Roms. Seine Römische Geschichte (1811—32) ist in Beziehung auf gründliche Forschung ein Musterwerk für die neuere Methode der Historik geworden, während die spätere schriftstellerische Thätigkeit des Mannes durch reactionäre Gespensterseherei getrübt erscheint. Im Gegensatze zu Niebuhr und in noch directerem zu Müller hat sich Friedrich Christoph Schlosser (geb. 1776 zu Jever) die Frische seiner jugendlichen Ueberzeugung, die Markigkeit einer unerschütterlichen Gesinnung bis ins höchste Alter bewahrt, ein Mann in jeder Fiber, ein Ehrenmann vom besten Schrot und Korn. Schlosser reicht zwar mit seinen beiden Hauptwerken, seiner großen Universalhistorie und seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts, lebendigst in die Gegenwart herein, allein wir nennen ihn schon hier, weil sein ganzes Wesen als Mensch und Historiker entschieden auf den Prinzipien der kantischen Aufklärung fußt, weil er ein Classiker ist und nicht den geringsten romantischen Beisatz hat. Eine neuere historische Schule, welche ihre Hauptstärke in der diplomatischen Vertuschung und Verwischung der Thatsachen und in der hofwohldienerischen Schönrednerei sucht, wirft Schlosser vor, daß seine Auffassung der Geschichte eine zu subjective sei, und in der That, er hat es nirgends zu herzloser Objectivität gebracht oder bringen wollen. Der strengsittliche Kern seines Charakters ist auch der seiner Werke, die an unbestechlicher Geradheit nicht ihres Gleichen haben. Sein immenses Wissen, sein culturhistorischer Instinkt, seine schonungslose Brandmarkung



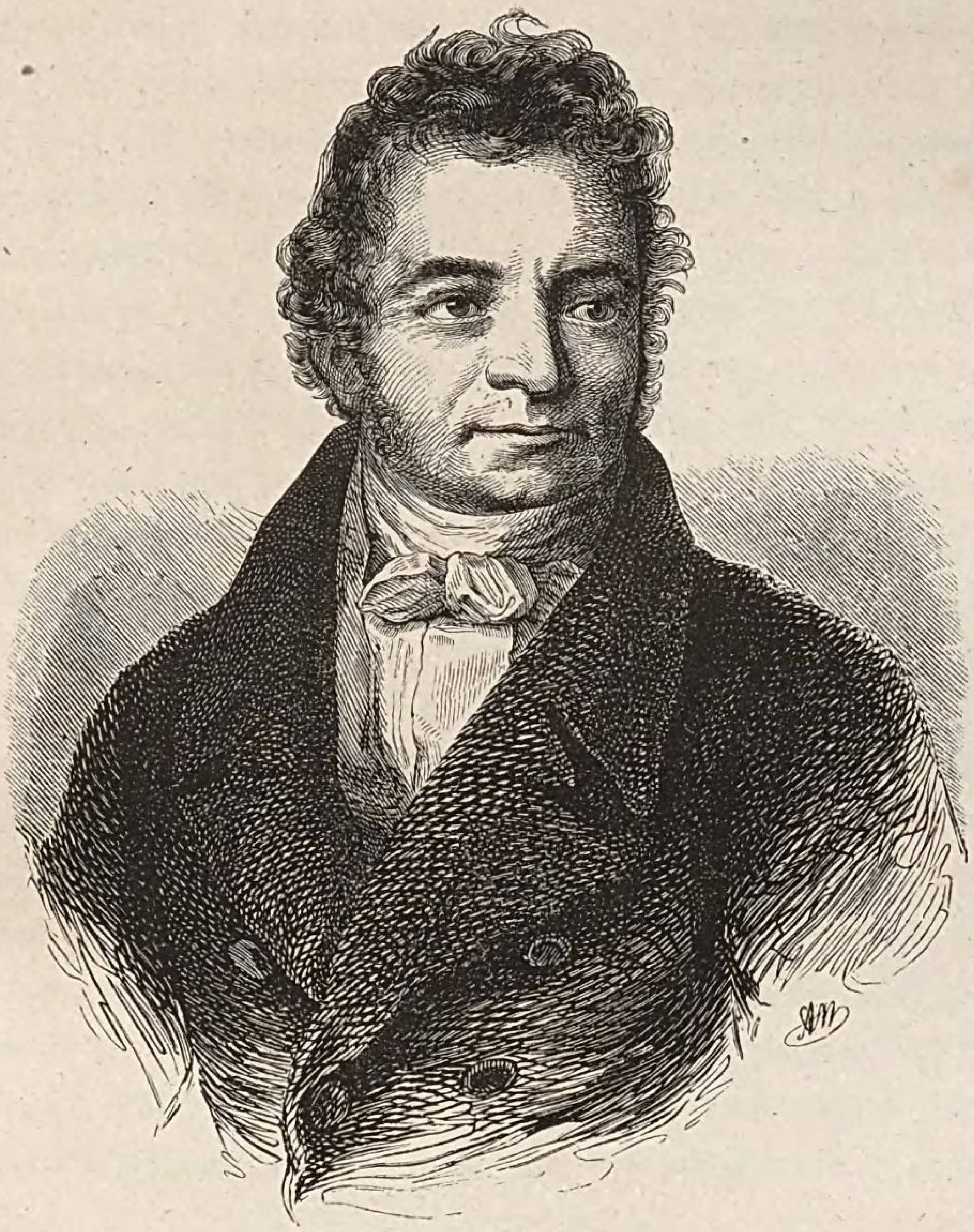
Johannes von Müller

geb. den 3. Januar 1752 zu Schaffhausen,
gest. den 29. Mai 1809 zu Kassel.



Friedrich Christoph Schlosser

geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever.



Paul Johann Anselm v. Feuerbach

geb. am 14. Nov. 1778 zu Jena,
gest. den 29. Mai 1833 zu Frankfurt a. M.

der Lüge, Heuchelei und Eitelkeit, der Pfafferei und fürstlichen Tyrannei würden ihn unbedingt zu unserem größten Geschichtschreiber machen, wenn er es in viel zu weit getriebener Abneigung gegen alle Schöngeisterei nicht verschmäht hätte, seinen Werken eine künstlerischere Form zu geben.

Kant hatte mit seinem Naturrecht auch in die Rechtswissenschaft reformistisch eingegriffen. Man begann auch hier den Werth einer philosophischen Methode anzuerkennen, welche die Empirie mit der Idee wissenschaftlich zu vermitteln geeignet war und zugleich in der Praxis den Grundsätzen der Humanität Eingang verschaffte. In ersterer Beziehung wurde insbesondere Gustav Hugo (1764 — 1844) durch seine Geschichte des römischen Rechts von nationalliterarischer Bedeutung, in letzterer hat vor allen Paul Johann Anselm Feuerbach (1775—1833) eine rastlose und tiefeingreifende Thätigkeit entwickelt. Durch seine Revision der Grundsätze des peinlichen Rechts, sein Lehrbuch des peinlichen Rechts, seinen Entwurf zu einem neuen bairischen Strafgesetzbuch reformirte er die Criminalistik im Sinne der kant'schen Philosophie und in seiner Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle beschenkte er unsere Literatur mit einem Buch, dem an meisterhafter psychologischer Kunst kein anderes Werk dieser Art gleichkommt. Neben Feuerbach mögen hier noch genannt sein K. L. W. von Grolmann (st. 1829, Grundsätze der Criminalwissenschaft) und K. S. Zachariä (st. 1843), dessen Anfangsgründe des philosophischen Criminalrechts ebenfalls an Kant angelehnt sind, der aber mit seinen späteren Schriften (Handbuch des französischen Civilrechts und Vierzig Bücher vom Staate) mehr auf den Boden der neuesten Zeit sich stellt.

Wohin immer am Ausgange des 18. Jahrhunderts auf wissenschaftlichem Gebiete unsere Blicke sich richten, überall begegnen sie den Spuren Kant's. Die Macht und der Reichthum seines Denkens durchdrang auch die Naturwissenschaften, so daß sich selbst Göthe, dem Kant sonst keine Theilnahme abgewann, auf diesem Felde von ihm anregen ließ. Am frühesten wußte Th. Kielmeyer, der an der Karlsschule zu Stuttgart, wo Cuvier sein Schüler war, und später an der Universität Tübingen lehrte, die kantischen Ideen für die Naturwissenschaften fruchtbar zu machen, wie seine berühmte Rede über die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander im Reiche der verschiedenen Organisationen (1793) beweist, welche man ganz gut als die Ankündigung der deutschen Naturphilosophie bezeichnet hat. Aus der schon von Kielmeyer geahnten Erfassung des Naturganzen als eines Orga-

nismus entwickelte sich nun eine vielseitige naturwissenschaftliche Forschung, deren erster und eifrigster Förderer einer, Johann Friedrich Blumenbach (1752 — 1840) aus Gotha, in der Vielerleiheit seiner Studien stets die bindende Einheit der Idee festhielt. Seine Untersuchungen richteten sich mit Vorliebe auf Physiologie und vergleichende Anatomie, welche letztere Wissenschaft er durch sein Handbuch (1805) eigentlich erst begründete. Ebenso bahnbrechend wirkten seine übrigen Hauptwerke (Handbuch der Naturgeschichte — Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft — Das Knochensystem des menschlichen Körpers — Institutiones physiologicae). Eine wesentliche Weiterbildung erfuhr die Physiologie durch S. Th. von Sömmering's (st. 1830) berühmtes Werk vom Bau des menschlichen Körpers, während Chr. W. Hufeland (st. 1836), J. Chr. Reil (st. 1814), M. Stoll (st. 1787) und J. P. Frank (st. 1824) die neuen naturwissenschaftlichen Errungenschaften in die medizinische Praxis schriftstellernd und practizirend einführten. Für die Geognosie wurde Abraham Gottlob Werner (1750—1817) aus Wehrau als Lehrer an der berühmten Bergakademie zu Freiberg in Sachsen für ganz Europa von epochemachender Bedeutung. Er basirte die genannte Wissenschaft auf die Untersuchung der Erdrinde, er gab ihr zuerst wissenschaftliche Gestalt. Sein geognostisches System, wornach die Bildungsgeschichte der Erdoberfläche fünf Perioden durchlaufen hat, erregte unter dem Namen des Neptunismus außerordentliches Aufsehen und heftige Bekämpfung von Seiten der Anhänger des Vulcanismus. Neben Werner erwarb sich anerkennungswerthe Verdienste um die Geologie Graf Kaspar von Sternberg (st. 1838), insbesondere durch seine Flora der Vorwelt.

Was endlich die Theologie beider Confessionen angeht, so hätte sie geradezu aller Empfänglichkeit baar sein müssen, wenn die Aufklärungsperiode wirkungslos an ihr vorübergegangen wäre. Wie weiter oben berührt worden, hatte die Aufklärung als Illuminatenorden inmitten des bairischen Katholicismus sogar soziale Gestaltung zu gewinnen gesucht, die freilich bald genug (1784) brutaler Gewalt erlag. Die Josephinischen Neuerungen in Oestreich aber gaben um die nämliche Zeit dem freisinnigeren Element in der katholischen Theologie einen mächtigen Impuls, um so mehr, als das nationale Unabhängigkeitsgefühl in des edlen Nikolaus von Hontheim (st. 1778) berühmter Schrift von dem Zustand der Kirche und der legitimen Gewalt des Papstes (Iust. Febronii de statu ecc. et legit. potestate rom.



Johann Friedrich Blumenbach

geb. den 11. Mai 1752 zu Gotha,
gest. den 22. Jan. 1840 zu Göttingen.

pontif. lib.) eine feste wissenschaftliche Basis gefunden hatte. Der Gedanke einer katholischen Nationalkirche wurde laut und schien durch die von vier deutschen Erzbischöfen entworfene Emser Punctation (1786) einen entschiedenen Vorschritt zu seiner Verwirklichung machen zu wollen, allein der Ultramontanismus, der namentlich in Baiern, dem alten Lieblingssitz der virorum obscurorum, seinen Stützpunkt hatte, wußte alle derartige Bestrebungen zu lähmen und zurückzudrängen. Nicht einmal der landshuter Bischof J. M. Sailer (st. 1832) war den Obscuranten katholisch genug, weil er in seinen Erbauungsschriften den religiösen Glauben einigermaßen mit der Vernunft zu vermitteln suchte. Dennoch erhielt sich innerhalb des Katholicismus immer eine liberale Partei gegenüber von den Curialisten oder Ultramontanen. Blau, Hug und Scholz thaten sich auf Seiten jener Partei als historische und philologische Kritiker hervor und Hermes (st. 1831) suchte die Forderung der Vernunft, daß nur eine auf wissenschaftliche Beweise gegründete Ueberzeugung in Glaubenssachen Autorität sein könne, der katholischen Theologie zu vindiziren. Seine Lehre wurde jedoch von der Curie verdammt und seit den 30ger Jahren ist das katholische Deutschland wieder eine Hauptprovinz des Curialismus geworden. Hievon später. Freier konnte sich der Einfluß der kantischen Philosophie in der protestantischen Theologie bewähren, wenn gleich es auch hier an vielfachen Hemmungen und Rückschlägen nicht fehlte und die lutherische Orthodoxie, wie der Pietismus an Unduldsamkeit mit dem Ultramontanismus redlich wetteiferte. Michaelis, Griesbach und Eichhorn gingen in Anknüpfung an die Herder'schen Bemühungen um die richtige Werthung der Bibel rüstig damit voran, einer gesunderen Beurtheilung der biblischen Schriften und des biblischen Alterthums Raum zu schaffen, und ermöglichten es dadurch dem großen Choragen des Rationalismus, H. E. G. Paulus (1761 — 1851) aus Leonberg in Schwaben, vom Standpunkt der Vernunft aus die Exegese der religiösen Urkunden des Christenthums zu unternehmen, wie er es namentlich in seinem Leben Jesu (1828) that. Paulus ist ein Geistesverwandter Schlosser's, neben welchem er zu Heidelberg lehrte. Wie dieser hat er sich bis ins höchste Alter den Eifer für Licht und Recht und die sittliche Kraft bewahrt, dafür zu streiten, indem er bis an sein Ende alles „Drachennachtgeleite", wo immer es „aus den Ecken schwoll", mit jugendfrischer Energie auf den Kopf schlug. Wegscheider, Röhr und Bretschneider haben die paulus'sche Richtung des gesunden Menschenverstandes in der protestantischen Theologie aufgenommen

und fortgepflanzt. Die Kanzelberedtsamkeit dieser Confession wurde durch Prediger wie J. G. Marezoll, H. K. Ph. Henke, Chr. F. Ammon und F. V. Reinhard zu einer Stufe der Ausbildung geführt, auf welcher sie hinter der nationalliterarischen Entwicklung der übrigen schönen Prosa nicht zurücksteht. Auch A. H. Niemeyer (st. 1828) war ein Kanzelredner von Ruf und erwarb sich zugleich ein nicht gemeines Verdienst um die Pädagogik (Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts). Auf diesem Felde überragte jedoch Johann Heinrich Pestalozzi (1746 — 1827) aus Zürich alle seine Zeitgenossen weit. In diesem merkwürdigen Manne verband sich eine streng demokratische Denkart mit klarer Einsicht in die Grundübel der, wenn überhaupt, nur nach dem theologischen Schlendrian betriebenen Volkserziehung und mit einem heiligen Mitleid für die geistige und leibliche Armuth der Armen und Niedrigen. Er bildete seine auf Rousseau gestützten pädagogischen Ansichten zur mathematisch-analytischen Methode des Anschauungsunterrichts aus, welche eine so höchst wohlthätige, dem Obscurantismus freilich sehr verhaßte, Reform im Elementar- und Realschulwesen herbeigeführt hat. In dem Staub und Dunst der Schulstube, wo er fünfzig Bettelkinder um sich versammelt, um ihrer Erziehung Zeit, Gesundheit und Vermögen zu opfern, schrieb er seinen trefflichen Volksroman von Lienhard und Gertrud. Seine glänzenden Erfolge und den Dank der Nachwelt erkaufte er durch eine Aufopferung, deren Glanzlosigkeit ihre Größe noch erhöhte. (Sämmtliche Schriften, 1819—20, 15 Bde.)

16.

Wir sind jetzt am Ausgangspunkte unserer Classik angelangt. Sie hatte, wie wir sahen, zur nämlichen Zeit, als die französische Revolution durch den thatsächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, ihrerseits alle Räume des geistigen Lebens unserer Nation mit ihrem humanen Inhalt erfüllt. Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was auf der historischen Bildungsstufe unseres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbstbestimmung der Kunst, die Freiheit und Selbstbestimmung der wissenschaftlichen Forschung und in beiden und durch beide



Johann Heinrich Pestalozzi

geb. den 12. Januar 1746 zu Zürich,
gest. den 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau.



Johann Gottlieb Fichte

geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau,
gest. den 28. Januar 1814 zu Berlin.

die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Persönlichkeit. So war die kosmopolitische Idee der neuen Zeit, zu deren Realisirung jenseits des Rheins ein praktischer Anlauf genommen wurde, diesseits desselben zu allseitiger theoretischer Durchbildung gelangt. Jetzt erfolgte ein Rückschlag, wie solche nun einmal in der weltgeschichtlichen Entwicklung schlechterdings nothwendig zu sein scheinen, im politischen Leben Frankreichs durch Napoleon's Despotie und die bourbonische Restauration, im wissenschaftlichen und nationalliterarischen Leben Deutschlands durch die romantische Schule, welche an die Stelle der Freiheit die Willkür setzte und aus dieser naturgemäß in die Unfreiheit zurückfiel. Den Uebergang von unserer Classik zur Romantik stellen in ihren Werken dar ein Philosoph und ein Humorist, Fichte und Jean Paul.

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz geboren und starb am 28. Januar 1814 zu Berlin. Sein Sohn, J. H. Fichte, hat seine gesammelten Werke herausgegeben (1845 fg.) und sein Leben beschrieben (1830). In diesem vielbewegten, ringenden Leben stoßen wir auf zwei Glanzpunkte: auf den muthvollen Kampf, den Fichte in Jena (1798—99) für die Denk- und Lehrfreiheit gegen die Bedrohung derselben durch den Obscurantismus und die Staatsgewalt durchgefochten, und auf die national-patriotische Wirksamkeit, die er durch seine bewunderungswürdig energischen, inmitten der französischen Besatzung zu Berlin (im Winter 1807—8) gehaltenen Reden an die deutsche Nation, welche den Vorschlag einer großartigen Nationalerziehung machen, sich eroberte. Wie in diesen Reden, hat Fichte auch in anderen seiner Werke (Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's — Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution — Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters) seine unmittelbare Beziehung der freien Wissenschaft auf den freien Staat klar und scharf documentirt und sich dadurch als einen der nobelsten, hellsichtigsten und furchtlosesten Charaktere unserer Literatur, als einen wahrhaft großen Mann erwiesen. Fichte's Philosophie ist in ihrer ersten und eigenthümlichen Gestaltung, wie er sie in seiner Wissenschaftslehre (1794) darlegte, die Consequenz und Vollendung der kantischen. Er erhob Kant's kritischen Idealismus zum absoluten, indem er es unternahm, aus einem höchsten Prinzip heraus die ganze Welt mit wissenschaftlicher Folgerichtigkeit zu construiren. Dieses höchste Prinzip ist das Ich, welches Kant nur als maßgebendes in den Mittelpunkt der Dinge gestellt,

das aber Fichte zum productiven Factor der Dinge selbst machte. Indem sich das Ich in seiner absoluten Souverainetät in seinem reinen Selbstbewußtsein setzt, setzt es zugleich auch seine endliche Gegenständlichkeit, die Welt. Um aber in dieser seine Freiheit nicht zu verlieren, muß es die von ihm selbst gesetzte Welt auch wieder durch sich überwinden oder aufheben, die gegenständliche Wirklichkeit als Bestimmung seiner selbst gewinnen und haben. Es war kein Wunder, daß dem Gedanken auf dieser isolirten Spitze des menschlichen Bewußtseins zu schwindeln begann. Fichte hatte die absolute Freiheit des Subjects theoretisch bewiesen, aber er vermochte sie praktisch nicht festzuhalten, gerade wie Kant den durch die Kritik der reinen Vernunft beseitigten Gott als eine Forderung der praktischen wieder statuirte. In den Umarbeitungen der Wissenschaftslehre und in den späteren philosophischen Schriften Fichte's bereitete sich allmälig ein Abfall seiner Philosophie vom Wissen zum Glauben vor, bis dann in der Anweisung zum seligen Leben (1806) an die Stelle des Ich Gott und an die Stelle des Nicht-Ich die Welt geschoben wurde. Hier mündete also das speculative Denken in die christliche Weltanschauung aus. Von selbst jedoch versteht sich, daß der Rückschritt Fichte's, dessen ursprüngliche Philosophie noch immer eine Menge Befruchtungskeime für die Zukunft enthält, nicht so weit ging, daß er unter dem Christenthum etwas Anderes als Freiheit und Humanität hätte verstanden wissen wollen.

Das Fichte'sche Ich nun ist die eigentliche Seele von Jean Paul's Humoristik. Der Humor setzt das menschliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im gemein egoistischen Sinne, sondern um mit diesem absolut souverainen Maaßstab alle Erscheinungen zu messen und sie durch den Contrast mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich schläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Flügeln verschlummert er blind in seiner Höhe die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens im seligen schönen Traum von seinem idealischen Mutterlande.“ Der Humor anerkennt nur ein Gesetz, die Willkür seines Selbstgefühls, in welchem sich die gegenständliche Welt als in einem Hohlspiegel zur Caricatur verzerrt. Aber diese humoristische Willkür gewährt nirgends wirkliche Befriedigung und gesellt sich daher als Ergänzung die schwermüthige Sehnsucht nach dem Idealischen oder mit einem Wort die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Paul's Werken kann das angedeutete zweiseitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poesie bestätigen, welches sich nirgends zu künstlerischer Einheit und



Jean Paul Friedrich Richter

geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel,
gest. den 14. Nov. 1825 zu Baireuth.

Gestaltungskraft zusammenschließen will. Daß er dennoch eine mächtige Wirkung hatte, verdankt er der gränzenlosen Liebe und Milde seines Gemüths, welche unter den Grillen und Schrullen seiner humoristischen Willkür immer wieder siegreich und schön hervorblüht. Johann Paul Friedrich Richter wurde geboren am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge und starb zu Baireuth am 14. November 1825. Seine gedrückte Jugendzeit hat er selbst als eine wahre Passionszeit und Hungerperiode bezeichnet, aber dennoch „wogt ihm noch in alten Tagen das Herzblut", wenn er „das Kuhglockenspiel der hohen fernen Kindheitsalpen" wieder vernimmt. Kein Wunder, denn er ist sein Lebenlang „ein ernsthaft spielend Kind" geblieben, selbst da, wo er sich, wie beim Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn in satirischer Richtung an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte (Grönländische Prozesse 1783, Auswahl aus des Teufels Papieren 1788). Mit der unsichtbaren Loge (1793) bezeichnet Jean Paul seinen Austritt aus der „Essigfabrik der Satire". Dieser pädagogisirende Roman, namentlich die darin enthaltene Episode vom vergnügten Schulmeisterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Paul's im Keime. Wuz ist der Mikrokosmus des Jean-Paulismus, wie der Titan (1800—2) sein Makrokosmus ist. Der Hesperus (1795), welcher Jean Paul's Popularität insbesondere in der deutschen Frauenwelt feststellte, dann Quintus Fixlein (1796), Siebenkäs (1796) und der Jubelsenior (1797) sind nur als Vorstufen und Vorstudien zum Titan zu betrachten, welchen der große Humorist als seinen „Haupt- und Universalroman" angesehen wissen wollte. Es sollte darin sein bestes Herzblut ausgeströmt werden und er wollte in diesem Werke „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu auseinandersprengen und sich Nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre". Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber, wie schon gesagt, das umfassendste. Hier breitet der humoristische Genius seine Schwingen über den ganzen Horizont des menschlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wissens, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinsten Freuden und Leiden im Auge. Die Absicht des Werkes ist die Darstellung der Entwicklungsgeschichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältnisse harmonisch vollendeten Individualität von frühester Kindheit an bis zu allseitig gereifter Befähigung, das Leben in seinen höchsten Forderungen zu erfassen und zu führen. Diese Absicht

wird auch erreicht, aber so, daß wir keinen rechten Eindruck davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft schwebt und verschwebt. Wie sollten wir heimisch werden in diesem anarchischen Durcheinander, welcher vom Hundertsten ins Tausendste geräth, in labyrinthischen Einschachtelungen sich gefällt, uns athemlos durch blasse Mondscheinlandschaften fortreißt, uns mit Blüthenstaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überströmt, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür sei, welche bacchantischen Taumel erkünstle. Was hätte uns Jean Paul werden können, wenn er, wie ihm Göthe und Schiller riethen, seinen Reichthum künstlerisch zu Rathe gehalten? Es ist etwas durch und durch Krankhaftes in ihm. Man vergleiche nur seine Lianen, Liuta's, Linda's und Lenetten mit der gesunden Schönheit der göthe'schen Frauengestalten. Ueberall fehlt ihm der Formsinn und daher sind auch seine ins Gebiet der Wissenschaft hineinspielenden Arbeiten (Vorschule der Aesthetik 1804, Levana oder über die Erziehung 1807, Selina oder über die Unsterblichkeit 1827) nur Sammelsurien geistreicher Aperçus. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul seinen Rückzug aus der hochidealischen Welt des Titan in die der Wuz'schen Idylle und Kleinlebigkeit, in welcher Feldprediger Schmelzle (1808), Katzenberger (1809) und Fibel (1812) spielen. In seinem letzten Roman, der Komet (1820—22), wollte Jean Paul den Deutschen einen Don Quixote schaffen, aber die Ermattung der Phantasie, welche hier bedenklich zu Tage tritt, ließ das Wollen nicht zum Thun werden. Zwei Jahre vor seinem Tode trug er sich noch mit dem Gedanken, einen Roman zu schreiben, welcher „eine Generalsalve seines Kopfes geben, ein Allerseelenfest seiner Gedanken feiern sollte". Der erst 1845 veröffentlichte Papierdrache enthält die Studien zu diesem Werke und läßt uns einen Einblick in die humoristische Werkstätte Jean Paul's thun, in welcher die widerhaarigsten Materialien chaotisch durcheinanderliegen. Die Werke Jean Paul's haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug bestand darin, daß sie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß sie die Willkür der Genialität als höchstes Gesetz der Kunst proclamirten und daneben durch Verherrlichung der Misère des Lebens eine thatlos sentimentale Schwärmerei pflanzten. Freilich, das Letztere wollte Jean Paul keineswegs. Denn in diesem gefühlsseligen Humoristen war auch eine starke Ader energischer Freiheitsliebe und durch ihre mit dem

edelsten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen (Freiheitsbüchlein 1808, Friedenspredigt 1808, Dämmerungen für Deutschland 1809) stellt er sich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Von ihm rührt der Ausspruch her, daß die Censur das gefährlichste Hülfsmittel der Tyrannei sei, und er hinwiederum hat den censirten Deutschen ein bedeutsames Trostwort gesagt, indem er den Feinden der Freiheit zurief: „Zerschlagt nur jeden Bund ihrer Freunde und zerstückt jedes Buch sogar mit dem, der es hinstellte, um darin die Geistersonne, die Freiheit im Aufgange zu zeigen: nun glänzt die Sonne nicht mehr aus einem Spiegel, sondern neu aus jeder Scheibe des zertrümmerten.“ (J. P. F. Richter's sämmtl. Werke, 1826 fg. 60 Bde. O. Spazier lieferte einen fünfbändigen biographischen Commentar dazu, 1833.)

Wie Jean Paul auf die Wezel, Hippel und Thümmel als Vollender des deutschen Humors folgte, so lehnte sich an ihn eine Reihe von Humoristen, in bald minder bald mehr jeanpaulisirendem Tone die Sterne-Hippel-Richter'sche Humoristik ausklingen lassend. Der bedeutendste dieser Autoren ist der Graf Karl Christian zu Benzel-Sternau (1767—1844), der in seinen Romanen, worunter das goldene Kalb der beste, seine genaue Kenntniß der vornehmen Welt zur Unterlage einer ebenso geistreichen als freisinnigen Satire gemacht hat. Leichter, harmloser und heiterer spielt der Humor in den Erzählungen des Schweizers Ulrich Hegner (1759—1840), von welchen die Molkenkur am bekanntesten wurde. Ernst Wagner (1767—1812) suchte in seinen Romanen (Reisen aus der Fremde in die Heimat, Wilibald's Ansichten des Lebens u. a.) die jeanpaul'sche Gemüthlichkeit mit göthe'scher Stylklarheit zu verbinden, was ihm aber nur selten und nie so hübsch gelang wie den beiden späteren Humoristen Daniel Leßmann und Mises (Fechner). Unabhängiger von Jean Paul und mehr nach der Rousseau-Klinger'schen Richtung hindeutend schrieb Friedrich Wilhelm Meyern (1760—1829) seinen didaktischen Roman Dya-Na-Sore (1787), welcher als ein Vorläufer der politischen Tendenzromane des 19. Jahrhunderts angesehen werden mag.

17.

Während unsere Classik auf dem Höhepunkte ihrer Gestaltung und Wirksamkeit das Bewußtsein der Nation mit ihrem humanen Inhalt zu erfüllen begann, schob sich in die naturgemäße Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes eine Episode ein, deren reagirende Tendenz zuletzt aufs Engste mit den auf die Restitution des Mittelalters in Kirche und Staat gerichteten Resultaten des Befreiungskrieges von 1813—15 zusammenschmolz. Diese Episode heißt in der Literaturgeschichte die romantische Schule. Sie gab sich zunächst für einen Fortschritt und gewiß ist, daß, wie bald sie auch im Ganzen und Großen von der Fortschrittsidee abgefallen, im Einzelnen auf vielen Gebieten Fortschritte durch sie angestrebt und erreicht wurden. Auch für sie gilt in vollstem Maaße das oben bei Kotzebue citirte Wort des Pater Lorenzo.

Die romantische Schule knüpft einerseits an den jeanpaul'schen Humor und die fichte'sche Lehre von der absoluten Ichheit an und leitet daraus den Begriff der Ironie her, wornach das Subject befähigt und berechtigt ist, mit der objectiven Welt ein geistreich-willkürliches Fangspiel zu treiben, andererseits ist sie in ihrem Streben nach Universalität lebhaft influenzirt von der Vergötterung des Universums, welche die schelling'sche Naturphilosophie lehrte. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling wurde am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Schwaben geboren. Er machte sich, während Johann Friedrich Herbart (1776—1841) dem subjectivistischen Idealismus Kant's einen philosophischen Realismus gegenüberstellte, welcher ebensosehr über der gemeinen Erfahrungsvorstellung stehen, als von der transcendental-subjectiven Production unabhängig sein soll, seinerseits an die Lösung der Aufgabe, das Prinzip Fichte's wissenschaftlich zu verwirklichen, d. i. den transcendentalen Idealismus als Naturphilosophie durchzuführen, die Identität des Idealen und Realen aufzuzeigen. Fichte hatte, wie wir wissen, in seiner Wissenschaftslehre, welche das seit Kant in der deutschen Denkerwelt umgehende Geheimniß vom Sturze des Deismus zu einem öffentlichen machte, vermittelst „intellectueller Construction" aus dem Idealen das Reale geschaffen, aus dem Gedanken die Natur. Schelling verfuhr umgekehrt; er ließ



Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling

geb. den 27. Januar 1775 zu Leonberg.

das Ideale aus dem Realen hervorgehen, die Natur sich zum Gedanken vergeistigen, so zwar, daß die Natur der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sei. Diese Einheit des Geistigen und Körperlichen ist das Absolute, welches sich in dem allumfassenden Leben der Natur als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität bildendes Prinzip offenbart, im subjectiven Bewußtsein des Menschen aber zu sich selber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daseins ebenso viele Sprossen sind, auf welchen der Geist zu seiner Freiheit und zum Wissen von sich emporsteigt. So weit schritt Schelling, von Fichte ausgehend, vor, daß er die organische Einheit des Universums unter dem Prinzip der absoluten Vernunft feststellte. Dies ist das eigentliche Ergebniß seiner productiven Periode, an die sich eine zweite reihte, in welcher er vermittelst sehr ungenirt aufgenommener Anleihen bei den Eleaten, bei Plato und Aristoteles, bei Bruno, Leibnitz, Böhm, Jakobi und Spinoza seine Ansichten zu einem System zu gestalten suchte. Er brachte es nicht fertig und seine dritte Periode verflüchtigte sich in phantastischen Versuchen, seinem Welt-Gott oder seiner Gott-Welt eine Mythologie zu schaffen. Hiebei schlug der Mangel an logischer Kraft geradezu in Impotenz um, welche sich an den christlichen Mythus anklammerte, um doch etwas Mythisches und Mystisches zu haben. Auch hiedurch, wie durch seine Naturphilosophie, hat er auf die Romantiker gewirkt, welche sich außerdem namentlich das schelling'sche Wort, daß die Deutschen eine eigenthümliche Kunst gewinnen müßten, bei ihren „deutsch-religiös-patriotischen" Kunstbestrebungen gesagt sein ließen. Noch bei Gelegenheit seiner Berufung nach Berlin (1841) verkündigte Schelling im pythischen Orakelton, „er sei im Besitze nicht einer nichtserklärenden, sondern einer sehnlichst gewünschte, dringend verlangte wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philosophie." Aber siehe da, das mit solchen selbstlobhudelnden Posaunenstößen angekündigte Kreisen des Berges gebar nur eine lächerliche Maus, eine sogenannte Philosophie der Offenbarung, ein hölzernes Schüreisen. Paulus und Kapp haben dann dem Orakler sein Recht angedeihen lassen und ihn dahin verwiesen, wohin er gehört, in die Reihen der romantischen Reactionäre und Visionäre. Uebrigens sollen deßhalb die Verdienste des Mannes aus früherer Zeit nicht vergessen werden. Damals arbeitete eine wirklich geniale Phantasie in ihm, deren Eingebungen er bekanntlich nicht nur als Philosoph, sondern unter dem Namen Bonaventura

auch als Dichter zu gestalten suchte, am bleibendsten in seiner schönen Terzinendichtung „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning.“ Schelling's Naturphilosophie hat zu ihrer Zeit auf dem ästhetischen, naturwissenschaftlichen und sogar auf dem theologischen Gebiete befruchtend und anregend sich erwiesen. Auf ihr fußt die naturphilosophische Thätigkeit von F. J. Schelver, J. J. Wagner, F. X. Baader, C. A. Eschenmayer, K. C. F. Krause, J. P. V. Troxler, G. H. Schubert (geb. 1780) und dem Norweger Henrik Steffens (1773—1845), welcher sich auch als Novellist hervorthat (Walseth und Leith, Malcolm u. a.) und in seinem zehnbändigen, übermäßig redseligen Memoirenwerk (Was ich erlebte) wichtige Beiträge zur Geschichte der romantischen Periode gegeben hat. Bei Steffens verlief sich später das Philosophiren in den altluther'schen Dogmenglauben und was damit zusammenhängt, Schubert und Eschenmayer sind in ihren Schriften über den mystisch-pietistisch-poetischen Dilettantismus im Grunde nie hinausgekommen. Schubert's Geschichte der Seele z. B. bewegt sich ganz in den Willkürlichkeiten phantasiereicher Gefühlsseligkeit, und was Eschenmayer betrifft, so sank er zuletzt bekanntlich zum gröbsten Teufels- und Gespensterspuckgläubigen herab. Im Gegensatz zu solchen Unzulänglichkeiten und Narrheiten erhob sich Ludwig Oken (1779—1851) auf dem Boden der Naturphilosophie zu seiner großartigen Naturforschung, deren Resultate in seinem bekannten großen Werk Naturgeschichte für alle Stände am umfassendsten dargelegt sind. Oken erblickte in der Außenwelt das erweiterte Sinnensystem der empfindenden Wesen und das Thierreich war ihm der auseinandergelegte, in seine Organe zerstückelte Mensch. Im Einzelnen hat er höchst bedeutende Entdeckungen gemacht, z. B. daß der Thierschädel aus drei modifizirten Rückenwirbeln zusammengesetzt ist und daß der thierische Organismus betrachtet werden muß als der Bau einer kolossalen Universalzelle, welche ihre Organe zu physiologischen Systemen ausarbeitet, welchen das einfache organische Zellenleben dienend untergeordnet ist. Oken gehört zu den sehr wenigen Mitgliedern der naturphilosophischen Schule, welche geistige Gesundheit und Charakterfestigkeit bis zum Tode bewahrten. Einen ernsten, aber mißlungenen Versuch, die schelling'sche Naturphilosophie mit dem fichte'schen Idealismus höchster Potenz zu vermitteln, machte W. F. Solger (1780—1819). Das Schwanken zwischen logischer Klarheit und mystischer Vertiefung, welches seine philosophischen Ansichten charakterisirt, findet sich auch in seinen ästhetischen, die namentlich im Erwin zusammengestellt sind. Er hat sich insbesondere

mit der Begriffsbestimmung der Ironie abgequält, welche nach ihm ist „die Selbstvernichtung des Endlichen an dem freien Subject und durch dieses.“ Seine Uebersetzung der Tragödien des Sophokles gibt ihm Anspruch auf eine Stelle unter unseren Verdeutschungskünstlern.

Fichte und Schelling sind die Inziatoren der Romantik, Novalis ist ihr Prophet. Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, wurde 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen geboren und starb schon 1801 an der Schwindsucht. Auch er ging von Fichte aus, allein bald kam er dazu, an die Stelle des fichte'schen freien Selbstbewußtseins als Absolutes die mystisch-wunderbare und dunkle Gefühlswelt zu setzen. Hieraus ergab sich dann die Nothwendigkeit des Versuchs, die Philosophie mit der Religion zu versöhnen, die christliche Innigkeit in die Poesie zurückzuführen. Bei Licht betrachtet war das nur ein entschiedener Rückschritt von der Bahn humaner Freiheit und Selbstbefreiung, welche unsere Classiker seit Lessing so kühn betreten hatten. Novalis mochte das auch dunkel fühlen, und weil er kein Obscurant war, so rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Religion, Poesie und Wissenschaft sich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Es gewährt hohes Interesse, dieses Ringen einer engelhaft reinen Seele zu betrachten, wie es sich namentlich in den fragmentarischen Betrachtungen von Novalis darstellt. Wenn es ihm manchmal gelang, der Religion fest in's Auge zu blicken, erkannte er ihr innerstes Wesen und so sprach er das furchtbare Wort: „Es ist wunderbar, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.“ Aber zuletzt führen ihn alle seine Vermittlungsversuche zwischen Spinozismus, fichte'schem Idealismus, Schellingianismus und Jakob Böhmismus doch nur zu dem allgemeinen Ziel der Romantik, zum Christenthum und zwar zum Christenthum in seiner Form als Katholizismus, denn, sagt er, „der alte Katholizismus war angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum, er war die echte Religion, er war es durch seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue.“ Nachdem sich Novalis mit einer Willkür, die der Kirchengeschichte geradezu in's Gesicht schlägt, einen Katholizismus zurechtgemacht, prophezeit er, „nur die geistliche Macht desselben könne den streitenden Völkern den Palmenzweig darreichen. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die

Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeiert wird." Consequenterweise geht dann Novalis bis zum Lob des Jesuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Bestimmtesten, kehrt sich ab von dem „frechen Licht" des Tages, preist in schönen Hymnen die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle" Nacht und singt der Jungfrau Maria inbrünstige Lieder. Uebrigens ist die dichterische Thätigkeit Hardenberg's, gleich seiner philosophischen, eine fragmentarische geblieben und er zeigt sich auch darin als echten Romantiker, daß er gerade da, wo er den größten Anlauf nahm, in seinem Heinrich von Ofterdingen, auf halbem Wege stecken blieb. Dieser Roman sollte die Poesie der Poesie werden, wurde aber statt dessen zur Unpoesie der Phantasterei und Allegorik, nur in einzelnen der eingestreuten Lieder und in der Schilderung von Heinrich's und Mathilde's Liebe genießbar. (Novalis' Schriften, 4. Aufl. 1826, 2 Bde. Dritter Theil 1846.)

18.

Die romantische Reaction, auf welche Novalis prophetisch hingewiesen, erfüllte sich durch die Gebrüder Schlegel zunächst kritisch und literarhistorisch. Friedrich Schlegel (1772—1829) aus Hannover ist der eigentliche Doctringeber der Romantik, sein etwas älterer Bruder August Wilhelm Schlegel (1767—1845) ihr Propagandist. Ihre schriftstellerische Thätigkeit ging zuerst von Jena aus, wo sich im letzten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts um Fichte und Schelling ein Kreis von jungen Männern gebildet hatte, die sich berufen glaubten, eine neue Culturepoche für Deutschland zu schaffen. Friedrich Schlegel, unterstützt von Adam Müller (st. 1829), F. A. Bernhardi, Wilhelm Neumann (st. 1835) und dem romantisch-pietistischen Nebler und Schwebler Franz Horn (geb. 1781), gab in seiner Zeitschrift Athenäum (1798—1800) und in der späteren Europa (1803—4) den romantischen Ton an, nachdem er sich gleich seinem Bruder durch kritische und literaturgeschichtliche Arbeiten, welche von einer tüchtigen Kenntniß alter und neuer

Literatur zeugten, ein gewisses Ansehen erworben hatte. Was die negative Seite seiner Kritik betrifft, so war diese insbesondere gegen die Kotzebue, Merkel und Lafontaine, wie gegen die nicolaischen Aufklärer gerichtet. Göthe's künstlerischer Meisterschaft wurde gehuldigt, Schiller dagegen, dessen ethisches Freiheitsstreben den Romantikern von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen, ward vornehm ignorirt oder auch versteckt und offen befehdet. Die neue Kunstkritik trat überhaupt mit jener Unverschämtheit auf, welche alles unsaubere und ohnmächtige Streben charakterisirt und zu deren Beschönigung Friedrich Schlegel den Ausdruck „göttliche Grobheit" erfand. Fragt man, was denn eigentlich die neue Doctrin wollte, so lautete die Antwort schön genug: Sie wollte die Einheit von Leben und Poesie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetisch verklären, hiedurch die Emanzipation der Gesellschaft von der Philisterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo in dem Brennpunkt der Religion Leben und Kunst Eins werde. Friedrich Schlegel versetzte sich nun in einen poetischen Opiumrausch, um in seinem Roman Lucinde (1799) die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichterisch zu veranschaulichen. Dichterischen Werth hat dieses lüderliche Buch indessen gar keinen, aber es zeigt, wohin die romantische Ironie strebte. Denn diese Ironie, vermittelst welcher man sich über sich selbst und über die ganze Welt wegsetzt, spielt in der Lucinde die Hauptrolle. Sie demonstrirt, das menschliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjectivität vergeblich zu durchbrechen gesucht, seine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, sondern umgekehrt im Nichtsthun, in der „gottähnlichen Kunst der Faulheit," in welcher die Freiheit oder vielmehr Frechheit des genialen Subjects sich selbst genießt. Je göttlicher der Mensch oder ein Werk des Menschen ist, je ähnlicher werden sie der Pflanze. Diese ist unter allen Formen der Natur die schönste und sittlichste und so ist das höchste und vollendetste Leben Nichts als ein reines Vegetiren. Dieses Vegetiren, dieser Zustand des absoluten Nichtsthuns, in welchem das Ich sein höchstes Ziel erreicht, ist Religion. Nach solchen Prämissen kann es nicht Wunder nehmen, daß Friedrich Schlegel auf den Schluß kam, die vegetative Glückseligkeit, die Religion der Faulheit finde sich am besten im Katholizismus verwirklicht, zu welchem er schon 1803 übertrat. Ueberhaupt war die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholizität das Ende von dem romantischen Liede. Die mittelalterlich-katholische Weltansicht, welche vorgeblich Kirche und Staat,

Volk und Wissenschaft, Kunst und Leben zu einer Einheit zusammengefaßt hätte, müsse wieder hergestellt und vermittelst ihrer die deutsche und europäische Gesellschaft verjüngt werden. Der Wendepunkt zum Bösen in der Weltgeschichte sei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papstthum und hätte sich dann durch die Reformation und die Aufklärung vollendet. Daher weg mit dieser, weg mit der freien Forschung und es lebe die Denkfaulheit, die Inquisition, die Jesuiterei und die päpstliche Infallibilität! In den Orient müsse man zurückgreifen, um das höchste Romantische zu finden, im alten Indien finde man vegetatives Leben und göttliches Nichtsthun in höchster Vollkommenheit. So geht die Schlegel'sche Litanei noch lange fort und wird, schon in seinen sonst vielfach verdienstlichen Werken die Sprache und Weisheit der Inder (1808) und Geschichte der alten und neueren Literatur (1812) angestimmt, in seiner sogenannten Philosophie der Geschichte (1828) und seiner Philosophie des Lebens (1829) ganz ekelhaft mönchisch. Ueberblickt man die Doctrin der Romantik im Ganzen, so wird man mit Ruge sagen müssen, daß sie darauf ausgegangen, der Aufklärung und Humanisirung der christlichen Welt die Wiederherstellung des Christenthums, der Freiheit die Unterwerfung unter Offenbarung und Autorität, der Kunst die Religion, der Begeisterung die Ironie, der Freiheit des Menschen die Frechheit des Genies entgegenzusetzen.

Der ältere Schlegel gab sich willig dazu her, die romantische Doctrin seines Bruders zu propagiren, und reiste, wie weiland Lavater als Musterreiter der Bibelgläubigkeit, in Deutschland umher, um durch öffentliche Vorlesungen das neue Heil unter dem Publicum auszubreiten, wobei ihm das Patronat der Frau von Stael, die ihn zu ihrem Reisebegleiter machte, die vornehmen Cirkel eröffnete. Derartige Vorlesungen wurden die Lieblingsform der Offenbarung romantischer Geistreichigkeit und nachmals durch Tieck zu dramatischer Virtuosität ausgebildet. Uebrigens war Wilhelm Schlegel zu gescheidt, um sich von dem blauen Dunst der Romantik völlig benebeln zu lassen. Der eitelste der Menschen, cokettirte er mehr nur mit der romantischen Mode, als daß er sie für baaren Ernst genommen hätte. Er wollte damit Lärm machen, weiter Nichts. Ein geschmackvoller Sprachkenner, der er war, cultivirte er mit Vorliebe die universalistische Seite der Romantik, und hat der herder-göthe'schen Idee der Weltliteratur wesentliche Dienste geleistet. Seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1809) setzten dem größeren Publicum das Wesen des griechischen, englischen, spa-

nischen und italischen Drama's theoretisch klar auseinander und seine Meisterschaft als Uebersetzer lieferte zu der Theorie überall die praktischen Belege. Er führte Dante, Camoens und Calderon in Deutschland ein, er lieferte eine noch immer unerreichte Uebertragung der Dramen Shakspeare's (von 1797 an) und eröffnete uns durch seine Verdeutschung einer Episode des Ramayana (die Herabkunft der Ganga) den Blick in die kolossale Phantastik der altindischen Epik. Seine kritischen und literarhistorischen Arbeiten erscheinen überall durch romantische Schrullen und Schnurren viel weniger getrübt als die seines Bruders und es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß die edle Wissenschaft der Literarhistorik eigentlich erst von ihm datirt. Auch in Betreff der poetischen Production lief er dem Bruder den Rang ab, wenigstens wußte er sich, im Besitz großer stylistischer Fertigkeit, mehr das Ansehen eines Poeten zu geben als jener, dessen dichterische Hohlheit in seinem Trauerspiel Alarkos zu einer grellbunten Blase der Verrücktheit aufschwoll. Freilich wetteiferte auch Wilhelm Schlegel in seiner einzigen größeren Dichtung, dem Schauspiel Jon, nur unglücklich mit der göthe'schen Iphigenie. Von jedem der Brüder pflanzt sich herkömmlicher Weise ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologien fort, aber es sind kalte, leblose, gemachte Producte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Prosa ihrer Empfindungsweise durch Einführung des Klingklingelwesens südlicher Formen verdecken und es kam durch sie jene Sonetten- und Glossenwuth in Deutschland auf, welche der wackere Voß so herb als treffend persiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der Schlegel mit den italischen und spanischen Dichtern bald so ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unserer Literatur eine Zeit lang gar nicht bezweifelt werden durfte, die crude-katholische Phantastik der Calderon'schen Autos sei das Höchste in der Poesie. (Fr. Schlegel's sämmtl. Werke, 1822—25, 10 Bde. A. W. Schlegel's sämmtl. Werke, hrsg. v. Böcking, 1846, 12 Bde.)

19.

Die Schlegel protestirten zwar dagegen, daß sie hätten eine Schule stiften wollen, allein eine solche war nun einmal da und die spezifischen Romantiker trugen Sorge, den romantischen Schulbegriff recht sektenmäßig auszubilden. Ihr gemeinsames Merkmal ist die bald bewußte bald instinktmäßige Opposition gegen die Classik, d. h. gegen Freiheit und Humanität, im weltweiten, kosmopolitischen Sinn der Aufklärung verstanden. Sonst spaltete sich die Sekte in verschiedene, sich vielfach berührende, manchmal auch abweisende Richtungen: in eine religiös-mystisch-katholizisirende, eine phantastisch-humoristische, eine junkerhaft-ritterliche, eine patriotische, eine ultramontan-fanatische und eine politisch-reactionäre. So ziemlich alle diese Richtungen, mit Ausnahme der fanatischen, vereinigt in sich der Hauptpoet der ganzen Schule, Ludwig Tieck, geboren am 31. Mai 1773 zu Berlin. Die Schlegel hatten lange mit Sehnsucht umhergespäht, ob denn, da Novalis zu frühe wegstarb, kein Dichter kommen wolle, welcher thun sollte, was sie selbst nicht konnten, nämlich die Formen ihrer Doctrin mit romantischer Substanz erfüllen. Als Tieck sich nun der Schule zuneigte, wurde sein poetisches Messiasthum unter kritischen Fanfaren proclamirt, die uns heutzutage kaum mehr ein Lächeln, geschweige etwas Anderes entlocken. Tieck war ein Poet, keine Frage, und wo er seine lyrische Ader ohne romantische Affectation und Prätension gewähren ließ, trieb sie volle, warme und glänzende Liederstralen in die Luft, aber es hat sich bitter genug an ihm gerächt, daß er seine besten Jahre an ein lebensunfähiges und nur künstlich belebtes Kunstprinzip vergeudete. Er ist der Nation Nichts geworden, seine Wirksamkeit blieb eingeschlossen in die Kreise romantischer Geistreichigkeit und Exclusivität. Er ließ, von seinen sonstigen unbedeutenden Erstlingswerken zu schweigen, zuerst in seinem weitschweifigen Roman William Lovell (1793 fg.), welcher die Werther-Faustfrage auf den Boden des Don Juanismus hinüberrückt, romantische Sympathien merken, kam aber erst durch seine Volksmärchen (1797) und noch entschiedener durch die gemeinschaftlich mit seinem Freunde Wackenroder verfaßten Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797) und Phantasien über die Kunst (1799) mit den



Ludwig Tieck

geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin.

Schlegeln und ihrem Kreise in nähere Beziehung. Die neuen Freunde wußten ihn festzuhalten und seine Productivität zu benützen. Er schrieb den Kunstroman Franz Sternbald's Wanderungen, welcher die mystisch-lüstern-katholische Richtung, die Göthe das Sternbaldisiren nannte, unter den Schwachköpfen unserer Künstlerwelt zur Mode machte, fertigte im Interesse der Schule seine literarisch-polemischen Komödien (der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, Prinz Zerbino u. a.), worin „mit wenig Witz und viel Behagen" gegen Armseligkeiten in der Literatur — worunter die Romantiker natürlich auch die Aufklärung verstanden — zu Felde gezogen wurde, übersetzte ganz vortrefflich den Don Quixote (1799 fg.) und dichtete die Märchen (der getreue Eckart, Tannhäuser, Ekbert, der Runenberg, die Elfen, der Pokal, Liebeszauber), welche nachmals mit den meisten der literarischen Komödien im Phantasus (1812—17) zusammengestellt und durch Kunstgespräche, in welchen Tieck seine ästhetischen Ansichten ausführte, unter sich verbunden wurden. Wir sagten in Bezug auf diese Märchen absichtlich, „er dichtete" sie, denn hier ist Tieck wirklicher Dichter, hier weiß er, wie keiner der übrigen Romantiker, den Zauber der vielberufenen romantischen Waldeinsamkeit wirken zu lassen und dem Leben der Natur seine verschämtesten Geheimnisse abzulauschen. Das war aber den romantischen Freunden noch nicht genug, sie wollten etwas ganz Großes, Dichtwerke, durch welche sich die Romantik über die Classik wegheben oder sich derselben wenigstens ganz entschieden gleich stellen sollte. Tieck that sein Möglichstes und schrieb sein Trauerspiel Leben und Tod der heiligen Genovefa (1799) und sein Lustspiel Kaiser Octavianus (1804). Die Schule stimmte darob Lobpsalmen an, als wäre jetzt erst den Deutschen gezeigt, was eigentlich Dichten hieße. Insbesondere die Genovefa, diese plan- und einheitslose Apotheose des Mittelalters, rief die verrücktesten Urtheile hervor und wurde von den romantischen Narren unbedingt neben oder gar über Göthe's Faust gestellt. Heutzutage fällt es Niemand mehr ein, diese Bimbambumelei zu lesen, außer dem Literarhistoriker, der aber für seine Mühe einigermaßen entschädigt wird, da ihm die Genovefa den flagrantesten Beweis von romantischer Affectation liefert. Hier ist wirklich das Kokettiren mit mittelalterlicher Sinniglichkeit, Minniglichkeit, Inniglichkeit und anderen Iglichkeiten auf die Spitze getrieben und man wird durch diese durchaus hohle und verlogene „Naturunmittelbarkeit" unwillkürlich an die Schnurre von den zwei Kammerjungfern erinnert, welche die Verjüngungselixirflasche ihrer Gebieterin auf einmal austranken

und sich dadurch die eine zum Backfisch, die andere gar zum flennenden Wickelkind verjüngten. Selbst unsere edle, durch Lessing, Göthe und Schiller so herrlich ausgebildete Sprache muß sich um der affectirten Mittelalterlichkeit willen die widerwärtigste Verhunzung gefallen lassen. Man lese nur Tieck's Uhuballade die Zeichen im Walde, um zu fühlen, wie weit das ging. Tieck fand überhaupt ironisches Gefallen daran, die Geduld seines Publicums auf harte Proben zu stellen. Er verkaufte demselben die baare, langweilige Prosa seiner italischen Reiseeinfälle als Reisegedichte und später war er sogar zu bequem, sich auch nur um den Schein eines Rhythmus zu bemühen, und veröffentlichte unter dem Titel Seelen zu Gedichten seine Lyrik in Prosa. Uebrigens gab er mit seinem Märchendrama Fortunat (1815) der anempfundenen und forcirten mittelalterlichen Romantik den Abschied und trat dann seit den 20ger Jahren mit einer langen Reihe von Novellen hervor, worin er auf der Basis göthe'schen Styls die Fragen und Probleme der neuen Zeit gegen diese zu kehren sich bemüht hat. Romantiker ist er demnach auch in seiner zweiten Periode geblieben, nur nahm er hier statt der Mittelalterlichkeit die Ironie zum Haupthülfsmittel. Zu wahrer und voller Poesie kommt es daher auch in dieser Novellistik nur selten. Es fehlt ihr der Herzschlag der Leidenschaft, sie bietet, wie jener englische Kritiker ganz richtig bemerkte, der Phantasie des Lesers viel zu wenig Stoff dar und die romantische Tendenz zerbröckelt die Erzählung in nüchterne Reflexionen. Einige dieser Novellen sind geradezu nur dialogisirte Abhandlungen, geschrieben, um die Berechtigung irgend einer romantischen Grille zu erweisen. Zu den einerseits durch feinen Humor, andererseits durch psychologische Meisterschaft ausgezeichnetsten Producten tieck'scher Novellistik gehören die Gemälde, der Jahrmarkt, das Zauberschloß, Dichterleben, der Aufruhr in den Cevennen, wovon aber nur der erste Theil fertig geworden, der Hexensabbath, der junge Tischlermeister und Dichters Tod. Der historische Roman Vittoria Accorombona (1840), womit Tieck, wie es scheint, seine schriftstellerische Laufbahn abgeschlossen, war noch ein sprechender Beweis für sein mehr empfängliches als schöpferisches Talent. Er hatte sich zuletzt in verschiedenen Novellen in absprechendster Weise gegen die seit 1830 hervorgetretenen literarisch-sozialen Tendenzen ausgelassen, aber dessenungeachtet wirkten diese so mächtig auf ihn, daß er ihnen seinen Tribut sehr auffallend entrichtete, indem er in seiner Vittoria eine Emanzipirte jeder Zoll zur Heldin seines Abschiedswerkes machte. Auch als Kritiker, Literarhistoriker,

Herausgeber und Commentator hat Tieck in heimischer und fremder Literatur eine vielseitige Arbeitsamkeit entwickelt, bei deren Resultaten man schon einige Schrullen, wie z. B. die von der unübertrefflichen Vortrefflichkeit der altenglischen Bühnentechnik, mit in den Kauf nehmen kann. (Ges. Schriften, 1828 fg. 19 Bde. Ges. Novellen, 1838, 14 Bde.)

Tieck machte durch seine Novellistik den Versuch, mit der vorschreitenden Zeit, wenn auch nur in vornehm abweisender Form, sich in Beziehung zu setzen. Dagegen sehen wir in Zacharias Werner (1768—1823) aus Königsberg, dem Hauptvertreter der mystisch-religiösen Seite der Romantik, die rückwärtszeigende Befangenheit der Schule auf den Culminationspunkt gelangen. Werner rettete sein durch systematische Lüderlichkeit zerrüttetes Gemüth in den Schooß der katholischen Kirche (1811) und hat sich dann in Wien zu Tode gepredigt. Es ging in ihm ein großes dramatisches Talent verloren, verloren in bodenloser Nebelei und Karfunkelei. Er hatte sich in seiner besseren Zeit mit dem Plane getragen, vermittelst der erweiterten Idee der Freimaurerei mitten in der Wirklichkeit eine ideale Welt, einen religiös-künstlerischen Geheimbund zu begründen, und hatte in seinem Drama die Söhne des Thals (1803) diesen Plan poetisch zu entwickeln und zu organisiren gesucht. Dies blieb seine dichterische Hauptleistung. Doch schon hier und mehr noch im Kreuz an der Ostsee beginnt jene melodramatische Spektakelei mit mystischer Hysterie, Mirakeln und Gespenstern zu rumoren, die seine späteren Dramen zu Schatzkästlein romantischen Wahnsinns macht. Am berüchtigtsten ist sein Trauerspiel der vierundzwanzigste Februar geworden, welches das griechische Fatum zur willkürlichsten Fratze verzerrt und eine Reihe von romantischen Schicksalstragödien hervorgerufen hat, welche die Schicksalsidee zum gemeinsten Aberglauben entwürdigten und unsere Bühne für einige Zeit mit dem plumpsten fatalistischen Spuk erfüllten. Adolf Müllner (st. 1829, die Schuld), Ernst von Houwald (geb. 1778, das Bild) und Franz Grillparzer (geb. 1790, die Ahnfrau) gewannen durch solche Schauertrauerspiele den Beifall des großen Haufens. Der Letztere hat, ausgestattet mit einem schönen Talent, auch den Versuch gemacht, tragische Probleme des Alterthums zu romantisiren (Sappho, das goldene Vließ, Hero und Leander), ohne es weder hier noch in seinen sonstigen dramatischen Arbeiten zu einem poetischen Totaleindruck bringen zu können. Diesen vermissen wir auch überall in den Dichtungen von Clemens Brentano (1777—1842), der recht eigentlich an der romantischen Mystik und Phantastik

zu Grunde gegangen ist, wahrhaft geniale Anlagen in Willkür und Zerrissenheit aufzehrend und zuletzt bis zu kapuzinerhaftem Blödsinn herabsinkend. Er spielt mit seinen Werken, deren meiste 1851 in einer Gesammtausgabe von 7 Bänden neu aufgelegt sind, in die mystische, humoristische und patriotische Richtung der Romantik hinein, doch schlägt die erstere vor. Die zweite berührt er durch seine Satire die Philister vor, in und nach der Geschichte (1811) und durch seine Erzählung die mehreren Wehmüller (1831), die dritte durch sein Festspiel Victoria und ihre Geschwister (1813). Wie in seinem historisch-romantischen Drama die Gründung Prags (1815), nahm er in seinem Romanzencyklus vom Rosenkranz ebenfalls einen großartigen Anlauf, aber auch das Schönste, was er hier vorführt, verschwimmt und verquillt alsbald wieder in die fratzenhaften Gebilde wüster Mystik. Die Romanzen vom Rosenkranz sah er selber für sein Bestes an, und wie denn die Romantiker von dem göthe'schen Wort: Nur die Lumpe sind bescheiden! die ausgedehnteste Nutzanwendung machten, so sagte Brentano von diesem Gedicht, es sei, als hätte es Shakspeare geschrieben, der den Dante im Leibe gehabt. Mit Vorliebe cultivirte jedoch Brentano das Märchen, denn hier konnte die romantische Willkür ganz schrankenlos ins Himmelblaue hineinphantasiren. Man braucht auch nur sein Märchen von Gockel, Hinckel und Gackeleia zu lesen, um zu erfahren, wie diese Märchencaprice zuletzt ganz insipid und kindisch wird. Am wenigsten sieht sich der Leser unangenehmen Störungen ausgesetzt in Brentano's schöner Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl (1838). Diese meisterhafte Erzählung und die Romanze der lustigen Musikanten aus dem gleichnamigen Singspiel lehren uns den Dichter von der liebenswürdigsten Seite kennen. Brentano gab mit seinem Schwager Achim von Arnim (1781—1831) aus Berlin gemeinschaftlich des Knaben Wunderhorn heraus (1803, 3 Bde.), jene berühmte Sammlung älterer und neuerer deutscher Volkslieder, deren Text die Herausgeber freilich vielfach romantisch willkürlich entstellten. Die Wirkung dieser Volksliedersammlung thut sich in der ganzen neueren Lyrik höchst erfreulich kund, jedoch müssen wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Romantiker das Schönthun mit der Volksdichtung häufig bis ins Läppische trieben und das Publicum mit aller Gewalt zwingen wollten, auch den rohesten und nichtssagendsten Aeußerungen des Naturalismus Geschmack abzugewinnen. Was Arnim betrifft, so steht er an genialer Begabung keinem der Romantiker nach, und bei ihm haben wir es noch mehr als bei seinem

Schwager zu beklagen, daß das „Schwelgen in dunkeln Stimmungen und schattenhaften Phantasien, wie die Unfähigkeit der rundenden Form" sein reiches Talent zu keiner künstlerischen Harmonie gelangen ließ. Er hat sogar vor Tieck das Vermögen voraus, wirkliche, mit Leben und genialem Humor erfüllte Gestalten zu zeichnen, allein alle seine größeren Werke leiden an einer Zerbröckelung und Ungleichheit, die das Schönste und Größte hart neben das Häßlichste und Aermlichste stellt; am unerquicklichsten in seinen dramatischen Versuchen, wo ihm die Form ganz ins Nebulose zerrinnt. In seinen Romanen die Gräfin Dolores (1810) und die Kronenwächter (1817), von welchem im großartigsten Style angelegten historischen Roman aber nur die erste Hälfte geschrieben wurde, ferner in seiner Novelle Isabella von Aegypten (1812) finden sich Stellen, die dem größten Dichter Ehre machen würden, aber daneben auch wieder solche, namentlich in der Dolores, wo die Poesie in völlig aberwitzigem Stammeln verklingt oder ihre Gebilde uns plötzlich ein grauenhaft verzerrtes Antlitz zukehren. Am grellsten tritt die spukhafte Formlosigkeit, das schemenartige Schwanken aller Gestalten und Gedanken in der Päpstin Johanna zu Tage, wogegen sich Arnim's tiefes Gefühl und phantasievoller Humor in seiner Novelle Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott zu einem vollendet schönen Kunstwerk zusammenfaßte, dem wir in dieser Art gar Nichts zur Seite zu stellen wüßten. (Sämmtl. Werke, hrsg. v. W. Grimm und Bettina, 1839 fg. 18 Bde.) Die phantastische Humoristik, welche das Wesen von Arnim ausmacht, schnappte in Werner's Landsmann, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), geradezu über. In den Phantasie- und Nachtstücken, in den Märchen und Novellen dieses Mannes läßt der tollgewordene Humor seinen krampfhaften Grimm gegen die Wirklichkeit dadurch aus, daß er derselben mit dämonischer Schadenfreude eine Welt voll unerhörter Fratzenhaftigkeit, Doppeltgängerei, Somnambulismus und gespenstigem Blindekuhspiel gegenüberstellt. Welches Buch man von Hoffmann aufschlagen mag, aus allen riecht Einen höchst widerwärtig der Alkohol an, welcher bekanntlich der Spiritus familiaris einer Romantik war, deren Fratzen zuletzt ihrem eigenen Schöpfer eine solche Angst einjagten, daß seine Frau bei ihm wachen mußte, wenn er sie schuf. (Sämmtl. Werke, 1844—45, 12 Bde.) Karl Weisflog (st. 1828) suchte in seinen Phantasiestücken und Historien die Manier Hoffmann's möglichst zu copiren, schielte dabei aber auch nach Jean Paul hinüber. Wie dem Callot-Hoffmann das Dämonische und Gespenstige zur fixen Idee wurde, so

dem Baron Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843) das ritterliche Junkerthum, welches er in Vers und Prosa, in Heldengedichten, Dramen und Romanen zu Ehren bringen wollte. Nordisches Reckenthum, altdeutsche Minniglichkeit, abenteuerliches Spukwesen und frömmelnde Gläubigkeit hat er zu einem romantischen Brei zusammengequirlt, über welchen das Publicum mit wahrem Heißhunger herfiel. Der letztere Umstand verleiht Fouqué literarhistorische Bedeutung. Durch ihn wurde die Mittelalterlichkeit wirklich in den weitesten Kreisen populär, aber das rasche und gänzliche Schwinden dieser Popularität zeigt zugleich, wie schnell das Interesse an den Pointen der Romantik selbst unter den urtheilslosesten Lesern verwitterte. Heutzutage würde Fouqué, obgleich seine Werke 1841 in einer Auswahl von 12 Bänden neugedruckt wurden, gänzlich zu den Verschollenheiten gehören, wenn nicht hie und da ein großes Kind noch sein Märchen Undine läse. Besser als Fouqué mit seinem Romantisiren altnordischen Reckenthums zuwegekam, löste diese Aufgabe der Däne Adam Oehlenschläger (1774—1849), der mit der deutschen Romantik in der engsten Verbindung stand und die meisten seiner Werke auch in deutscher Sprache herausgab, wie dies seine Landsleute Baggesen und Andersen vor und nach ihm thaten. Oehlenschläger wußte aus der Quelle des nordischen Sagenschatzes mit geschickter Hand zu schöpfen und mit nicht minder geschickter seinen Recken, wie sie in den Tragödien Hakon Jarl, Palnatoke, Axel und Walborg, Stärkodder und in anderen seiner Dichtungen auftreten, das romantische Gewand umzulegen, ohne ihre germanische Nationaleigenthümlichkeit zu verwischen. Außerdem danken wir ihm eine recht gelungene Wiederdichtung unseres alten Romans von der Insel Felsenburg (die Inseln im Südmeer). Neben Oehlenschläger stellt sich Ernst Konrad Friedrich Schulze (1789—1817) aus Celle, insofern er in seinem Hauptwerk, dem Heldengedicht Cäcilia, einen nordisch-heroischen Stoff, die Bekehrung Skandinaviens zum Christenthum, behandelt hat. Schulze's Cäcilia (1818), wie seine poetische Erzählung die bezauberte Rose (1818), gehören zu den jetzt noch lesbarsten Producten der Romantik. Diese von warm lyrischem Gefühl getragene Epik ist formschön gerundet und von großem sprachlichen Wohllaut. Gibt sie sich auch hie und da etwas zu seidenweich, so ist sie doch weit entfernt von der Süßholzigkeit, womit in neuester Zeit Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen, geb. 1806) in seinen Dramen (Griseldis, der Sohn der Wildniß) altes Ritter- und Barbarenthum so unausstehlich versentimentalisirte.

20.

Die patriotische Seite der Romantik führt wiederum ganz deutlich auf Fichte zurück. Sie bemühte sich um die Erweiterung und Popularisirung der Idee einer nationalen Wiedergeburt, wie sie der tapfere Philosoph in seinen Reden an die deutsche Nation vorgezeichnet hatte. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß unter dem Druck napoleon'scher Fremdherrschaft der Gedanke des Kosmopolitismus, welcher unsere Classik beseelt hatte, vor dem der Nationalität zurücktrat, daß treffliche Männer nur in der Weckung und Kräftigung des Nationalsinns Heil und Hülfe erblickten. Von diesem Gesichtspunkt aus waren nicht nur die Bemühungen des Tugendbundes, nicht nur die Bestrebungen ausgezeichneter Patrioten, wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Schill, Arndt und Andere, vollkommen berechtigte, sondern thaten sogar die schriftstellerischen Aeußerungen des „alten und ewigen Gymnasiasten" und Turnkunstmeisters F. L. Jahn, wenigstens in ihren Anfängen (Deutsches Volksthum 1810), gute Dienste. Später freilich wurde gerade Jahn ein Typus jener geistlosen Deutschthümelei, jener plumpen Affectation waldursprünglichen Teutonismus, welcher innerlich ebenso unfrei und bornirt, als in seinem äußerlichen Gebahren albern und lächerlich war.

Die Stimmung der trüben Jahre von der Schlacht bei Jena an bis zu den ersten Anzeichen einer nationalen Erhebung nach dem Brande von Moskau prägte sich nationalliterarisch am schärfsten und bedeutendsten aus in Heinrich von Kleist, der sich, geboren 1776 zu Frankfurt a. d. Oder, im November 1811, unfähig, die Schmach des Vaterlandes länger mitanzusehen, selbst den Tod gab. Kleist war eine spartanische Natur, weitaus der kernigste, männlichste Charakter der romantischen Schule und dabei ein großer Poet. Die Genialitätsgrillen, Glaubensschnurren und ironischen Frechheiten der Romantik konnten ihm nicht die mindeste Theilnahme abgewinnen. Alles ging bei ihm auf das Große, Edle, Ethische, und sogar da, wo er anmuthig scherzt, wie in seinem lieblichen, lange nicht genug gekannten Idyll der Schrecken im Bade, ist der Scherz nur die Folie hochsittlichen Ernstes. Im Drama entwickelte er eine Fülle tragischer und komischer Kraft. Unsere

Literatur hat nur wenige so künstlerisch durchgeführte und dennoch vollkommen bühnengerechte Schauspiele aufzuweisen, wie Kleist's Prinz von Homburg und Käthchen von Heilbronn, und gar kein Lustspiel, wie sein zerbrochener Krug eines ist. Ebenso einzig steht seine Erzählung Michael Kohlhaas da mit ihrer markigen und consequenten Charakteristik. Kein Product der nachmaligen Befreiungskriegslyrik kommt an concentrirtem Zorn, an Energie des Hasses dem Mahnruf gleich, welchen Kleist 1809 die Germania an ihre Kinder richten ließ, und kein deutscher Dichter wußte dem vielbehandelten Stoff der Hermannsschlacht eine so historisch treue Gestaltung und zugleich eine so natürliche zeitgemäße Beziehung zu verleihen, wie er. (Ges. Schrift., hrsg. v. Tieck, 1826, 3 Bde.) Die Erhebung Deutschlands gegen Napoleon repräsentiren in ihren Gedichten vornehmlich die drei Lyriker Körner, Arndt und Schenkendorf. Theodor Körner, geboren 1791 zu Dresden, gab sich in seinen Dramen (Zriny, Rosamunde) der Nachahmung Schiller's zu jugendlich unselbstständig hin, um als Dramatiker etwas Gediegenes zu leisten. Dagegen ist seine feurig patriotische Kriegslyrik („Leier und Schwert"), die er als Lützow'scher Freiwilliger übte, von um so bleibenderer Wirkung geworden, als er ihre Wahrheit durch seinen Heldentod bei Gadebusch besiegelte (am 26. August 1813). Ernst Moritz Arndt (geb. 1769) aus Schoritz auf der Insel Rügen theilte mit vielen ausgezeichneten Männern die Bemühungen für Weckung und Bethätigung vaterländischen Sinnes zur Zeit der Fremdherrschaft, wie nachmals die Wirkungen jener Verdächtigungs- und Verfolgungswuth, welche nach Abschüttelung des Franzosenjoches die deutschen Regierungen ergriff, als sie patriotischer Begeisterung nicht mehr zu bedürfen glaubten. Aus dem Innersten von Arndt's biederem Gemüth sind seine allbekannten vaterländischen Lieder entsprungen, die den Enthusiasmus ihres Dichters auf den Schwingen herrlicher Melodien über ganz Deutschland hintrugen. Arndt's Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1840) zeichnen sowohl den Mann als seine Zeit sehr gut. (Sämmtl. Gedichte, 1840.) Auch die Lieder, welche Max von Schenkendorf (1784 — 1817) aus Tilsit in und nach den Befreiungskriegen sang, sind ganz und voll aus der Zeitstimmung in ihrem reinsten Aufschwunge herausgedichtet. Sie wurden ebenfalls, wie die von Körner und Arndt, wirklich gesungen, haben in Tausenden edle Begeisterung entzündet und ihre Tiefe und Wärme, ihr elegischer Schmelz reihen sie für immer unter die Perlen unserer nationalen Lyrik. (Sämmtl. Gedichte, 1837.) Den patriotischen Liederton führten

später die Brüder A. L. Follen, K. Follen, E. Hinkel, J. F. Maßmann und Andere in Burschenschafts- und Turnergesängen noch lange fort und unter diese mischte nach langem Schweigen auch das deutsche Volkslied wieder einige herzhafte Klänge. Der patriotischen Romantik lassen sich ohne Zwang die Heldengedichte (Tunisias, Rudolfias) des Erzbischofs Johann Ladislaw Pyrker (geb. 1772) anreihen, in welchen im Gewande des Hexameter vaterländische Stoffe nicht ohne episches Talent, aber mit mehr romantischer als homerischer Breite vorgeführt werden. (Sämmtl. Werke, 1845, 3 Bde.) Zwei andere Oestreicher, die Brüder Heinrich Joseph von Collin (1772 — 1811) und Matthäus von Collin (1779 — 1824), lehnen sich in ihren Romanzen und Dramen mehr an Schiller an, von welchem sie aber, wie andere Dramatiker dieser Periode, A. Klingemann, J. A. Apel (Verfasser des callot-hoffmann'schen Gespensterbuchs) und E. Gehe, nur die rhetorische Seite zu erfassen vermochten. Von unstreitig größerer Befähigung zum Tragiker als diese war Joseph von Auffenberg (geb. 1798) aus Freiburg, der den schiller'schen Styl in einigen seiner Stücke (z. B. im Nordlicht von Kasan) geschickt copirte, dann aber in seiner Alhambra sich in eine zügellose Bilderschwelgerei, in eine romantische Maaß- und Formlosigkeit stürzte, deren Wortschwall alles künstlerische Streben erstickte. (Ges. Werke, 1843 fg., 21 Bde.) Da wir gerade bei dramatischen Unzulänglichkeiten sind, die mit der Romantik in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, so nennen wir hier auch noch Ernst Raupach (geb. 1784), der, ein Kotzebue in Jamben, seine praktische Bühnenkenntniß dazu benützte, einem genügsamen berliner Publicum eine unendliche Reihe von Dramen „ernster und komischer Gattung" (Sorte sollte es eigentlich heißen) aufzutischen, ferner den wiener Schauspieler Karl Raimund (1790 — 1836), welcher die Kasperlkomödie mit allegorischer Romantik ausstaffirte, und endlich den bühnenkundigen Karl Eduard von Holtey (geb. 1797), dessen melodramatische Stücke (Leonore u. a.) zu ihrer Zeit Glück machten.

Wir dürfen die patriotischen Romantiker nicht verlassen, ohne einige Augenblicke bei einer Gestalt zu verweilen, welche sich in den ersten Reihen derselben hervorthat, um später eine beispiellose stylistische Befähigung gegen die theuersten Interessen des Vaterlandes zu wenden. Wir meinen Joseph Görres (1776 — 1850) aus Koblenz, von welchem Gentz sagt, daß Niemand „erhabener, furchtbarer und teuflischer" geschrieben habe als er. Görres war in seiner Jugend trunken von republikanischer Freiheitsbegeisterung und so

intensiv war die demokratische Färbung, welche sein Wesen damals angenommen, daß er sie später auch mit dem besten Willen nie gänzlich vertilgen konnte. In ihrem brennendsten Hochroth erschien diese Farbe in seinem rothen Blatt (1796), worin er ganz offen die Republikanisirung der Rheinlande anstrebte. Als der Gang der Revolution seinen excentrischen Hoffnungen nicht entsprach, warf sich Görres in das Mittelalter und die Romantik. Während seines Aufenthalts in Heidelberg eng mit Brentano und Arnim befreundet, gab er deutsche Volksbücher und Volkslieder heraus und schrieb, angeregt durch den mythologischen Tic der schelling'schen Naturphilosophie, seine Mythengeschichte der asiatischen Welt, worin der görres'sche Styl zuerst seine ganze Meisterschaft entfaltete, eine Meisterschaft, die in seinem während der Befreiungskriege unternommenen Journal „der rheinische Merkur" eine solche Gewalt politischer Beredtsamkeit übte, daß man Görres damals den fünften Alliirten nannte. Aber dieser Alliirte war nach errungenem Siege über die Franzosen keineswegs geneigt, mit der heiligen Allianz durch Dick und Dünn zu gehen, sondern wendete sich mit in Deutschland unerhörtem Freimuth gegen die beginnende Reaction und ihre Miethlinge, z. B. gegen den elenden Denuncianten Schmalz. Görres stand auch als Sprecher an der Spitze der Deputation, welche 1818 den König von Preußen Namens der Rheinprovinz an die Erfüllung feierlich gegebener Verfassungsversprechen mahnte. Von diesem Höhepunkte seiner öffentlichen Laufbahn sehen wir nun den genialen Mann mit raschen Schritten abwärts und zurückgehen. Schon in seiner Schrift Deutschland und die Revolution (1819), welche er nach Unterdrückung des rheinischen Merkurs herausgab, und noch mehr in dem Buche Europa und die Revolution (1821) führt ihn der darin aufgestellte Dualismus zwischen Kirche und Staat zu den bedenklichsten Consequenzen, zur bilderprächtigen Anpreisung der mittelalterlich-katholischen Weltanschauung. Kochenden Grimm gegen Preußen im Herzen, war er nach München gegangen und schleuderte von da aus 1838 sein fulminantes Pamphlet Athanasius in die bekannten kölner Wirren. Dieses Buch sicherte ihm die nicht beneidenswerthe Rolle als Hauptchampion des Ultramontanismus in Deutschland und er suchte durch Schriften über die christliche Mystik (1836) und über Kirche und Staat (1842) dieser Stellung in einer Weise Genüge zu leisten, die zu unserem Bedauern darthut, daß ein solches Genie unrettbar in die Nacht fanatischen Wahnwitzes versank. Systematischer, aber unendlich geistloser und gemeiner als Görres, suchte der 1820



Rahel

Antonie Friederike Varnhagen von Ense

geb. den 1. Pfingstfeiertag 1771 zu Berlin,
gest. den 7. März 1833 zu Berlin.

katholisch gewordene Schweizer K. L. von Haller, ein Enkel des Alpensängers, vermittelst seines bandwurmlangen Buches Restauration der Staatswissenschaft (1816 fg.) der Reaction der Restaurationszeit doctrinäre Wege zu bahnen. Der eigentliche Publizist jener unseligen Periode aber war Friedrich Gentz (1764—1832), der Protokollführer des Wiener Congresses, die Feder Metternich's, der Meister jenes diplomatischen Styls, welcher den verworfensten Tendenzen und der herzlosesten Niederträchtigkeit ein glänzendes Mäntelchen umzuhängen weiß. Wir glauben zur Ehre unseres Landes, daß es keinen zweiten Mann hervorgebracht hat, welcher so schändlich feig und feil wäre, wie Gentz es war, der um Geld ebenso unbedenklich, wie seine eigene, auch die Ehre seiner Mutter verkauft hätte. Er ließ in der Virtuosität der Apostasie die Adam Müller, Schlegel, Haller u. s. f. meilenweit hinter sich. Mit Görres kann er gar nicht verglichen werden, denn dieser war nie gemein und feil. Dennoch hat Gentz in der deutschen Culturgeschichte eine nicht unwichtige Stellung. Er steht mit seinem lasterhaften Egoismus und Epikuräismus, mit seiner geistreich frechen Schaustellung von Lüderlichkeit, Unverschämtheit und Blasirtheit, die sich selber „unendlich schlecht" nennt, mit seiner raffinirten Genußsucht und seiner schandbaren Käuflichkeit da als die Personifikation der letzten Consequenz romantischer Willkür, als warnendes Beispiel, in welche Cloake die romantische Ironie zuletzt nothwendig ausmünden mußte.

Es thut ordentlich wohl, daß wir uns von der niederschlagenden Betrachtung gentzischer Gemeinheit und Verlogenheit wieder aufrichten können durch den Hinblick auf eine Frau, in deren intellectuellem und sittlichem Wesen Humboldt zufolge die Wahrheit der auszeichnende Zug war. Es ist dies Rahel Levin (1771 — 1833) aus Berlin, welche, ohne selber als Schriftstellerin aufzutreten, gleichwohl durch ihre Persönlichkeit und ihren Briefwechsel auf viele der namhaftesten Männer ihrer Zeit im besten Sinne anregend gewirkt hat. In allen Dingen wußte sie mit wunderbarem Instinkt das Wahre herauszufinden und das Gefundene auch Andern zu Nutzen und Frommen zu wenden. So war sie z. B. mit unter den Ersten, ja sie war geradezu die Erste, welche die wahre Stellung Göthe's in der Geschichte des deutschen Geistes zu erkennen und zu würdigen verstand. Mit Recht hat man sie „den persönlichen Chor in dem großen Drama ihrer Zeit" genannt. Ihr reicher Briefwechsel, welchen ihr Gatte Varnhagen veröffentlichte (1834—36, 5 Bde.), enthüllt den treuesten Spiegel der romantischen

Epoche und der Restaurationsperiode und läßt uns in die krystallklare Seele einer Frau von seltenem „Zusammenhange in Gemüth und Ueberzeugung" hineinblicken, die von sich sagen konnte und durfte: „Mehr gedemüthigt als ich wird man nicht, mehr Kummer erlebt man nicht, größeres Unglück in Allem, worauf man den größten und kleinsten Werth setzt, erfährt man nicht, mehr sieht man nicht untergehen, eine gepeinigtere Jugend erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht — und geliebt habe ich! Wann aber sprach die Welt mich nicht an, wann fand mich nicht alles Menschliche, wann nicht menschliches Interesse, Leid und Kunst und Scherz!" Das verständige Streben Rahel's, die Idee überall mit der Wirklichkeit in Beziehung zu setzen, hüllt sich in den Büchern, womit Bettina (Elisabeth, geb. 1787), die Schwester Brentano's und Gattin Arnim's, aufgetreten, in die buntschillernden, wimmelnd und wirbelnd daherfahrenden Wolken der romantischen Phantasie, aus welcher viel geniale Blitze brechen, viel lachender Donner fährt, daneben aber auch mystisches Irrwischgeflacker und unerquicklicher Wind. Man muß das eben nehmen, wie es kommt, denn Bettina ist die souveraine romantische Willkür in Person, sie ist ein Kind, das Kind, welches uns seine genialen Einfälle vorplaudert, wo, wann und wie sie ihm gerade einfallen. Sie hat das Interesse des Publicums zuerst erregt durch ihren 1835 veröffentlichten Briefwechsel eines Kindes mit Göthe (3 Bde.) und dasselbe seither durch andere Briefwechsel und Gespräche (mit der Günderode, mit der Frau Rath d. i. Göthe's Mutter, mit ihrem Bruder Clemens) lebhaft wach erhalten. Alle diese Briefwechsel und Gespräche sind im Grunde Bettina'sche Dichtungen, welche namentlich durch ihre wunderbar schönen Naturschilderungen und die naive Offenbarung der süßesten Geheimnisse einer Mädchenseele anmuthig wirken. Bettina strebt aber nach Höherem, und wenn sie in ihren neueren Schriften (z. B. im Königsbuch durch Darstellung des Elends der berliner Familienhäuser) ihre Theilnahme an den brennendsten sozialen Fragen der Gegenwart edel manifestirte und dem politischen Aberglauben tüchtig zusetzte, so trug sie sich, inspirirt von der Naturphilosophie, früher hauptsächlich mit der Idee, eine neue Religion, die Religion der freien Persönlichkeit zu stiften, in welcher Wahrheit, Schönheit und Liebe zusammenklingen und die ganze Weltgeschichte zur Harmonie wird. Als bewegendes Agens, als den Gott dieser Religion, bei der es, wie sie der Günderode schreibt, der Menschheit wieder wohl werden soll, faßt sie die Leidenschaft und gibt daher der nach Gott fragenden Freundin zur Antwort:

„Gott ist die Leidenschaft. Fühlst du nicht auch: das Göttliche, was den Geist des Erschaffens gibt, sei die ungebändigte Leidenschaft? Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben durch's Gefühl, das Göttliche sei dir nah, du könnest es erreichen, du könnest zusammenströmen mit ihm? Was ist dein Glück, dein Seelenleben als Leidenschaft, und wie erhöht sich deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in deiner Brust, von denen du vorher noch nicht geträumt hattest? Ja drum! Der Irrthum der Kirchenväter, Gott sei die Weisheit, hat gar manchen Anstoß gegeben, denn Gott ist die Leidenschaft. Groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ozean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihm wie Lebensströme, und sie alle umfassend ist die Leidenschaft die höchste Ruhe." Schon diese kurze Stylprobe kann zeigen, daß man Grund hatte, Bettina die Sibylle der Romantik zu nennen, aber zugleich auch, daß eine geniale Zukunftsahnung dieser Sibylle in ihrer Jugend das Wort eingab: „Oft dacht' ich, ich müsse mit fliegender Fahne den Völkern voranziehen."

21.

Wir haben uns nun mit den dichterischen Epigonen der Romantik zu beschäftigen, die theils widerstandlos in der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", befangen blieben, theils aber auch dem Banne sich entrafften, um gesunder und freier in der Gegenwart zu athmen, wenn sie gleich die Nachwirkung des romantischen Zaubers nie völlig zu überwinden vermochten. Unsere Betrachtung wird hier nur eine zerbröckelte, katalogartige sein können, denn es hieße den Eigenthümlichkeiten der Männer, welche wir im Auge haben, Zwang anthun, wollten wir sie unter irgend einem Parteibegriff zusammenfassen. Wir wüßten auch außer der Bezeichnung romantischer Epigonenschaft gar keinen solchen Gesammtbegriff zu finden und dieser hat wieder einen so anrüchigen Beigeschmack, daß wir ihn keineswegs auf alle in Frage stehenden Poeten angewendet wissen möchten.

Ganz getränkt mit mittelalterlich=katholisch=patriotischer Romantik erscheint Joseph von Eichendorff (geb. 1788) aus Lubowitz in Schlesien. Er hat noch 1847 der romantischen Schule ein apologetisches Buch gewidmet, worin er derselben nur den Vorwurf macht, daß ihre Richtung sie mehr nur

bis vor die Thüre der katholischen Kirche als in das Heiligthum selber geführt hätte. Was sein Dichten angeht, so ist ein träumerisches Helldunkel die Region, in welcher es sich bewegt, weshalb ihm auch dramatische Versuche am wenigsten gelangen. Seine Stimmung ist durch und durch lyrisch und die seelenvolle Innigkeit seiner Lieder macht ihn zu einem Lyriker ersten Ranges. Auch seine Novellistik ist Lyrik in der Form ungebundener Rede. Freilich, zur befriedigenden Durchführung größerer Romandichtungen (Ahnung und Gegenwart, Dichter und ihre Gesellen) reicht diese in prächtig frischer Naturmalerei schwelgende, gläubig phantastrende, zuweilen auch schelmisch blickende Lyrik nicht aus, wohl aber vollständig zu kleineren Novellen, wie deren Eichendorff einige höchst anmuthige gedichtet hat (Leben eines Taugenichts, die Glücksritter — Ges. Werke, 1843, 4 Bde.). Verwandt mit Eichendorff in lyrischer Grundstimmung ist ein anderer populärer Liedersänger, Wilhelm Müller (1794—1827) aus Dessau, dessen „zartes rasches flackerndes Gefühl und von Witz leicht aufgeregte Einbildungskraft" sich namentlich in der lyrischen Ausmalung hübsch erfundener Situationen aus dem Volksleben gefielen, der vermittelst seiner männlich feurigen Griechenlieder (1822) den durch die matte Literatur der Restaurationsperiode verflachten Sinn seiner Landsleute zuerst wieder auf höhere Ziele lenkte und gegenüber deutschthümelnder Verbohrtheit und Engherzigkeit den romantisch umwölkten Horizont des deutschen Kosmopolitismus wieder aufhellte. Dieser ließ sogar einen Franzosen, den trefflichen Adalbert von Chamisso (1781—1838) aus der Champagne, auf deutscher Erde heimisch werden. Chamisso hängt der Form nach eng mit den Romantikern zusammen und stellt sich mit seiner Geschichte des schattenlosen Peter Schlemihl (1814), welche seinen Ruf zuerst begründete, mitten in die romantische Märchendichtung hinein. Aber es war ein republikanisch strenges und stolzes Element in ihm, dessen Entwicklung ihn immer entschiedener von der Romantik emanzipirte. Man lese nur sein schönes Gedicht, in welchem er den Ackersmann segnet, welcher über den Trümmern seines in der Revolution zerstörten väterlichen Schlosses den Pflug führt, und man wird begreifen, daß nur ein der neuen Zeit zugewandtes Herz so sich äußern konnte. Hier, wie in seinen Romanzen von der alten Waschfrau und vom Bettler mit seinem Hund, ist ein tiefdemokratischer Zug, welcher an Beranger erinnert, der auch unstreitig auf Chamisso gewirkt hat. Die Charakterherbigkeit des Letzteren läßt ihn jedoch nicht dazu gelangen, sein Material mit so souverainer Heiterkeit zu



Adalbert von Chamisso

geb. den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne,
gest. den 21. August 1838 zu Berlin.

gestalten, wie es der französische Chansonnier zu thun vermochte. Meisterhaft ist er in der humoristischen Romanze, die man ihm als eigenthümliches Territorium mit Recht zugewiesen, und in der poetischen Erzählung in Terzinenform, wozu er, der wie Georg Forster die Welt umsegelt hatte, die Stoffe mit meist glücklicher, jedoch das Gräßliche zu stark accentuirender Wahl aus den entlegensten Räumen herholte. (Sämmtl. Werke, 1836—39, 6 Bde.) Chamisso's Art und Weise zu dichten erbte sich fort in seinem Freunde Franz von Gaudy (1800—40), der nach unsicherem Umhertasten in mancherlei Stimmungen und Richtungen endlich den rechten, ihm ganz zusagenden Ton im humoristischen Lied und in der humoristischen Novelle (z. B. Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen) kaum gefunden hatte, als ein vorzeitiger Tod ihn abrief. (Sämmtliche Schriften, 1844 fg., 24 Bdchn.) Wenn diese beiden Dichter mit allem Ernst sich bemühten, aus der Verstimmung durch widerwärtige Schicksale in die Betheiligung an den Interessen der Neuzeit sich zu retten, so sehen wir dagegen Karl Immermann (1796—1840) aus Magdeburg Leben und Talent in starrem, vornehm kaltem Opponiren gegen diese Interessen aufbrauchen. Dieser Mann hoher Begabung konnte sich sein Lebenlang nicht von dem im Grunde ganz kleinlichen Aerger erholen, den ihm in seinen Studentenjahren das Treiben der patriotisch-romantischen Phantasten bereitet hatte, welche auf der Wartburg die „unsauberen“ Bücher verbrannten. Unter diesen hatte sich auch ein Pamphlet Immermann's gegen die Burschenschaft befunden, mit welcher er zu Halle in Streit gerathen war. Es geht ein unversöhnter und unerquicklicher Zwiespalt durch sein Wesen und seine Werke. Auf der einen Seite war er durch eine streng altpreußische Erziehung zu nüchterner Verständigkeit herangebildet worden, während doch auf der andern die Poesie in ihm zu mächtig war, um hierin Befriedigung zu finden. So sollte er, ohne einen festen Mittelpunkt finden zu können, stets zwischen mancherlei Schulen und Mustern schwanken, insbesondere zwischen Shakspeare, Göthe und den Romantikern; zu den letzteren gehörte er in seinem Wesen als Dichter ganz und gar, obwohl er es oft nicht haben wollte. Er hat viele Komödien und Tragödien geschrieben, von welchen letztern Andreas Hofer und Ghismonda am bekanntesten geworden sind. Die im großartigsten Styl angelegte Trilogie Alexis erfüllt in ihrem Verlaufe die schönen Hoffnungen nicht, welche die ersten Acte erregen, und wenn man Immermann's mythisches Drama Merlin, dessen Vorspiel allerdings kühn und erhaben gedacht und ausgeführt ist, als einen

zweiten Faust hat geltend machen wollen, so muß man das als eine romantische Grille abweisen. Der Roman die Epigonen (1836), welcher sich gut liest, erinnert nicht zu seinem Vortheil gar zu deutlich an Göthe's Wilhelm Meister und der weitere Roman Münchhausen (1839) ist in seiner negativen, satirischen Partie ebenso unerfreulich als in seiner positiven, der westphälischen Hofschulzengeschichte, gediegen und erfreulich. Hier that Immermann nach vielen Mißgriffen einmal einen glücklichen Griff und dieses markige Bild aus dem Volksleben, wodurch er Vorbild und Bahnbrecher der späteren Dorfnovellistik geworden, ist der beste Fund seines ganzen Dichterlebens. Am Schlusse desselben kehrte er mit neuer Liebe zu romantischen Anschauungen zurück und schrieb in Anlehnung an Gottfried von Straßburg sein Gedicht von Tristan und Isolde, in welchem warmes Blut pulsirt und das, wenn der Tod dem Dichter die Vollendung gegönnt hätte, unseres Erachtens unter allen größeren Dichtungen der romantischen Schule als die daständе, welche der Achtung der Nation am würdigsten wäre. Auch hier waltete wieder der Fluch, welcher gerade in die besten Intentionen der Romantik störend eingriff. Das isolirte Schwanken Immermann's auf der Gränzscheide romantischer Dämmerung und moderner Tageshelle theilt Christian Grabbe (1801—1836) aus Detmold, eine unheimliche Gestalt, die in ihren Lebenswirren und ihrem dämonischen Geniedrang an Callot-Hoffmann erinnert, zugleich aber alle zerstörenden Elemente modernster Zerrissenheit und modernsten Weltschmerzes in sich aufgenommen hatte. Die vulkanischen Ausbrüche seiner dichterischen Kraft gemahnen auch an Klinger, denn wie bei diesem erstarrt die ausgeworfene Lava alsbald zu steinern lebloser Härte. Seine Dramen (Gothland, Aschenbrödel, Barbarossa, Heinrich VI., Hannibal, Don Juan und Faust, Napoleon, die Hermannsschlacht) sind wahre Lavawüsten voll bizarrer, oft erhabener, noch öfter wildgrotesker Bildungen, bedeckt mit Gewitterwolkenfinsterniß, aus welcher grelle Hyperbelblitze zucken und in welcher der Donner dämonischer Zerstörungslust umherwühlt. Grabbe's Gestalten kränkeln alle an krampfhafter Uebertreibung, sie sind mehr aufgereckt als groß und trotz aller Bemühung des Dichters, sie fest und scharfumrissen hinzustellen, doch wieder verblasen und nebelhaft. Eine ganz eigenthümliche Kunst muß jedoch Grabbe, der sich kühn an die höchsten psychologischen und historischen Probleme der Poesie wagte, ganz unzweifelhaft zugestanden werden, nämlich die, Massen dramatisch wirksam in Bewegung zu setzen, und diese Kunst hat er namentlich in seinem Napoleon bewährt, der



Johann Ludwig Uhland

geb. den 26. April 1787 zu Tübingen.

überhaupt als die einzige deutsche und ausländische Napoleon-Dichtung bezeichnet werden kann, welche der Größe ihres Gegenstandes einigermaßen adäquat ist.

Es war Ludwig Uhland (geb. am 26. April 1787) aus Tübingen vorbehalten, den wirklich poetischen Elementen, welche in der Romantik lagen, zu nationalliterarischer Wirkung und Geltung zu verhelfen, und es gelang ihm dies so schön, weil er es ohne alle Nebengedanken unternahm. Er trat an das Mittelalter heran mit dem ruhigen und klaren Wollen eines sinnigen Künstlers, der aus seinem Stoffe nicht mehr machen will, als sich naturgemäß aus demselben machen läßt. Weit entfernt, sich von diesem Stoff überwältigen zu lassen, gestand er ihm nur die poetische Bedeutung zu, welche demselben wirklich innewohnte. Er verhielt sich zum Mittelalter ganz so, wie sich Göthe zu den dichterischen Problemen der Sturm- und Drangzeit verhalten hatte, künstlerisch bewältigend, und daher konnte er freien Gemüthes den Bestrebungen der neuen Zeit, der Idee des freien Staates, jene wackere Theilnahme zuwenden, die ihn, der stets deutsch war ohne jemals zu deutschthümeln, zu den bewährtesten Freunden der Freiheit und des Vaterlandes stellt. Ueber diese edle und kernhafte Natur hatte nie etwas Greisenhaftes und Grillenhaftes Macht und da, wo so viele patriotische Renomméen ihren Glanz schmählich verloren, in den Stürmen von 1848—49, hat Uhland's reicher Lorbeerkranz nur neue Blätter angesetzt. Denn treu und bieder hat er die Fahne der guten Sache bis zum Ende aufrecht erhalten helfen, wie er früher nach den Täuschungen der Befreiungskriege den Mahnruf nach Erfüllung heiligster Versprechungen in Liedern metallenen Klanges furchtlos an die Fürstenburgen hatte klopfen lassen. Es gereicht dem gesunden Sinne der Nation zu hohem Lobe, daß sie Uhland's Dichtungen mit wärmster Liebe hegt, während sie weitaus die meisten Producte der Romantik nach rasch gestillter Neugierde dem Schlummer bibliothekarischer Vergessenheit anheimgegeben hat. Uhland, welchen die Kritik nach erster Veröffentlichung seiner Gedichte (1815) lange vornehm ignorirte, ist in der That neben seinem Landsmann Schiller unser populärster Dichter geworden. Seine Lieder klingen unter der Dorflinde, wie in der Werkstatt und auf der Studentenkneipe, und er ist überall hochgeehrt außer da, wo man einem Manne Gesinnung, Redlichkeit und Vaterlandsliebe nie verzeiht. Hauptmerkmale seiner Dichtung sind ihre Gesundheit und eine gewisse sonntägliche Stimmung, die er namentlich auch seinen Naturgemälden einzuhauchen weiß.

Die Stoffe zu seinen Balladen und Romanzen hat er mit glücklichstem Takte aus allen Sagenkreisen der europäischen Völker gewählt und allen eine deutsche Seele gegeben. Er, aber auch nur er wußte das Mittelalter so naiv zu idealisiren, daß es uns wirklich anheimelt, daß wir seine Lust und sein Leid mitfühlen. Wenigen Dichtern alter und neuer Zeit war es ferner in dem Maaße wie Uhland gegeben, mit so einfachen Mitteln die poetische Idee zu so vollständiger Erscheinung zu bringen. Man vergegenwärtige sich nur seinen Bertran de Born und seine verlorene Kirche, um deutlich zu verstehen, was wir meinen. Seine dramatischen Dichtungen (Herzog Ernst 1818, Ludwig der Baier 1819), die gleich den Balladen voll dramatischen Lebens sind, hat man mit der Aeußerung abfertigen zu können geglaubt, daß sie eben bloß dramatisirte Balladen seien. Es ist dies aber, wie Wienbarg treffend nachwies, nur die elende Ausflucht einer Hofdramaturgie, welche lieber den jämmerlichsten Abhub der pariser Boulevardstheater über die Bretter gehen lassen mag als die edlen, einfach großen Gebilde Uhland's. Mag er sich für diesen und andern Unglimpf damit trösten, daß das deutsche Volk seines Sängers Fluch: „Weh euch, ihr stolzen Hallen!“ ebenso wenig je vergessen wird als Schiller's Wort: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei!“

Bei Erwähnung Uhland's, der sich bekanntlich auch als Sagenforscher und Literarhistoriker verdient gemacht, pflegt man gewöhnlich von einer schwäbischen Dichterschule zu sprechen. Es ist aber damit Nichts und einer der dazu Gezählten hatte ganz Recht, zu sagen: „Bei uns (in Schwaben) gibts keine Schule, mit eignem Schnabel jeder singt, was halt ihm aus dem Herzen dringt“. Allerdings hat der uhland'sche Natursinn sowohl als die uhland'sche Balladendichtung auf viele seiner älteren und jüngeren Landsleute mächtig eingewirkt, allein nicht mehr und nicht minder als auf eine Menge von Poeten in allen übrigen deutschen Stämmen. Einer der vertrautesten Jugendfreunde Uhland's, Justinus Kerner (geb. 1786) aus Ludwigsburg, unterscheidet sich sogar als Dichter ganz wesentlich von jenem. Oder will man zwischen der lauteren Geistesklarheit von Uhland und dem somnambulistischen Mystizismus Kerner's irgend eine Aehnlichkeit auffinden? Kerner ist ein Romantiker vom reinsten Wasser, obgleich er dann und wann, wie in seinen Reiseschatten des Schattenspielers Luchs (1811) und in seinem Bärenhäuter (1835), einem unwiderstehlichen Jucken nachgab, sich humoristisch über den romantischen Quark lustig zu machen. Seine Lieder sind ihrer Form nach höchst vortrefflich; sie reproduziren auf wunderbar täuschende

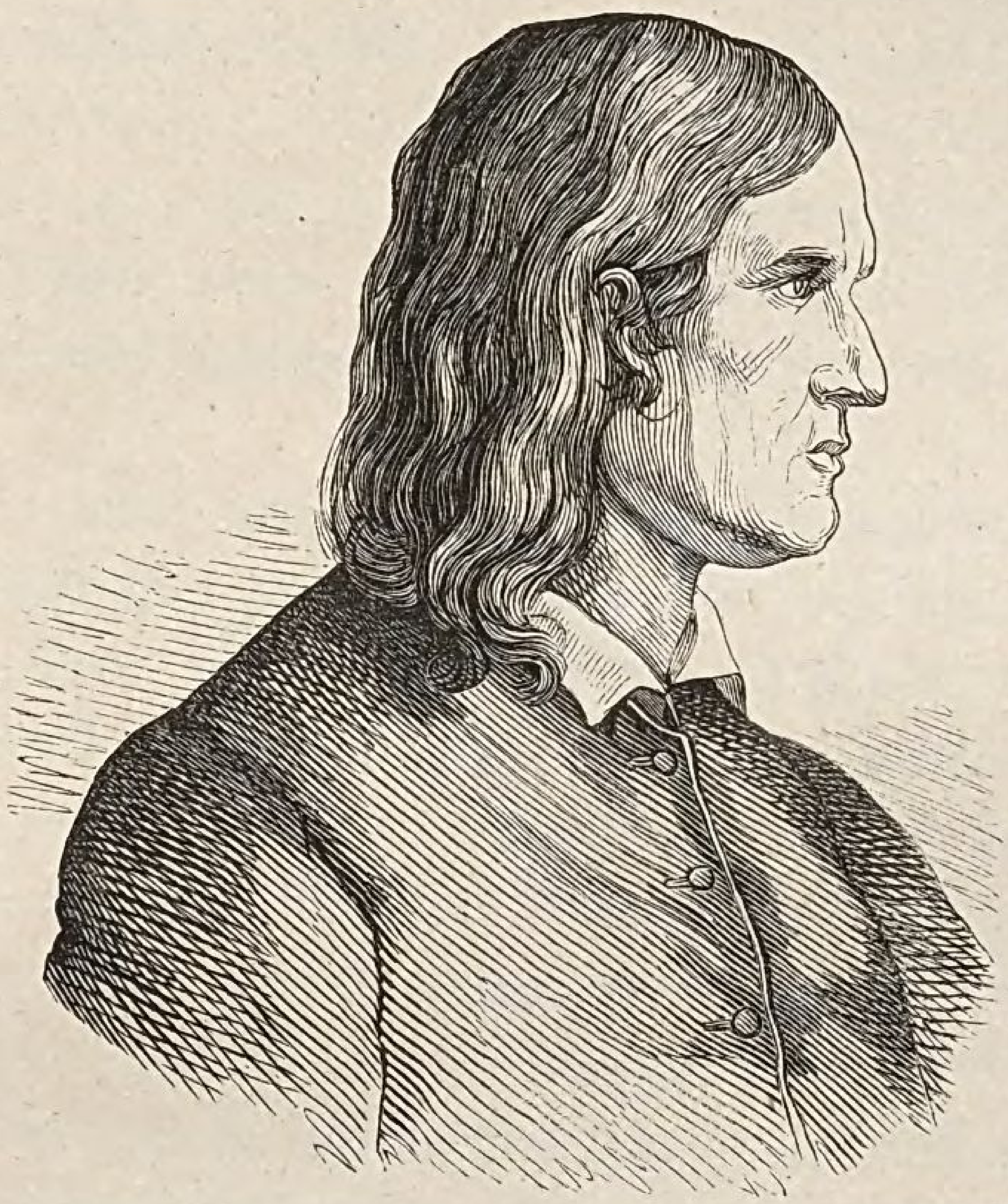
Weise das Volkslied und lassen in ihrer melancholischen Innigkeit das Hereinragen von man weiß nicht recht was für einer Geisterwelt spüren. Die in Kerner's letztem Blüthenstrauß (1853) gedruckten, meist an allerlei Prinzeßlichkeiten und Gräflichkeiten adressirten Altersschwächen, in denen eine faselnde Romantik die Bestrebungen von 1848 beschimpft, lassen wir füglich unberührt; ebenso des Mannes geisterseherische Bücher (die Seherin von Prevorst, Magikon), welche allfällig in einer Literaturgeschichte des Unsinns, wo sie dicht neben Sprenger's Hexenhammer von 1489 zu stellen wären, einen breiten Platz ansprechen könnten. (Kerner's Dichtungen, 1841, 2 Bde.) In viel engerer Wahlverwandtschaft als Kerner steht zu Uhland sein Freund Gustav Schwab (1792—1850) aus Stuttgart. Er hat sich als Schilderer von Land und Leuten (die schwäbische Alp, der Bodensee, die Schweiz mit ihren Ritterburgen), als Uebersetzer, Sagenerzähler, Biograph, Antholog und Herausgeber vielseitig und wacker in der Literatur umgethan und jüngeren Talenten eine väterliche Theilnahme bewiesen. Sein dichterischer Werth beruht hauptsächlich auf seinen Balladen und Romanzen, voll Gemüthstiefe im Gehalt, voll gediegener Pracht in der Form. Von einer bloßen Nachahmung Uhland's ist da überall keine Rede, von einem glücklichen Wetteifer dagegen zeugen zahlreiche Proben. Für die romantische Epigonenschaft ist Schwab besonders einflußreich geworden durch seine eifrige Cultur der historischen Romanze (der Appenzellerkrieg, die Kammerboten, Herzog Christoph's Jugendleben u. a.), welche bis auf unsere Tage herab einen so großen Raum unserer Dichtung einnimmt und durch ihre compacte Stofflichkeit den weitesten Kreisen Interesse abgewonnen hat. (Schwab's Gedichte, neue Auswahl, 2. Aufl., 1846.) Wollen wir noch andere schwäbische Poeten hier anführen, wie Karl Mayer, den Grafen Alexander von Würtemberg (1801 — 44), Albert Knapp, Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfitzer, Wilhelm Waiblinger (1804 — 30), Eduard Mörike und Ludwig Seeger, so bemerken wir, daß ihre Bestrebungen keineswegs schulmäßig einseitig waren. Während Mayer das gemüthliche Landschaftsbild zur epigrammatischen Pointe zusammendrängte und Zimmermann, der ausgezeichnete Geschichtschreiber des Bauernkriegs, den uhland-schwab'schen Romanzenton, welchen Knapp verpietistelte, am frischesten fortführte, versuchte Alexander von Würtemberg in seinen Liedern eines Friedenssoldaten und seinen Sturmliedern andere Weisen, versetzte Pfitzer die Naturbetrachtung und Balladendichtung mit philosophischer Reflexion und verwob Seeger in seinem Sohn der Zeit in die gelungene

Schilderung schweizerischer Alpenschönheit den Sturm und Drang unserer jüngsten politischen Lyrik. Mörike seinerseits hat in manchem seiner Lieder, wie in der Novelle Maler Nolten und in dem reizenden Idyll Fischer Martin die Rückkehr aus den Dämmerungen der Romantik zur classischen Helle und Klarheit in einer lyrischen Unmittelbarkeit dargelegt, zu welcher sich der in trüben Lebenswirren zu früh untergegangene, reich befähigte Waiblinger, in dessen Erzählungen aus Griechenland der Byronismus überbyronisirt ist, nur in einzelnen seiner reifsten Gedichte (Blüthen der Muse aus Rom) zu erheben vermochte. Richten wir die Blicke nach der Epigonenschaft der Romantik in anderen deutschen Ländern, so begegnen wir im Süden und Norden, Osten und Westen einer Menge von Lieder= und Romanzendichtern, die zum Theil auch mit größeren lyrisch=epischen Schöpfungen hervortraten. Wir nennen aus Oestreich J. Ch. von Zedlitz (Gedichte, Todtenkränze, Waldfräulein, altnordische Bilder), K. E. Ebert, J. G. Seidl, J. N. Vogl, A. von Tschabuschnigg, L. Halirsch, U. Horn, L. A. Frankl und E. Duller (Gedichte, der Fürst der Liebe); aus Mittel= und Norddeutschland L. Bechstein, V. Strauß, A. F. v. Heyden, K. Schimper, F. W. Rogge, H. Stieglitz, R. Reinick (ganz vortrefflich im schalkhaften Lied), A. Peters, O. F. Gruppe, A. Kopisch (ausgezeichnet im humoristischen Märchen und im Schwank), F. Kugler, A. Bube, A. Schults, A. Böttger, Ph. E. Nathusius, E. Ferrand und B. von Lepel; aus der Schweiz J. A. Henne, A. E. Fröhlich (bedeutend als Fabulist und Schlachtenmaler), K. R. Tanner, S. Tobler, W. Wackernagel, L. Ettmüller und G. L. Rochholz; am Rhein hinab Adolf und August Stöber, A. Schnezler, W. Smets, E. von Schenk, Wolfgang Müller (der jedoch mit seinen Bruderschaftsliedern auch in die sozial=politische Lyrik hinübergreift), Ch. J. Matzerath, G. Pfarrius, L. Schücking und K. J. Simrock, auf welchen als trefflichen Wiederdichter unserer altnationalen Heldensage schon früher dankend hingewiesen wurde. Entschiedener, als bei den zuletzt Genannten verschmelzen sich in den Werken von Julius Mosen (geb. 1803 im sächsischen Voigtland) die Tendenzen der neuesten Zeit mit den romantischen Formen der Restaurationsliteratur. Eigentlicher Romantiker ist er nur in seinen historischen Dramen, wo freilich lyrische Reflexion die dramatische Handlung überwuchert, und in seinem anmuthigen Novellenbuch (Bilder im Moose). Mit seiner Lyrik, die sich im sangbaren Volkston bewegt, und mit seinem historischen Roman der Congreß von Verona kehrt er sich den Interessen der Gegenwart zu. Seine

zwei epischen Dichtungen Ritter Wahn und Ahasver bringen es zwar, trotz des energischen Ringens des Dichters, nicht zu einer vollkommen befriedigenden künstlerischen Gestaltung der ihnen zu Grunde liegenden großartigen Ideen, sind aber reich an Silberblicken echtester Poesie. In Betreff der Dichterinnen, die bei der Romantik ihre Anregungen holten, möge hier an Agnes Franz, Henriette Ottenheimer, Adelheid von Stolterfoth, Luise von Ploennies, Betty Paoli (Elisabeth Glück) und Annette von Droste-Hülshof (st. 1850) flüchtig erinnert werden. Die Letztgenannte hat in ihren Gedichten (1844) Balladen und poetische Erzählungen geliefert (z. B. der Geierpfiff, der Graf von Thal, der Spiritus familiaris des Roßtäuschers, die Schlacht im Loener Bruch), die von der männlichsten Energie Zeugniß geben. Eine Romantikerin von reactionärster Färbung, hat sie mit wirklich originellem Geist die verblaßten Anschauungen der Romantik neuzubeleben gewußt; nur Schade, daß ihre Diction durch das gesuchte Spielen mit dunkelsinnigen Provinzialismen oft abstoßend manierirt wird. Ungezierter, ja, von wahrhaft reizender Natürlichkeit sind die 1846 in einer Gesammtausgabe erschienenen Gedichte von Elisabeth Kulmann (st. 1825), die im fernen Rußland in der Sprache ihrer deutschen Mutter die Geschichte eines kurzen, aber höchst reichen Seelenlebens in einer Liederchronik niederlegte, welche jedem Empfänglichen Theilnahme abgewinnen muß.

Gleich der historischen Romanze ist auch ihre Uebertragung in die Form der Prosa, der historische Roman, wesentlich ein Product der Romantik. Allerdings finden wir, daß schon der Liebes- und Heldenroman des 17. Jahrhunderts es liebte, an historische Stoffe sich anzulehnen, aber diese verflüchtigten sich dort bis zur Unkenntlichkeit in einem Meere von Abenteuerlichkeit. Ferner kann man mit Grund sagen, daß der historische Roman bei uns erst durch den Einfluß Walter Scott's recht in Flor kam, allein bevor dieser Einfluß sich geltend machte, waren in Deutschland durch einige Romantiker, namentlich durch Arnim, höchst bedeutende Anläufe zur historischen Romandichtung gemacht worden. Außerdem ist genugsam bekannt, daß der berühmte Schotte, ehe er seinerseits auf Deutschland zurückzuwirken begann, seinen romantischen Geist mit Bürger's Balladen, Göthe's Götz und Tieck's Märchen genährt hatte. Es war also ein verwandtes und bekanntes Element, welches das deutsche Publikum in den Romanen Scott's so lebhaft willkommen hieß. Die historische Novellistik wurde durch seinen Vorgang für lange Zeit, insbesondere aber für das Jahrzehent von 1820 — 30, der po-

pulärste Zweig der Literatur. Damals und weit später, bis in die 40ger Jahre hinein, erschienen eine Menge historischer Romane und Novellen und auch gegenwärtig hat in den Leihbibliotheken die Nachfrage selbst nach den plattesten Büchern dieser Art, wie die von Van der Velde, Tromlitz, Blumenhagen und Wachsmann sind, noch nicht gänzlich aufgehört. In seinen edleren Leistungen konnte übrigens der historische Roman, so zweifelhaft sein Kunstwerth sein mag, nur vortheilhaft wirken, indem er immerhin den Sinn für Geschichte und geschichtliche Anschauung wecken half. Als der gediegenste deutsche Nacheiferer Scott's erscheint uns Ph. J. Rehfues (1779 — 1842) aus Tübingen, Verfasser der beiden vortrefflichen historischen Romane Scipio Cicala und die neue Medea, als der gelesenste darf unstreitig K. Spindler (geb. 1795) angesehen werden, der es in seiner langen Reihe historisch-romantischer Gemälde (Bastard, Jude, Nonne von Gnadenzell, König von Zion u. a. m.) verstand, das Mittelalter in drastisch-realistischer Weise zu vergegenwärtigen. Mit Auszeichnung muß in dieser Richtung ferner genannt werden Willibald Alexis-Häring (Cabanis, Roland von Berlin, Waldemar, die Hosen des Herrn von Bredow) und Erwähnung heischen W. Hauff (st. 1827), der durch seine guterzählte romantische Sage Lichtenstein und seine Novellen namentlich in seinem Heimatlande Schwaben populär geworden, dann L. Bechstein (Grumbach u. a.), E. Duller (Kaiser und Papst u. a.), L. Rellstab (das Jahr 1812), A. von Bronikowsky, R. Heller und Bernd von Gusek. In die historischen Romane von V. A. Huber (Skizzen aus Spanien), Heinrich König (die hohe Braut, Shakspeare, die Clubisten von Mainz), Theodor Mundt (Thomas Müntzer, Mendoza), Gustav Kühne (Klosternovellen, die Rebellen von Irland), Heinrich Laube (die Vandomire, die Gräfin von Chateaubriant), Theodor Mügge (Toussaint u. a.), Adolf Stahr (die Republikaner in Neapel), Levin Schücking (die Ritterbürtigen u. a.) und Friedrich von Uechtritz (Albrecht Holm) spielen schon zu deutlich die politischen, sozialen und religiösen Tendenzen unserer modernsten Novellistik hinein, als daß sie für unbefangene Dichtungen in Scott's Manier gelten könnten oder wollten. Viele Leserinnen haben die Romane der Auguste von Paalzow (Godwie Castle, Saint-Roche, Thomas Thyrnau, Jakob van der Nees) gefunden, in welchen die Geschichte mit Glacéhandschuhen auftritt, die Parfüms pietistelnd-aristokrätelnder Sentenzen um sich verbreitend. Feinschmecker in der Lectüre mögen auch dann und wann noch in den deutschen Denkwürdigkeiten des Freiherrn K. F. v. Rumohr



Friedrich Rückert

geb. den 16. Mai 1789 zu Schweinfurt.

blättern, welcher, wie der Novellist E. von Bülow, seinen erkünstelt göthe'schen Styl mit tieck'scher Ironie verquickte. Endlich sei hier, da wir die von der Romantik influenzirten Aeußerungen der schönen Prosa doch schon bis in die Gegenwart herein verfolgt haben, gerade noch des berühmten Weltfahrers Fürst Hermann von Pückler-Muskau gedacht, welcher zuerst mit seinen Reisebriefen eines Verstorbenen (1830) große Aufmerksamkeit erregte, dann unter dem Namen Semilasso reiste und zuletzt als „Vergnügling" mit anerkennungswerther Offenheit merken ließ, daß in ihm die romantische Lebensphilosophie eines Friedrich Schlegel und Gentz einen ihrer treuesten Jünger gefunden.

Wenn wir unserem bunten Mosaikgemälde der romantischen Epigonenschaft auch das Bild von Friedrich Rückert (geb. am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt) einfügen, so dient uns zur Rechtfertigung, daß dieser große Poet mit seiner Lyrik, die er nachmals universell ausgebildet hat, ursprünglich ein Partisan der patriotischen Romantik war. Als solcher trat er wenigstens unter dem Namen Freimund Reimar 1814 mit seinen deutschen Gedichten hervor, welche auch die geharnischten Sonette enthielten, die gedankenvollste Hervorbringung der Befreiungskriegslyrik. Im Kreise dieser bewegte sich Rückert's Muse auch noch in seiner politischen Komödie Napoleon (1816) und in seinem Kranz der Zeit (1817), welcher wirkliche Zeitgedichte enthielt, die Ernst und Scherz in klarschöne Bilder ausprägten. Die Hinweisung auf den Orient durch Göthe's westöstlichen Divan beherzigend, holte sich Rückert dort Stoff und Stimmung zu seinen östlichen Rosen (1822), in welchen die Formen orientalischer Lyrik, namentlich das Ghasel, ihre sprachlich meisterhafte Einbürgerung in unserer Lyrik fanden. Das Morgenland blieb von da ab die immer wieder mit Vorliebe aufgesuchte poetische Fundgrube Rückert's. An der Hand seiner Sprachstudien stieg er, die weltliterarische Tendenz unserer Literatur aufs Schönste zu bethätigen, in diese Fundgrube hinab und förderte aus ihr kostbare Barren zu Tage, die er vermittelst des Stempels seiner Sprachvirtuosität, deren spielender Uebermuth nur manchmal zu weit ging, als gangbare Münze in Umlauf setzte. Er hat durch seine Wiederdichtungen den Horizont unserer poetischen Anschauungen wesentlich erweitert und durch die seltenste Aneignungskraft für den Universalismus des deutschen Geistes ruhmvolles Zeugniß abgelegt. Aus Arabien brachte er uns die prächtigen Eulenspiegeleien des Abu Seid von Hariri (1826), in welchen unsere Sprache den höchsten Triumph

ihrer Biegsamkeit und ihres Reichthums feiert, ferner die Lieder des Amrilkais (1843) und die edlen Gesänge des altarabischen Volksliederbuches Hamasa (1846), aus Indien die herzige Episode des Mahabharata von Nal und Damajanti (1828), das Liebesglut sprühende Idyll Gitagovinda und die tiefrührende Erzählung von Savitri's Treue bis in den Tod (Brahmanische Erzählungen 1839), aus China das von Confucius zusammengestellte Buch nationaler Gesänge (Schi-King 1833), welches uns in Theilnahme erregender Weise eine in tausendjähriger Stabilität beharrende Gesellschaft erschließt, aus Persien endlich die dem großen Firdusi nachgedichtete Heldengeschichte von Rostem und Suhrab (1838), deren liebliche Partien so naiv, deren heroische so einfach groß sind. Rechnet man dazu die trefflichen Nachbildungen der altenglischen Heldensage vom Kind Horn, der Ritornelle und Sicilianen Italiens, der altdeutschen Minnelieder durch Rückert, so wird man gestehen müssen, daß er berechtigt war, mit Beziehung auf sich zu sagen: „Die Poesie in allen ihren Zungen ist dem Geweihten eine Sprache nur." Alle die genannten Leistungen machen jedoch nur eine Seite der rastlosen Productivität des Dichters aus. Die andere bildet seine selbstständige Lyrik, welche in sechs starken Bänden (1834—39) gesammelt vorliegt, mit didaktischen und epischen Anklängen reichlich durchflochten. So gestaltet durchläuft sie die ganze Tonscala vom naiv plaudernden Kindermärchen an bis hinauf zur geistvollen poetischen Erzählung (Edelstein und Perle, die drei Quellen, Flor und Blancflor), von den anmuthig idyllischen Erinnerungen und Phantasiespielen dörflicher Jugend (Jugendgedichte, Amaryllis) bis zu dem hochsinnigen pantheistischen Credo, dessen tiefgefühlte Ueberzeugung aus dem Gedicht die sterbende Blume so tröstlich duftet. In diesem Gedicht erreicht die didaktische Betrachtung Rückert's, welche sich in der tagebuchartigen Lehrdichtung die Weisheit des Brahmanen (1836—39) zu gedankenreicher, wenn auch hie und da etwas monotoner Mosaik auseinanderbreitet, ihren Glanzpunkt, wie seine reine Lyrik in dem Liebesfrühling, der ein unerschöpfliches Füllhorn von Blüthen über uns ausschüttet, ihre eigentlichste Beseelung fand. Betrachtet man, wie man soll, Rückert's poetische Stellung in ihrer Totalität, so wird man auch an seinen Dramen (Saul, Herodes, Kaiser Heinrich IV., Colombo), mit welchen er seit 1843 hervortrat, sowie an seiner Evangelienharmonie (Leben Jesu 1839) nicht theilnahmlos vorübergehen dürfen, wiewohl das kaum etwas Anderes als subjective Abfindungen mit Stoffen und Fragen sind, wie sie gerade den Dichter oder die Zeit be-

wegten. Denn das eben ist das Eigenthümliche an Rückert, daß er Alles, was in der Form des Gefühls, des Gedankens und des Ereignisses in Lust und Leid an ihn herantrat, dichterisch faßte und gestaltete. So haben auch ihm, so gut wie Jean Paul, alle Jahreszeiten geblüht, alle ihm ihre Früchte gebracht, und er durfte im Rückblick auf seine Laufbahn die schöne Selbstkritik äußern: „Daß mein Leben ein Gesang, sag' ich's nur geworden; jeder Sturm und jeder Drang dient' ihm zu Akkorden." Mit Rückert theilt die poetische Wiederspiegelung eines lauteren und harmonischen Daseins Leopold Schefer (geb. 1784) aus Muskau in der Niederlausitz. Ihm laufen die tausend Stralenbrechungen des Lebens in den Brennpunkt eines pantheistischen Naturdienstes zusammen, als dessen Priester er in Stein, Pflanze und Thier, wie im Menschen, das Walten der Weltseele aufzeigt. In den seelenvollen Betrachtungen seines Laienbreviers, welchem sich die Vigilien und der Weltpriester anschlossen, predigt er eindringlich mild einen von schelling'scher Naturphilosophie mystisch angehauchten Humanismus, dem er auch in der besten seiner Novellen, die leider an jeanpaulistrender Zerfahrenheit des Styls leiden, in der göttlichen Komödie zu Rom, deren Held der Märtyrer Giordano Bruno ist, ein schönes Ehrenmal errichtet hat. (Ausgew. Werke, 1845—46, 12 Bde.)

22.

Biegen wir vom nationalliterarischen Felde wieder einmal auf das wissenschaftliche hinüber, so sei zum Voraus gesagt, daß uns auch hier, wie zuletzt auf jenem, Erscheinungen begegnen werden, welche, obgleich in der romantischen Periode wurzelnd und in ihren Anfängen enger oder loser mit der Romantik verflochten, dennoch in ihrem Fortgange füglich bis zur Gegenwart und in diese herein verfolgt werden können, um nicht den Faden der Darstellung abbrechen und später mit Umschweifen wieder anknüpfen zu müssen.

Wir beginnen mit der vaterländischen Sprach- und Alterthumsforschung, welche als ein erstgeborenes und gesundestes Kind der Romantik mit Freuden zu begrüßen ist. Wenn die Romantik im Ganzen und Großen nichts Anderes war als der Versuch, das Mittelalter in Poesie, Kunst und Leben

wieder zu erwecken, so mußte sie, wie sie that, die gelehrte Forschung naturgemäß aneifern, jene Zeit sich und Anderen allseitig klar zu machen. Man begann daher bis zu den Quellen des mittelalterlichen Lebens zurückzugehen, und wo flossen diese reichlicher als in den Werken unserer alten Literatur, welche man unter dem Staub von Jahrhunderten hervorgrub? Aber diese Werke blickten das nachgeborene Geschlecht so fremdartig an, daß ihr Verständniß und ihre Würdigung nur möglich wurde auf der soliden Unterlage von Sprach- und Sagenstudien. Hier war es, wo sich die beiden Brüder Jakob Grimm (geb. 1785) und Wilhelm Grimm (geb. 1786) aus Hanau unverwelkliche Lorbeeren erwarben. Jakob Grimm verband mit seiner großartigen Thätigkeit als Sprachforscher, deren Resultate in dem Riesenwerke seiner unsere nationale Sprachwissenschaft ganz neu aufbauenden deutschen Grammatik (1818 fg.) und in seiner Geschichte der deutschen Sprache (1849) verarbeitet sind, höchst bedeutende Forschungen in einheimischer Rechts- und Mythengeschichte (deutsche Rechtsalterthümer 1828, deutsche Mythologie 1843 u. A.). Wilhelm Grimm hat neben vielfacher Bemühung um die Findung, Herausgabe und Erläuterung alter Schriftdenkmale als Hauptwerk die deutsche Heldensage (1829) geliefert. Gemeinschaftlich unterzogen sich die Brüder der Sammlung und Bekanntmachung unseres Märchen- und Sagenschatzes (Kinder- und Hausmärchen 1812, deutsche Sagen 1816) und gemeinschaftlich gingen sie an die kolossale Arbeit, unseren ganzen Sprachschatz in ihrem deutschen Wörterbuch (1852 fg.) zu heben und zu sichten, ein Werk, wie es sicherlich kein anderes Volk aufzuweisen haben wird. Neben ihnen haben sich in der deutschen Philologie hervorgethan Büsching, Gräter, Graff, Docen, Zeune, von der Hagen, Beneke, Mone, Aufseß, Laßberg, Lachmann, Haupt, Maßmann, San Marte (Schulz), Haltaus, Ettmüller, Wackernagel, Pfeiffer und viele Andere, während Heyse und Becker die neugewonnenen Standpunkte der Sprachwissenschaft für den höheren Unterricht nutzbar zu machen wußten. Mit großem Eifer richtete sich die von der Romantik angeregte Linguistik auch auf den Orient, wohin ja die beiden Schlegel so angelegentlich gewiesen. Gesenius und nach ihm Ewald leisteten im hebräischen, Bopp, Lassen, Böhtlingk, Bohlen und Neumann im indischen und chinesischen Sprach- und Alterthumsgebiet Tüchtiges. Als der Erste aber, welcher, mit umfassender Kenntniß der orientalischen Sprachen und Literaturen ausgerüstet, die Pforten des Morgenlandes aufschloß, muß Joseph von Hammer-Purgstall (geb. 1774 zu Grätz) gerühmt werden. Er that es



Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall

geb. im Jahr 1774 zu Gratz.

vermittelst seiner Fundgruben des Orients (1810 fg.), welche Göthe's und Rückert's orientalisirende Lyrik weckten und deutscher Gelehrsamkeit östliche Ziele der Forschung in's Auge rückten. Dann schrieb er seine mit zahlreichen Proben belegten Geschichten der persischen, türkischen und arabischen Literatur und seine treffliche große Spezialgeschichte des osmanischen Reiches (1827 fg.). Als Uebersetzer der Divane des berühmten persischen Dichters Hafis und des im Morgenland kaum minder berühmten arabischen Mutanabbi hat er freilich die Meisterschaft Späterer nicht erreicht, aber alle seine Nachfolger auf dem Felde der Verdeutschung orientalischer Dichtung stehen auf seinen Schultern. Rückert's eminente Kunstfertigkeit in dieser Richtung haben wir schon berührt und benützen diese Gelegenheit zu der Bemerkung, daß unsere poetische Uebersetzungskunst durch die rege Receptivität der Romantik nach allen Seiten hin mächtig gefördert wurde. So schließt sich an A. W. Schlegel eine lange Reihe von Uebersetzungskünstlern, welche die dichterischen Klänge und Reden des Südens und Nordens, Ostens und Westens zu der grandiosen Harmonie eines deutsch-weltliterarischen Concertes zusammentönen lassen: Gries (Ariosto, Tasso, Calderon), Streckfuß (Dante), Kannegießer (Dante, Leopardi, Mickiewicz, Stagnelius), Förster (Petrarca), Witte (Boccaccio), Regis (Rabelais, Cidromanzen), Donner (Sophokles, Camoens), Droysen (Aeschylos, Aristophanes), W. Grimm (altnordische Heldenlieder), Simrock (die Edda), Mohnike (Tegner), Talvj (serbische Volkslieder), Vaihinger (Hiob), Weil (Märchen der tausend und einen Nacht), Hoefer (indische Gedichte), Graf (Sadi), Meier (Sakuntala), Hoffmann (spanische Lyriker), Schwab (Lamartine), Seeger (Beranger, Aristophanes), Freiligrath (Victor Hugo, Moore, Hemans, Burns), Kaufmann, Heintze und Gerhard (Burns), Pfitzer (Byron), Böttger (Byron), Zedlitz (Childe Harold), Hilscher (Byron's Manfred), Dohrn (spanische Dramatiker), Arentschildt (spanische und portugiesische Lyriker), Diez und Heise (Troubadours), Ellissen (neugriechische Poeten), Sanders (neugriechische Volkslieder), Fiedler (schottische Volksdichter), Ploennies (französische, englische, niederländische Poeten), Kapper (slavische Volksgesänge), Bodenstedt (Lermontoff). Schon dieses auch nicht einmal annähernd vollständige Verzeichniß kann andeuten, mit welcher Liebe der deutsche Kosmopolitismus um die Realisirung des rückert'schen Wortes: „Weltpoesie ist Weltversöhnung!“ sich bemüht hat.

Die Ergebnisse der emsigen Bemühungen im Fache der sprachlichen, literarischen und archäologischen Forschung mußten auf die Historik alsbald

einen höchst bedeutenden Einfluß äußern und wir sehen die deutsche Geschichtschreibung seit der Periode der Romantik zu einem Umfang, einer Vielseitigkeit und Gediegenheit heranwachsen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert gar nicht denkbar gewesen. Eine ganz neue Regsamkeit führte das Aufgraben und Fassen mittelalterlicher Quellen auf dem Gebiete unserer Nationalgeschichte herbei, welche nach umfassendstem Maaßstabe zu schreiben Heinrich Luden (geb. 1780) unternahm. Seine Geschichte des deutschen Volkes (1826 fg.), welche nicht vollendet wurde, wurzelt in der patriotischen Romantik und ist in einzelnen Partien sehr gediegen gearbeitet, ohne es im Ganzen zu einer rechten genetischen Entwicklung und organischen Gliederung des Stoffes bringen zu können. An Luden reihen sich als Historiker, welche die nationale Geschichte als solche im Ganzen oder in einzelnen Zeiträumen oder auch als Spezialgeschichte der verschiedenen Stämme und Staaten behandelt haben: K. A. Menzel, J. K. Pfister, W. Menzel, H. Zschokke, G. A. H. Stenzel, D. Ch. von Rommel, J. Voigt, J. G. A. Wirth, J. G. Pahl, Ch. F. Stälin, J. W. Barthold, J. A. Henne, J. E. Kopp, W. Bensen, L. Häusser, H. Wuttke. Sehr wichtige Anhaltspunkte für unsere nationale Geschichte gewähren die ältesten Documente derselben, wie sie G. H. Pertz für sich allein und in Verbindung mit Anderen herausgegeben. Zur Aufhellung der historischen Verhältnisse östreichischer Länder und östreichischer Diplomatie hat namentlich die lange Reihe der geschichtlichen Arbeiten Joseph's von Hormayr (1781—1848) beigetragen. Die Glanzpartien des Mittelalters haben dargestellt F. Wilken in seiner Geschichte der Kreuzzüge (1807 fg.) und Fr. Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen (1824 fg.), in welcher das unerquickliche Justemilieu des Verfassers weniger Gelegenheit hat, sich zu äußern, als in seiner Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. L. Ranke wählte sich zu seinen historischen Arbeiten, unter denen die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert und die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation vorragen, mit Vorliebe die Periode, in welcher der Wendepunkt des Mittelalters zu der neuen Zeit liegt. Sein Hauptvorzug besteht in der Fähigkeit, sich in die Anschauungsweise der von ihm geschilderten Zeiten und Völker hineinzuversetzen. Im Uebrigen ist er der directe Gegensatz von Schlosser, dessen strengsittlichem und rationalistischem Standpunkt gegenüber er den diplomatischen repräsentirt. Von diesem aus mögen freilich so herz- und blutlose Historien, wie Ranke's neun Bücher preußischer Geschichte, wo

das Diplomäteln bis zur servil-höfischen Vertuschung oder Verschweigung „brutaler" Thatsachen geht, ihre Berechtigung haben. Wir unsererseits können uns nicht vorlügen, ein Glacéhandschuhstyl, welcher den Paradeeinzug irgend einer Prinzlichkeit und die Greuel der Bartholomäusnacht im ganz gleich glatten Tone erzählt, sei der wahre historische Kunststyl, und es will uns bedünken, eine Historiographie, welche das Volk und sein Leben nur so beiläufig beachtet und die Entwicklung der Gesellschaft bloß als ein Gewebe diplomatischer Kniffe und Pfiffe aufzufassen liebt, müsse zuletzt nothwendig zur Falschmünzerei der Geschichte werden. Bei Schlosser fühlen wir überall, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, in Ranke's Geschichtswerken betreten wir einen niedlichen Salon, wo historische Charaktere der entgegengesetztesten Prinzipien und Handlungsweise in gleicher Abgeschliffenheit zu einem geistreichen Thee versammelt sind und Leute, wie Cäsar Borgia und Karl IX., sich in den anständigsten Umgangsformen bewegen. Nach Niebuhr's Vorgang wurde die Geschichte des römischen und griechischen Alterthums einläßlich beleuchtet durch Böttiger's, Ottfried Müller's, Boeckh's und Anderer historische und archäologische Arbeiten, während J. Ph. Fallmerayer die Strenge seiner Kritik an den Zuständen der byzantinisch-griechischen Welt im Mittelalter erprobte und G. Weil das Dunkel der Khalifengeschichte lichtete. Der Universalgeschichte wandten neben Schlosser ihre Thätigkeit zu K. H. L. Pölitz, J. F. B. Schneller, K. F. Becker, J. W. Loebell und G. Weber. Am populärsten wurde die Weltgeschichte von K. W. von Rotteck (1775—1840), in welcher sich, obgleich sie schon 1813 zu erscheinen begann, mit der patriotischen Romantik die rhetorische Anticipation des Liberalismus der 30ger Jahre verschmilzt. In schneidendem Contrast zu der rotteck'schen Universalgeschichte steht die von H. Leo, der den Standpunkt reactionärer Mittelalterlichkeit mit energischem Fanatismus, mit cynischer Bissigkeit vertritt. Ein Unternehmen, welches unserem Lande Ehre macht, ist die von Heeren und Uckert begründete Geschichte der europäischen Staaten. Hier finden sich ausgezeichnete Leistungen, wie Lappenberg's Geschichte von England, Leo's Geschichte der italischen Staaten, Schmidt's Geschichte von Frankreich, Schäfer's Geschichte von Portugal, Roepell's Geschichte von Polen und die Geschichte Dänemarks von F. Ch. Dahlmann, der auch die Geschichte der englischen und französischen Revolution ebenso geschmackvoll als gründlich geschrieben hat. In der biographischen Kunst gilt K. A. Varnhagen von Ense als Meister, doch ist die Plastik seiner bio-

graphischen Denkmale mehr nur eine porzellanene als marmorne. Preuß mit seinen Schriften über Friedrich den Großen und Droysen mit seinem Leben Stein's haben sich als umsichtige Biographen bewährt. Sehr erfreulich ist es, daß sich die historische Forschung von der bloßen Cabinetts- und Kriegsgeschichte immer mehr der inneren Entwicklung der Völker zuwendet. Der ungemein thätige W. Wachsmuth hat auf dem Gebiete der Culturhistorik durch seine europäische Sittengeschichte und seine allgemeine Culturgeschichte rühmliche Leistungen aufgestellt und noch weitere Ziele steckte sich G. Klemm in seiner Culturgeschichte der Menschheit, in welcher jedoch das reiche Material mehr bloß gesammelt als verarbeitet ist. Zur deutschen Cultur- und Sittengeschichte haben insbesondere Voigt, Barthold und K. Hagen (Deutschlands relig. und lit. Verhältnisse im Reformationszeitalter) schätzenswerthe Beiträge geliefert, wobei auch an die älteren Autoren dieses Faches, wie Anton, Fischer, Flögel, Stetten, Hüllmann, dankbar erinnert werden mag. Die Resultate des deutschen Forschungseifers, welcher sich nach der Bahnbrechung durch Arnold, Walch, Schröckh und Planck auf die Kirchengeschichte richtete, liegen in den Arbeiten von J. A. W. Neander, G. K. L. Gieseler, J. H. K. von Wessenberg, J. G. V. Engelhardt, K. A. Hase, A. Gfrörer, Ch. W. Niedner, K. R. Hagenbach, E. Zeller und Anderer vor. Die Geschichte der Philosophie fand im Ganzen und Einzelnen eine große Anzahl von Bearbeitern, von denen genannt sein mögen E. Reinhold, Sigwart, Brandis, Braniß, Chalybäus, Michelet, Biedermann, J. H. Fichte, Carriere, Erdmann, Schwegler, Feuerbach, Fortlage und H. Ritter, dessen Werk in den weitesten Dimensionen sich aufbaut. Es gebührt der Romantik die Anerkennung, daß sie es war, welche die Wahrheit, nur die Ausmessung der Höhen und Tiefen der Literatur eines Volkes vermöge den Schlüssel zum Verständniß der Geschichte desselben zu liefern, zuerst vollständig zur Anerkennung brachte, und wir haben oben erwähnt, daß die Literaturhistorik, welche diesen Namen wirklich verdient, erst mit den Schlegeln beginnt. Die von ihnen ausgehende Anregung führte Fr. Bouterwek zur Ausarbeitung seiner Geschichte der modernen Poesie und Beredtsamkeit (1801—19, 12 Bde.) und L. Wachler zu Durchführung seiner Universalhistorie der Literatur, die namentlich in der zweiten Umarbeitung noch immer brauchbar ist. In die Fußstapfen dieser Vorgänger trat J. G. Th. Gräße, mit dem ungeheuren Material einer allgemeinen Literargeschichte kräftig ringend, aber höchst illiberal in der Auffassung moderner Literaturzustände

und incorrect im Einzelnen. Was für die Kenntniß der griechischen Literatur K. O. Müller, G. H. Bode, G. Bernhardy, A. Schöll, F. G. Welcker, der römischen J. Chr. F. Bähr, der provençalischen F. Diez, der spanischen L. Clarus und A. F. von Schack, der italienischen E. Ruth, der englischen H. Ulrici, der germanischen und slavischen Volkspoesie Frau Th. A. L. Robinson (Talvj), der modernen europäischen Literaturzustände Th. Mundt geleistet haben, gehört zu den schönsten Zeugnissen des weltbürgerlichen Sinnes der Deutschen, denen es, wie sonst keiner Nation gegeben ist, sich in die Anschauungsweise fremder Völker zu versetzen. Wollten wir alle Werke namhaft machen, welche die Geschichte unserer Nationalliteratur behandelten, seit E. J. Koch 1790 durch sein Compendium und E. G. Jördens durch sein Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (1806 fg.) nachhaltigen Anstoß dazu gaben, so müßten wir mehrere Seiten mit Autornamen und Büchertiteln füllen. Statt dessen begnügen wir uns, zu sagen, daß Wachler zuerst ein Gesammtbild unseres nationalliterarischen Werdens und Seins aufstellte (Vorl. ü. d. Gesch. d. d. Nationallit. 1818) und daß seither G. G. Gervinus in seiner auf dem gründlichsten Quellenstudium beruhenden genetischen Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen (5 Bde. 3. Aufl. 1846) ein classisches Werk der Literarhistorik geliefert hat, neben welchem als ehrenhafteste Leistungen erwähnt werden müssen A. Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur (4. Aufl. 1845), J. K. F. Rinne's innere Geschichte der deutschen Literatur (1842), A. F. C. Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur (2. Aufl. 1847), J. Hillebrand's deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart (3 Bde. 2. Aufl. 1850), W. Wackernagel's Geschichte der deutschen Literatur (1851), E. R. Prutz's (unvollendete) Geschichte des deutschen Journalismus (1845) und des Göttinger Dichterbundes (1841), endlich K. Hoffmeister's Werk über Schiller, K. Rosenkranz's Monographie über Göthe und H. Düntzer's Studien zu Göthe's Leben. Die lebhafte Beschäftigung der Romantik mit der Kunst brachte nicht nur eine Menge von Kunstromanen zuwege, sondern wurde auch für die Kunstgeschichte sehr fruchtbar. A. Hirt zeigte sich zwar in seinen Büchern über antike bildende Kunst und Architektur mehr noch an die Winckelmann-Göthe-Meyer'schen Kunststudien angelehnt und in den bezüglichen Schriften von Fr. Thiersch und J. K. L. Schorn über die hellenische Kunst fand diese gerechte Würdigung, wogegen G. Fr. Waagen, J. D. Passavant, S. Boisserée und der Tragödien- und Romandichter Fr.

von Uechtritz in ihren kunsthistorischen Arbeiten romantische Färbung tragen. Als classische Werke unserer neueren und neuesten Kunsthistorik darf man bezeichnen Karl Schnaase's Geschichte der bildenden Künste und Gottfried Kinkel's Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, als sehr instructiv Franz Kugler's Handbuch der Kunstgeschichte und Ernst Förster's Geschichte der deutschen Kunst. Eine gehaltvolle und anziehende Geschichte der deutschen Schauspielkunst hat Eduard Devrient geliefert.

Die Romantik bemühte sich angelegentlichst, die geschichtlichen Studien zur systematischen Formulirung ihrer Idee des sogenannten christlichen Staates zu benützen, wie sie insbesondere Adam Müller aufgestellt hatte. Die patriotischen Romantiker suchten mit derselben die nationalen Interessen zu verflechten, machten aber weit weniger Glück als der schon früher erwähnte Haller, der mit seiner Predigt von dem im Territorialbesitz wurzelnden, von der Kirche getragenen fürstlichen Absolutismus, von welchem die Rechtspflege nur als ein willkürlicher Gnadenact ausfließt, so recht ein politischer Theoretiker nach dem Herzen der Restaurationspolitiker und ihrer Gebieter war. Doch blieb er nicht ohne Opposition und zwar ward ihm die besonnenste und kräftigste zugleich gemacht durch J. L. Klüber (1762—1837), der mit gediegener Wissenschaftlichkeit und männlichem Freimuth in seinem berühmten Buch Oeffentliches Recht des deutschen Bundes (1817) das deutsche Staatsrecht auf dem Fundament constitutioneller Freiheit aufzubauen unternahm, uneingeschüchtert durch die Verfolgungen, welchen er sich dadurch aussetzte. Stahl's Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht (1830 fg.) ist bei Licht betrachtet nur eine neu aufgelegte Hallerei, reich verbrämt mit theologischen Wunderlichkeiten. Sehr Tüchtiges wurde geleistet für die wissenschaftliche Entwicklung der deutschen Straf- und Civilrechtstheorie und für die Geschichte des deutschen Rechts. Hier steht voran K. Fr. Eichhorn mit seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte (1808—18) und seinem deutschen Privatrecht (1823). An ihn schließen sich die rechtsgeschichtlichen und rechtstheoretischen Arbeiten von Böhmer, Wilda, Albrecht, Beseler, Wigand, Waitz, Gaupp, Wächter, Heffter, Mittermaier und Anderen. Für das römische Recht und seine Geschichte that das Meiste und Beste F. K. von Savigny vermittelst seiner zwei berühmten Bücher Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter (1815—26) und System des römischen Rechts (1840 fg.). An Savigny einerseits, an A. F. J. Thibaut andererseits knüpft sich die lebhafte Bewegung, welche durch die Spaltung unserer Juris-

prudenz in eine philosophische und in eine historische Schule entstand. Thibaut hielt, besonders kräftig von dem Hegelianer Gans unterstützt, die philosophische Ansicht fest, daß nationales Recht und Gesetz aus dem lebendigen Volksgeist zu entwickeln sei, Savigny dagegen, unter dessen Partisanen Puchta sich hervorthat, verfocht die Ansicht, daß Recht und Gesetz nur aus dem geschichtlichen Entwicklungsgange des nationalen Rechtsbewußtseins erwachsen könne. Im Vorschritt der Zeit machte sich die Wichtigkeit der staatswirthschaftlichen und nationalökonomischen Wissenschaft immer nachdrucksvoller geltend. Hiebei aber zeigte sich, daß der Mangel an öffentlichem Leben und die vielfache Hemmung praktischer Theilnahme an der universalen Bewegung der Industrie und des Handels keine günstigen Voraussetzungen von Kenntnissen seien, wie sie der Engländer Smith und der Franzose Say unter ihren Landsleuten verbreitet hatten. Erst in Friedrich List erhielt Deutschland einen Nationalökonomen, der mit tiefer Kenntniß der factischen Verhältnisse originalen Geist verband. Sein nationales System der politischen Oekonomie ist in wissenschaftlicher Beziehung grundlegend geworden und hat bekanntlich auch schon praktische Wirkung gethan. Die große Frage der sozialistischen Reform der Gesellschaft, wie sie von den Franzosen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Proudhon und Blanc angeregt worden, hat in Deutschland wenigstens einen trefflichen Geschichtschreiber ihres bisherigen Verlaufs gefunden in L. Stein (Gesch. d. sozialen Bewegung in Frankreich). Eine encyklopädische Bearbeitung der Staatswissenschaften in ihrem ganzen Umfange gibt vom Standpunkte des Liberalismus aus das Staatslexikon von Rotteck und Welcker. Möge der Erwähnung dieses Werkes gerade noch die der riesenhaften Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, sowie der Conversationslexika von Brockhaus, Wigand und Pierer anzureihen gestattet sein. Das Vorhandensein der letzteren kann jedenfalls beweisen, daß der Drang und Trieb nach Bildung in unserem Volke immer weitere Kreise sich zieht.

Die naturphilosophisch-romantische Bewegung verlief in ihren weitaus meisten Richtungen in religiöse Postulate und es konnte daher nicht ausbleiben, daß die romantisch-religiöse Stimmung der Zeit in der deutschen Theologie ihren wissenschaftlichen Ausdruck fand. Die Theologie erhob sich dabei zu der Kühnheit der fichte'schen Subjectivitätslehre, um durch den spinozistischen Pantheismus und die böhm-schelling'sche Theosophie hindurch ihren Rückzug in die christliche Weltanschauung zu bewerkstelligen. Diesen

Entwicklungsgang zeigt die berühmteste theologische Autorität der Romantik, F. D. E. Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, gest. 1834 zu Berlin), in seinen Schriften deutlich auf. Er hat als akademischer Lehrer, als Schriftsteller und bewunderter Kanzelredner ungemein tiefgreifend auf seine Zeitgenossen gewirkt und sich zwischen Philosophie und Theologie eine Mittelstellung zu verschaffen gewußt, die den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Parteien eine Berufung auf ihn ermöglicht. Wenn dies aber ein rühmliches Zeugniß seiner geistigen Beweglichkeit und Vielseitigkeit abgibt, so ist es zugleich auch ein bedenkliches hinsichtlich seiner Festigkeit und Consequenz. Es findet sich bei Schleiermacher in hohem Grade das charakteristische Merkmal der Romantik, die Empfänglichkeit, welche ihn dreißig Jahre lang das Schwanken des deutschen Geisteslebens redlich hat mit durchmachen lassen. Daher verräth sein ganzes Wesen etwas Schaukelndes, daher konnte er beim Beginn seiner Laufbahn entzückte Briefe über Schlegel's Lucinde schreiben und noch in seinen Monologen (1801) die Macht des fichte'schen Ich verherrlichen, während er, gewiß mit ebenso guter Ueberzeugung, am Schlusse seines Lebens den Genuß des christlichen Abendmahls als die beste Vorbereitung zum Sterben betrachtete. Eines seiner Hauptwerke, die christliche Glaubenslehre, hielt sich bei ihrem ersten Erscheinen (1821) zwischen fichte'schem Idealismus und schelling'scher Naturvergötterung in der Schwebe, näherte sich aber in ihrer späteren Umarbeitung mehr dem kirchlichen Dogmenglauben und suchte, was Schleiermacher's spätere Werke überhaupt beabsichtigten, darzuthun, daß nur im Glauben an Gott und in der kirchlichen Gemeinschaft das Leben Realität habe. Das höchste Ziel seines Wollens, die Ausgleichung der Welt der Sinne und der des Geistes, hat er mit dem künstlerischen Spiel seiner Dialektik nirgends erreicht und deßhalb durfte man ihn mit Fug und Recht einen theologischen Schachspieler nennen, „der seine wissenschaftlichen Figuren hin- und herschiebt, wobei weder die Philosophie noch die Theologie das Spiel gewinnt, während er selbst zuletzt so müde wird, daß er das Schachbrett sammt allen Figuren fortwirft und in frommseliger Hingabe an das Jenseits endigt." Im Uebrigen muß ihm nachgerühmt werden, daß seine geschmackvolle Art, theologische Fragen zu behandeln, auf den theologischen Styl heilsam gewirkt hat, und außerdem, daß er gegen reactionäre Heillosigkeiten, wie z. B. gegen die Schmalzische Denunciationsschufterei, die vernichtenden Waffen eines edelgesinnten Mannes richtete. (Sämmtl. Werke, 1836—42, 12 Bde.) Schleiermacher's Vermittlungs-



Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher

geb. den 21. Nov. 1768 zu Breslau,
gest. den 12. Febr. 1834 zu Berlin.

versuche zwischen Philosophie und Theologie wurden auf dem Gebiete des Protestantismus fortgeführt durch W. M. L. de Wette (1780—1849), welcher mit Augusti eine ausgezeichnete Bibelübersetzung lieferte. K. Daub (1765—1836) und Ph. K. Marheineke (geb. 1786) gaben dann diesen Vermittlungsversuchen durch Herbeiziehung der Hegel'schen Logik eine erweiterte Grundlage, wogegen die Tholuck, Hengstenberg, Harleß, Lange, Harms und Krummacher aus den Gesichtspunkten der Mystik, der altluther'schen Orthodoxie und des Pietismus reagirten. Katholischerseits fand die Reform der Theologie im Sinne der Romantik einen geistvollen Förderer an F. Baader (1765—1841), der uns schon unter den Naturphilosophen begegnet ist und bei Ausführung seiner religiösen Ansichten auf die Mystiker des Mittelalters und auf Jakob Böhm zurückgriff. Günther und Windischmann suchten den philosophirenden Katholicismus auf der Höhe romantischer Speculation zu halten, ohne jedoch verhindern zu können, daß derselbe in Bekämpfung des Hermesianismus, dessen antipäpstliche und antijesuitische Consequenzen namentlich Ellendorf mit Geist und Schärfe zog, immer mehr zu ultramontaner Verfinsterungssucht herabsank und so, an Unduldsamkeit mit der protestantischen Orthodoxie wetteifernd, die kraßreactionären Endabsichten der Romantik in Sachen der Religion ebenso abschreckend bloßlegte, wie dies die Haller und Gentz in Sachen des Staates gethan hatten. Ein Ausfluß des romantischen Theologismus war die lebhafte Hingabe an mythologische Forschungen, wie wir solche schon bei Schelling und Görres getroffen. Die linguistische Eröffnung des Orients gewährte den Mythologen die weitesten Räume und die deutsche Phantasie war thätig genug, dort den Centralpunkt aller mythologischen Anschauungen zu suchen und zu finden. Es baute sich aus denselben insbesondere durch G. F. Creuzer (geb. 1771 zu Marburg) ein mythologisches System auf (Symbolik und Mythologie der alten Völker, 1810—22), welches, bekämpft von Voß, als das symbolische bezeichnet werden kann, indem es die Mythen als äußerliche Symbole tiefer liegender religiöser Ideen faßt und aus ihrer Gesammtheit eine gemeinsame ideelle Weltanschauung aller Nationen herausdeuten will, einen ursprünglichen Monotheismus, welcher im Verlaufe der Zeit durch Einwirkung der Poesie zum sinnlichen Polytheismus geworden sei. Der Symbolstreit wurde nachmals durch den Katholiken Möhler und den protestantischen Dogmenhistoriker Baur in die Arena einer confessionellen Polemik versetzt, die bis in die Gegenwart hereinspielte. Was Stuhr und Rhode in der asiatischen

Mythengeschichte leisteten, wurde in Schatten gestellt durch die Darstellung des altpersischen und altägyptischen Religionssystems, welche E. Röth im ersten Bande seiner epochemachenden Geschichte der abendländischen Philosophie (1847) gegeben hat.

Daß die Naturphilosophie vom weitgreifendsten Einfluß auf die Naturwissenschaften sein mußte, ist klar und oben schon an dem Beispiele von Oken nachgewiesen worden. In der pantheistischen Idee der Einheit des Weltorganismus fanden die verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächer ihre Verschmelzung zu einem organischen Ganzen, fand die Empirie ihre Beseelung durch den Gedanken, unter dessen Herrschaft die deutsche Forschung in Physik, Chemie und Physiologie, in Geognosie, Geologie, Zoologie und Botanik, in Astronomie und Geographie so erstaunliche Resultate gewonnen hat, Resultate, die ihre reformistische Macht auf allen Feldern des praktischen Lebens geltend machen und immer mehr geltend machen werden. Man vergleiche, um von diesen wunderbaren Fortschritten einen deutlichen Begriff zu erhalten, nur den Zustand, in welchem sich unsere Erdkunde zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts befand, mit der Höhe, auf welche sie gehoben wurde durch Karl Ritter (geb. 1779 zu Quedlinburg), den Schöpfer der vergleichenden Erdbeschreibung, welcher in seinem großen Werke (die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, 1817 fg.) das mit umfassendster und pünktlichster Gelehrsamkeit gesammelte geographische Material zu einem Gemälde zu verarbeiten weiß, in welchem sich philosophische Combination in lichtvollster und anschaulichster Darstellung ausprägt. Ausgezeichnete Reisewerke, wir erinnern nur an die von Martius, Lichtenstein, Neuwied, Pückler-Muskau, Hügel, Koch, Fallmerayer, Orlich, Rüppell, M. Willkomm, Venedey, Stahr, Gerstäcker, Blasius, Kohl, gewähren unserem geographischen Wissen immer neue Aufschlüsse und Anhaltpunkte. Was für zahllose und zum Theil höchst bedeutende Findungen in Mathematik, Physik und Astronomie gemacht wurden durch Gaus, Olbers, Schröter, Enke, Mädler, Pfaff, Littrow, Struve, Chladni, Weber und Ermann, in der Geognosie und Geologie durch Leopold von Buch, Link, Ehrenberg, Goldfuß, Leonhard, Kloeden und Andere, in der Chemie durch Mitscherlich, Wöhler, Liebig, Gmelin, Löwig und Schloßberger, in der Physiologie, Psychologie, Pathologie und Operationskunst durch Burdach, Autenrieth, Johann Müller, Carus (den Ausbildner der Gall'schen Schädellehre), Heinroth, Schönlein, Henle, Bischof, Valentin, Dieffenbach und Andere, in der Theorie des thieri-



Friedrich Heinrich Alexander v. Humboldt

geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin.

schen Magnetismus durch Nees von Esenbeck, Kieser und Ennemoser — das Alles kann hier nur angedeutet werden durch Namhaftmachung der gefeierten Männer, welche die reiche Geisteskraft unseres Volkes und die Größe unserer Literatur auch auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete so glänzend bewährt haben. Höchst anerkennungswerth ist an unseren Naturforschern auch das, daß sie sich immer entschiedener bemühen, durch gemeinfaßliche Werke der Ergebnisse ihres Fleißes die Wissenschaft mit dem Leben in unmittelbare Beziehung zu setzen: so Burmeister durch seine Geschichte der Schöpfung, Liebig durch seine chemischen Briefe, K. Vogt durch seine physiologischen und zoologischen Briefe, Euler und Müller durch ihre physikalischen Briefe, Schleiden durch sein Leben der Pflanze, R. Wagner durch seine Darstellung der Chemie auf ihrem neuesten Standpunkte.

In Alexander von Humboldt (geb. am 14. Sept. 1769 zu Berlin) besitzt die Universalität der deutschen Naturforschung einen Repräsentanten von europäischer Berühmtheit. Humboldt legt das Bekenntniß des Zusammenhangs seiner allseitigen naturwissenschaftlichen Thätigkeit mit der Naturphilosophie ab in seinem bekannten Worte, daß die höchste Tendenz der physikalischen Forschung darauf gehe, in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen aus Alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelnheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt, und so den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen. Ihm, der allen Ländern Europa's, der Amerika und Asien die Fußstapfen seines universellen Forschereifers eindrückte, war es gegeben, diese großartige Auffassung der Naturwissenschaft in seinen Reisewerken, in seinen Ideen zu einer Geographie der Pflanzen (1811), endlich am umfassendsten in seinem Kosmos (1845—51, Bd. 1—3), welcher den genialen Versuch macht, mit Zusammenfassung aller Resultate bisheriger Forschung „die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern und in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren" oder, mit einem Wort, eine Weltgeschichte der Natur zu schreiben — zu wissenschaftlicher Realität zu gestalten. Die höchste nationalliterarische Schönheit erreicht Humboldt's Styl in seinen Ansichten der Natur (2 Bde. 3. Aufl. 1849). Hier erhebt sich die Wissenschaft, ohne aufzuhören, solche zu sein, zu

classischer Poesie, welche die Natur mit ihrer eigensten Stimme sprechen zu lassen versteht.

23.

Die wissenschaftlichen Strebungen, welche wir im vorstehenden Abschnitte skizzirten, gehen zwar in ihren Anfängen tief in die romantische Periode zurück, bewegen sich aber in ihrem Fortgange und ihren neuesten Entwickelungen schon auf dem Boden der Jetztzeit und gerade auch in Humboldt manifestirt sich deutlich die Umkehr des deutschen Geistes aus der „mondbeglänzten Zaubernacht“ in die classische Tageshelle. Allerdings ist diese Umkehr noch keineswegs ganz vollbracht und findet selbst in unseren Tagen die Romantik, gehalten von dem Patronat allerhöchster Herrschaften, noch Raum genug zu den bedenklichsten Aeußerungen. Allein in dem Entwicklungsprozeß unserer neuesten Literatur hat sie ihre Sache so vollständig und schmählich verloren, ist sie, um eines ihrer eigenen Worte zu gebrauchen, so unwiderlegbar als Golem erkannt und entlarvt worden, daß man es der reactionären Staatsraison wohl gönnen kann, noch eine Weile ihre Zärtlichkeiten an die geschmückte und geschminkte Leiche zu verschwenden.

Tritt man mit unbefangener Kritik an die productive Romantik heran, so findet man, daß sie über den Dilettantismus in der Poesie nie hinausgekommen. Im ganzen Umfange ihrer Leistungen trifft man nicht ein einziges Werk, welches so elektrisch und elektrisirend auf die Nation gewirkt hätte, wie die Dichtungen Klopstock's, Göthe's und Schiller's. Dies erklärt sich auch ganz leicht aus dem Umstand, daß die romantischen Versuche nicht ein Product des Nationalgeistes in seinem Vorschreiten, sondern das einer rückwärtsstrebenden Sekte waren. Allem Beginnen derselben mußte man das Hohle, Willkürliche, Gemachte anmerken. Sogar das Christenthum der Romantiker war nur ein gemachtes, ästhetisch zubereitetes, und der größte Karfunkelpoet der Schule, Werner, ließ sich das Geständniß entwischen, das Christenthum sei eigentlich nur für den großen Haufen da, denn, sagt er, „was dir dein Glaube an dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch.“ Es gab aber dennoch Leute, welche das romantische Christenthum buchstäblich nahmen, und das waren insbesondere die deutschen Künstler, die

Maler, welche groß zu sein glaubten, wenn sie zu Rom katholisch wurden, die Haare à la Dürer wachsen ließen, jüngste Gerichte mit Horden von Teufeln und Engeln und andere dergleichen crüde Anachronismen malten. Wahrlich für diese Menschen hatten unsere Lessing, Herder, Göthe und Schiller gar nicht gelebt, für sie gab es in der deutschen Literatur nur drei Hauptwerke, den Hexenhammer, Canisii Katechismus und Pater Kochem's Himmelsschlüssel. Indessen begann auch unsere Kunst der romantischen Bestrickung allmälig wieder sich zu entraffen und die Hussitenbilder von Karl Friedrich Lessing z. B. geben das schönste Zeugniß, daß unsere Malerei ganz andere Aufgaben zu lösen vermag als die Klecksung von Heiligenschindereien und Teufelsfratzen. Wie in derartigen Werken unserer modernen Kunst die Helle des Zeitbewußtseins über die Dunstschichten romantischer Verfinsterung siegreich sich emporringt, so hatte unsere Poesie schon früher den Faden naturgemäßer nationalliterarischer Entwicklung, welchen die Romantik abgebrochen, wieder an unsere Classik angeknüpft, um das Grundmotiv derselben, den Humanismus, weiterzubilden. Mit der Romantik im Ganzen und Großen ist's aus in unserer Literatur. Sie spukt nur noch in den hohlen Schädeln einiger Verspfuscher und Reimerinnen oder wird von der gemeinen Industrie als Maske vorgenommen, um Hofprofessuren zu ergattern. Im Jahre 1847 sagte Eichendorff, es sei noch kein Menschenalter vergangen, seit die moderne Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg, um nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zu zerplatzen. Mit dem Zerplatzen hat es seine Richtigkeit; die „wunderbare Beleuchtung" und die „tausend Sterne" wollen wir als poetische Licenzen des Parteigängers der Romantik hinnehmen. Freilich bewerkstelligte sich das Zerplatzen nicht so raketenhaft schnell, wie Eichendorff vorgibt. Es ging langsam und mit Hinterlassung des übelsten Geruchs von statten. Man erinnere sich nur der Taschenbuchliteratur der 20ger Jahre, in welcher die Romantik zu ihrer ganzen Seichtigkeit und Miserabilität abgeschwächt war. Die Apathie, welche sich nach den rasch und gewaltsam vernichteten Illusionen der Befreiungskriege der Nation bemächtigt hatte, fand in der Literatur einen trostlosen Ausdruck. Neben der Bude, wo die Tromlitze, Blumenhagen und Wachsmänner ihre historisch-romantischen Gliedermänner ausboten, hatte Clauren seine Mimilipüppchen von Dreck und Zucker feil. Wo die früher erwähnte Generation Kotzebue's die Theater nicht occupirt hielt, da beherrschten Raupach die Szene mit seinen

lederüberzogenen Historien oder die Müllner und Houwald mit dem plumpen Spuk ihrer Schicksalstragödien. In Berlin hatte der Calembourgist Saphir ein Wortwitzeleigeschäft etablirt und in Wien handelte Castelli mit anekdotisch-belletristischer Kurzwaare. Die Abgestandenheit der Romantik theilte sich sogar ihrer besten Seite, der patriotischen Lyrik, mit und es war einem ihrer Vertreter, Stägemann, vorbehalten, von der innerlichen Unfreiheit und Engherzigkeit dieser ganzen Richtung noch einen recht flagranten Beweis zu liefern. Stägemann war es nämlich, welcher in brutal-reactionäre Wuth ausbrach, als 1830 das, was er früher gepriesen, nationale Freiheit, auch ein nichtdeutsches Volk, das polnische, zu erringen trachtete.

Gegen alle die angedeuteten Jämmerlichkeiten im Einzelnen, wie gegen die abgestandene Romantik im Ganzen richtete sich die polemische und positive Poesie des Grafen August von Platen, welcher, am 24. Oktober 1796 zu Anspach geboren, am 5. Dezember 1835 in der Locanda dell' Aretusa zu Syrakus starb. Er ist der Mann, welcher die nationalliterarische Wiederaufnahme der Idee der Freiheit und Humanität markirt und dieselbe, indem er sich den Romantikern als Classiker gegenüberstellt, weiterführt, weiterführt dadurch, daß er ihr eine bestimmte Beziehung auf den freien Staat gibt. Weit entfernt also, Platen's Bedeutung so oberflächlich zu fassen, daß man sie mit dem Zugeständniß seiner formellen Meisterschaft für erschöpft hielte, muß man ihm vielmehr die Ehrenstelle des Chorführers einer neuen Literaturperiode einräumen, welche sich, gestützt auf die Errungenschaft freier Kunst und Wissenschaft, die politische und soziale Freiheit zum Ziele setzt. Das erste Auftreten Platen's war ein noch romantisch befangenes. Er lieh der Anerkennung, daß Schelling als akademischer Lehrer tief auf ihn gewirkt, bewundernde Worte, erboste sich heftig, daß der deutsche Michel die dramaturgischen Experimente Tieck's mit Calderon auszupochen „gewagt" habe, dichtete orientalische Ghaselen und Komödien (der gläserne Pantoffel, der Schatz des Rhampsinit u. a.) im romantisirenden Ironiestyl, in welchen die eigenlobselige Genialitätspointe der Romantik mehr als billig betont wurde. Allein sein gutes Naturell rang sich bald zu einer freieren Auffassung des Lebens und der Kunst durch und in seinen beiden literarisch-polemischen Lustspielen die verhängnißvolle Gabel (1826) und der romantische Oedipus (1829) steht er bereits auf der Höhe der hellenistisch-classischen, der menschlich-freien Anschauung. Die erstere dieser Komödien, welche den Dichter jedenfalls berechtigten, sich einen Aristophaniden zu nennen, wendet sich gegen



August Graf v. Platen

geb. den 24. Oct. 1796 zu Ansbach,
gest. den 5. Dec. 1835 zu Syrakus.

die romantische Schicksalstragödie, die zweite gegen die Romantik überhaupt; jene ist ein Manifest der classischen Aesthetik gegen die Schänder der Kunst, diese ein Manifest des gesunden Menschenverstandes gegen die „empor sich schraubende Ohnmacht" romantischer Willkür. In Rhythmen vom herrlichsten Tonfall kehrt sich hier der schlagfertige Witz gegen alle Seiten der Romantik, erspäht ihre Blößen und schnellt ihr die Bolzen der Satire ins Herz. Gleichsam als Epilog zu diesen Lustspielen hat Platen 1835 noch eine Parabase gedichtet, in welcher er seine Polemik prägnant und fulminant zusammenfaßt und an deren Schluß er den Deutschen zuruft: „Nicht schreitet zurück, krankhaft dem Gewesenen hold, das lange vermorscht! Abwendet das Ohr paradoxem Geschwätz, seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts, unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht des romantischen Quarks und erquickt das Gemüth an der Schönheit!" Platen begnügte sich aber nicht damit, das romantische Phantom in sein Nichts aufzulösen, er war auch positiver Künstler. An die Stelle des weggefegten romantischen Wustes setzte er die gehaltvolle Lyrik seiner späteren Sonette, seiner Oden und Festgesänge, in welchen letzteren er mit Pindar um den Preis ringt. Ueberall in dieser Lyrik ist der gedankenreiche, zur sonnigsten Klarheit durchgearbeitete Gehalt in der classisch=edlen Form marmorner Plastik ausgedrückt und hier hebt, um ein Wort aus des Dichters Hymnus aus Sizilien zu entlehnen, das wiedergewonnene humane Bewußtsein Deutschlands, „die entwölkte Stirn mit Weisheit krönend, den wahnfreien Blick stolz empor." Durch mehrere seiner Oden und durch seine Polenlieder wurde Platen der Begründer unserer modernen Freiheitslyrik, die sich von der patriotisch=romantischen wesentlich unterscheidet, indem sie den nationalen Egoismus der letzteren in der kosmopolitischen Idee der Völkersolidarität untergehen läßt. Platen hat es in seinen politischen Gedichten zuerst unumwunden ausgesprochen, daß das sogenannte Recht von Gottes Gnaden nur eine romantische Lüge sei, denn „seit es Könige gegeben, rief sie nur das Volk ins Leben", und indem er dem Ultra, welcher „der Rede eine Schranke setzen, Wort und Schrift einkerkern will", triumphirend zuruft, der Glutgedanke der Freiheit „wälze sich bacchantisch und unsterblich fort", erhebt er sich aus der Verneinung der romantischen Unfreiheit zur freudigen Prophetie der freien Zukunft. (Ges. Werke, 1843, 5 Bde. mit der Biographie des Dichters von K. Gödeke.)

Die Poesie für sich allein war aber zu schwach, um die Geltendmachung des antiromantischen Prinzips durchzusetzen. Die Philosophie mußte ihr

zu Hülfe kommen, um die Vernunft wieder allseitig in ihre Rechte zu installiren. Sie that es in der Person von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geboren am 27. August 1770 zu Stuttgart, gestorben am 14. November 1831 in Berlin, wo er seit 1818 an der Universität gelehrt und eine zahlreiche und rührige Schule herangezogen hatte, die freilich später in mancherlei Richtungen auseinander ging, zu der aber anfänglich insbesondere Marheineke, Gans, Schulze, Hennings, Hotho, Michelet, Förster, Vatke, Gabler und Rosenkranz gehörten. Hegel's culturhistorische Bedeutung für Deutschland und für die civilisirte Welt überhaupt beruht darauf, daß er die Vernunft als das eigentliche Wesen des gesammten Seins erfaßte und das freie Weltvernunftbewußtsein in dem ganzen Umfange der Wissenschaft methodisch durchführte. Seine Philosophie ist der systematische Commentar zu dem Satze, worin er, der Stifter des absoluten Idealismus, die absolute Souverainetät der Vernunft proclamirte: „Alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige ist wahrhaft wirklich." Hegel's Verhältniß zur Wissenschaft hat große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß Göthe's zur Nationalliteratur. Dieser faßte die ganze Vergangenheit und Gegenwart in den Rahmen seiner Dichtung, jener systematisirte die ganze bisherige Geisteswelt. Seine Theorie derselben, nur da schwach, wo sie sich zu Concessionen an das Bestehende in Staat und Kirche herbeiläßt, baut sich mit logischer Unerbittlichkeit zugleich zu einem Arsenal auf, welches der zerstörenden Kritik der Vergangenheit und Gegenwart die schärfsten Waffen und mithin auch dem Aufbau der Zukunft passendes Handwerkszeug liefern kann, geliefert hat und liefern wird.

Hegel fußt auf seinen Vorgängern Fichte und Schelling. Sein System kann im Allgemeinen bezeichnet werden als die mit Meisterschlägen geschmiedete Combination der Methode von jenem und der ursprünglichen Substanz des Philosophirens von diesem. Fichte ließ alles Sein aus dem Ich entspringen, Hegel deducirt ebenfalls alles Sein aus dem Denken, aber so, daß er dem idealistisch Deducirten zugleich die objective Realität vindicirt. Das Endresultat der Philosophie ist nach ihm der Gedanke, welcher in seinem Beisichsein das Universum erfaßt und es in intelligente Welt verwandelt. In seiner Phänomenologie des Geistes (1807) suchte Hegel seinen Standpunkt des absoluten Wissens zuerst systematisch zu begründen. Das hier mehr nur Angedeutete fand dann in seiner Logik (1812—16), in seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (1817) und in seinen erst nach seinem



Georg Wilhelm Friedrich Hegel

geb. den 27. August 1770 zu Stuttgart,
gest. den 14. Nov. 1831 zu Berlin.

Tode im Druck erschienenen Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der Philosophie seine allseitige Entwicklung, Begründung und Abrundung. Hegel setzt als höchstes Interesse der Vernunft die Vereinigung und Aufhebung der Gegensätze von Geist und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur, Subjectivität und Objectivität in der Einheit des allumfassenden Seins, des Absoluten. Dieses Absolute ist aber keine starr und ruhig beharrende Einheit, sondern ein anfang- und endloser Prozeß, eine ewig fortschreitende Bewegung, vermittelst welcher das substanzielle, unpersönliche, unendliche, unbedingte, nur nach seinen eigenen Gesetzen und Formen thätige Denken seinen ideellen Inhalt in der Form des äußerlichen Daseins und der unmittelbaren Existenz darstellt und verwirklicht. Durch diese Darstellung bringt es die absolute Idee oder Vernunft zur Selbsterfassung, zum Offenbarwerden in sich selbst und dadurch ist sie, was sie an sich ist, auch für sich. Die absolute Idee läßt uns in ihrem Sein drei von einander unzertrennliche und in einander übergehende Momente wahrnehmen. Sie ist nämlich erstens die Idee an und für sich oder die reine logische Idee im abstracten Elemente des Denkens; sie ist zweitens die Idee in ihrem Anderssein oder in der Aeußerlichkeit, d. h. die Natur; sie ist drittens die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrende Idee, d. h. der Geist. Hiernach bestimmt sich die Eintheilung des hegel'schen Systems in Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie — Thesis, Antithesis und Synthesis. Die Logik ihrerseits zerfällt wieder in die Lehre vom Sein, die Lehre vom Wesen und die Lehre vom Begriff. Sie bewegt sich im Aether des reinen Denkens und entwickelt vermittelst der von einem Gedanken unaufhörlich zum anderen fortschreitenden Dialektik die reinen Vernunftbegriffe, d. h. jene Begriffe oder Kategorien, die das Fundament von allem Denken und Sein ausmachen, die ebensosehr das subjective Erkennen bestimmen als sie die objective Wirklichkeit beseelen. In der Naturphilosophie durchläuft die Natur oder die Idee in ihrem Anderssein die drei Phasen der Mechanik (die Materie in ihrem abstracten dumpfen Insichsein), der Physik (die Materie in ihrer Qualifikation zur Individualität, zum Körper) und der Organik, in welcher sich die in der Physik zur Individualität bestimmte Natur zur Subjectivität fortbildet. Die organische Natur stellt sich in drei Formen dar, als geologischer Organismus (Mineralreich), als vegetabilischer Organismus (Pflanzenreich) und als animalischer Organismus (Thierreich), in dessen höchster Bildung, dem Menschen, der die Natur beseelende Geist als bewußte Ichheit, als vernünftiges Selbst sich er-

faßt. Gegenstand der Geistesphilosophie ist die zu sich selbst gekommene Idee, der seiner selbst bewußte Gedanke, der freie Geist, dessen Sein und Leben drei Stufen durchläuft. Er ist nämlich als Erkennen und Wollen des Individuums subjectiver Geist (dessen theoretische Seite die Intelligenz, dessen praktische der Wille), er ist objectiver Geist in seiner Gestaltung als Recht, Sitte und Staat, er ist endlich absoluter Geist in der Einheit seiner Subjectivität und Objectivität. In seinen Auslassungen über die objective Form des Geistes als Sitte, Recht und Staat legt Hegel eine tiefsittliche Betonung auf die Heiligkeit der Ehe und der Familie und neigt sich in Beziehung auf den Staat der antiken Auffassung desselben zu, indem er die freie Bewegung der Individualität der Omnipotenz der Staatsidee opfert. Als Staatsform gefällt ihm vor allen andern die ständische Monarchie, in welcher, wie er sagt, der König das Tüpfelchen auf dem i ist. Doch ist das so unbestimmt hingestellt und verclausulirt, daß der preußische Absolutismus und Bureaukratismus nicht minder als der Liberalismus seine Argumente aus Hegel schöpfen konnte, ja daß dieser geradezu vielfach als königlich preußischer Staatsphilosoph betrachtet wurde. Der absolute Geist ist zunächst für die sinnliche Anschauung vorhanden als die sinnliche Erscheinung der Idee, d. h. als Schönes, als Kunst, die mit der Architektur beginnt und durch die Skulptur, Malerei und Musik hindurch zu ihrer Vollendung in der Poesie sich fortbildet. Aus der Sphäre der Aesthetik aber tritt der absolute Geist in die der Religionsphilosophie hinüber, denn die Poesie vermittelt den Uebergang der Kunst in die Religion, welche ist die Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Subjects mit Gott, die Einheit des Göttlichen und Menschlichen. Diese Einheit strebten schon die Naturreligionen des alten Orients an, ferner das Judenthum (die Religion der Erhabenheit), das Griechenthum (die Religion der Schönheit) und das Römerthum (die Religion des Verstandes oder der Zweckmäßigkeit); allein die wirkliche Versöhnung von Gott und Welt erreichte erst das Christenthum, welches in der Person des Gottmenschen Christus die realisirte Einheit von Göttlichem und Menschlichem anschaut. Zerbricht endlich der absolute Geist die Form der religiösen Vorstellung, so gelangt er auf den Standpunkt der absoluten Philosophie, d. h. des sich selbst als alle Wahrheit wissenden, das ganze natürliche und geistige Weltall aus sich selbst reproducirenden Gedankens. (Vollst. Ausg. von Hegel's Werken in 18 Bänden, 1832 ff. Hegel's Leben von Karl Rosenkranz, 1844.) Die hegel'sche Philosophie, zu deren Pro=

pagirung die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet wurden (1827) und deren Methode auf den meisten deutschen Universitäten raschen Eingang fand, ist für unsere Zeit gerade das geworden, was die kantische für die Periode der Aufklärung war, die planmäßige und organisch gegliederte Construction des wissenschaftlichen Zeitbewußtseins. Seither haben sich in der hegel'schen Schule manche Divergenzen und Schwankungen bemerkbar gemacht und ist, während Rosenkranz, Gabler, Erdmann und Andere das Hegelthum in seiner ursprünglichen Form festzuhalten suchten, die von dem jüngeren Fichte, Weiße und Anderen gebildete äußerste Rechte, der sogenannte Pseudohegelianismus, allmälig ins Lager der neuschelling'schen Glaubensphilosophie übergegangen. Wie und durch wen die praktischen Consequenzen der hegel'schen Philosophie gezogen wurden, werden wir später sehen.

24.

Das charakteristische Merkmal der neuesten Entwicklungsphase unserer Literatur ist der Geist der Kritik, welcher nach allen Seiten hin die Errungenschaften unserer Cultur einer strengen Prüfung unterwirft, das Wahre und Ewige vom Falschen und Vergänglichen sondert, das Verlebte und Vermoderte beseitigt und hiedurch den sprossenden Keimen der Zukunft, die nur der Unachtsame übersehen kann, Luft und Raum schafft. Die literarische Polemik Platen's enthält den kritischen Bruch mit der Romantik, das hegel'sche System ist als Theorie der bisherigen philosophischen und theologischen Weltanschauung zugleich auch ihre Kritik und in Ludwig Börne (geb. 1786 zu Frankfurt a. M., gest. 1837 in Paris) thut der deutsche Kriticismus den wichtigen Schritt aus dem religiösen und ästhetischen Gebiet vorwärts in das des Staats. Wie Lessing als nationalliterarischer Kritiker unsere ästhetische, Kant als philosophischer unsere wissenschaftliche Befreiung einleitete, so Börne als politischer unsere staatliche. Schon beim Beginn seiner kritisch-humoristischen Laufbahn in seinen Journalen die Zeitschwingen (1818—20) und die Waage (1820—21) findet Alles, selbst die Theaterkritik, seinen Bezug auf den Staat, welchen er vom Standpunkt des demokratischen Radicalismus aus kritisirt. Die zahllosen Philistereien und Armseligkeiten des deutschen Lebens, an welchen er sein kritisches Messer schärfte, dienen ihm

nur dazu, unsere politische Unfreiheit, Unmündigkeit und Nullität an ihnen aufzuzeigen. Indem er ein Houwald'sches Trauerspiel analysirt oder die Thurn und Taxis'sche Postschnecke secirt, demonstrirt er zugleich die Kläglichkeit unserer öffentlichen Zustände. Was nicht politische Bedeutung hat, nicht dem politischen Fortschritt dient, verwirft er mit einer Consequenz, die nothwendig zur Einseitigkeit werden mußte. Er preist Jean Paul, aus dessen Styl er den seinigen meisterhaft herausbildete, weil ihn aus Jean Paul's Werken hinter all der humoristischen Willkür hervor immer wieder die eine große Freiheitsidee anblickte. Er bekämpft Göthe mit leidenschaftlichem Haß, er nennt ihn einen grauen Staar im Auge Deutschlands, weil ihn Göthe's altersschwacher Quietismus abstieß, weil er in dessen Werken keine Beziehung auf die Idee des freien Staats zu finden vermochte. Die Julirevolution kam mit ihren stolzen Hoffnungen und schmerzlichen Enttäuschungen. Börne ging nach Paris und setzte von dort aus den daheim begonnenen Kampf gegen das Bestehende im größeren Style fort. Die sechs Bände seiner Briefe aus Paris (1831 ff.) enthalten die unerbittlichste Kritik der Geschichte Deutschlands und Europa's während der ersten Hälfte der 30 ger Jahre. Die Kritik wird darin zur Poesie, zur Poesie des Zornes, welche zermalmende Anklagen auf den Despotismus und die Knechtseligkeit schleudert und die Rosen ihrer Liebe unter den Dornen des bittersten Sarkasmus verbirgt. Daß Börne die deutschen Schooßsünden, welche schon Herder in den Worten „duldsam träge Eselei und Lakaienhaftigkeit" summirt hatte, schonungslos aufdeckte, das konnte ihm der deutsche Philister nicht verzeihen. Er nannte Börne, der von Patriotismus glühte wie außer Heinrich von Kleist vor ihm noch kein Deutscher, um der Enthüllung des deutschen Sündenregisters willen einen Verräther am Vaterlande. Der frische und stürmische Hauch dieses republikanischen Geistes blies unserer politischen Ofenhockerei zu schneidend ins Gesicht. Wahr ist, daß Börne in seiner letzten Zeit seiner Verzweiflung an Deutschland einen oft zu gallsüchtigen Ausdruck lieh, aber wer hat in der Fremde schöner für sein Land plaidirt als gerade er? In der Balance, einem Journal, welches Börne Behufs der Vermittlung zwischen dem geistigen und politischen Leben Deutschlands und Frankreichs französisch schrieb, gesteht er den Franzosen nur das Talent zu, während er den Deutschen das Genie vindizirt. Er rühmt seinen Landsleuten nach, daß sie „eine edle Gerechtigkeit üben gegen Alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit", und ein



Ludwig Börne

geb. den 22. Mai 1786 zu Frankfurt a. M.,
gest. den 12. Febr. 1837 zu Paris.

andermal sagt er den Franzosen das schöne Wort: „Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend, es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert." Wo hat sich der deutsche Patriotismus je selbstbewußter geäußert? Aber allerdings ein bornirter Patriot, ein Deutschthümler war er nicht, denn er „liebte die Familie mehr als sich, das Vaterland mehr als die Familie, die Welt mehr als das Vaterland." Er hatte für dasselbe gelebt, er starb an ihm: das deutsche Elend brach ihm das Herz. Aber bevor er sich zum Sterben hinlegte, schrieb er noch seinen Menzel der Franzosenfresser, seine schönste Schrift. In diesem Absagebrief an die Bourgeoisie, wo die 1848 factisch erfolgte Loslösung der deutschen Demokratie vom Liberalismus publicistisch antecipirt ist, nahm Börne Abschied von seinem Publicum mit den Worten: „Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund erhalten will, muß sich in Essig baden, um alle verbuhlten Lavendelseelen und bleisüßen Herzen von sich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Männer genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken und diese verstehen mich und lächeln mir zu." (Börne's ges. Schriften, 8 Thle., 2. Aufl., 1840. Börne's Leben v. K. Gutzkow, 1840.)

Man hat sich einmal gewöhnt, in der Literaturgeschichte neben Börne Heinrich Heine (geb. am 13. Dezember 1799 in Düsseldorf) zu stellen, und thut dies wirklich nicht ohne Grund. Zu der kritischen Verurtheilung des Bestehenden durch Börne gehört die witzige Vernichtung desselben durch Heine. Beide ergänzen sich ebenso sehr als sie sich abstoßen. Sie verhalten sich mutatis mutandis wie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, Klopstock und Wieland, Schiller und Göthe, wie der Idealismus und Realismus, der Spiritualismus und Sensualismus sich zu einander verhalten. Sie unterstützen sich wechselseitig und sind doch durch eine ungeheure moralische Kluft von einander getrennt. Börne ist der gesinnungsvolle Ernst, Heine der geniale Spaß; jener zürnt über seine Zeit und seine Zeitgenossen, dieser verhöhnt sie und lacht sie aus. Börne ist wesentlich Politiker, Politiker in jeder Fiber, Heine wesentlich Poet, Poet auch in der Politik. Börne glaubt an das Ideal des freien Staats, Heine's Skepticismus glaubt an Nichts, wenn nicht an den Witz. Börne ist groß durch seinen Charakter, Heine gerade umgekehrt durch seine Charakterlosigkeit: wie sich auch das Chamäleon dreht und wendet, immer spielt es in den prächtigsten Farben. Wie Börne aus Jean Paul hervorgegangen, so Heine aus der Romantik,

aber er wuchs in der französirten Rheinprovinz auf, er wurde „großgezogen unter den Wirbeln französischer Trommeln“ und ihm sprang ein Funke voltaire'schen Esprit ins Blut, der seine Seele für die Größe der französischen Revolution und ihrer kosmopolitischen Mission entzündete, soweit entzündete, als der Witz überhaupt Feuer fangen kann. Als Lyriker zeigte sich Heine bei seinem ersten Auftreten (Gedichte 1822) von des Knaben Wunderhorn inspirirt und seine Lyrik konnte diese romantische Erinnerung überhaupt nie ganz loswerden. Es existiren Gedichte von ihm, wie z. B. viele Lieder in seinen „Jungen Leiden“, sein Nordseebild Frieden, die Wallfahrt nach Kevlaar und andere seiner Romanzen, in welchen das romantische Gefühl seine zartesten und duftigsten Blüthen getrieben hat. Aber eine nationalliterarische Macht wurde Heine erst durch seine Reisebilder (1826 fg., 4 Bde.), welchen sich das Buch der Lieder (1827) anschloß. In diesen beiden Werken tritt der fertige, ganze Heine vor uns. Die heine'sche Poesie des Witzes ergreift die souveraine Pritsche und schlägt sie dem deutschen Michel lachend um die Ohren. Heine hat die Bedeutung des Witzes für die Gegenwart, d. h. für die Zeit seines eigenen Auftretens, ganz gut angegeben. Er sagt: „Es gibt trockene Leute in der Welt, die den Witz gern proscribiren möchten, und man kann täglich hören, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der Erdenbeherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft und ihre Rosse zertreten eure Saaten; eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechts von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien und vor dem Uebermuth des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts als der Tod und die Satire.“ Diese Satire nun, dieser Angriffswitz, tritt bei Heine mit unerhörter Kühnheit auf. Wie sie das eigene Selbst, das eigene Denken

und Fühlen verhöhnt, wie sie jeden zartesten oder begeistertsten Herzenslaut durch Anhängung eines schneidenden Lachtrillers wieder aufhebt, so vernichtet sie überhaupt das Ideelle, Erhabene, Rührende, Ueberschwängliche durch den Zusammenstoß mit dem Realen, Komischen, Gemeinen und Cynischen. Die Liebe, die weibliche Schönheit, die sentimentale „Jugendeselei", die Freiheit, der Patriotismus, der Enthusiasmus, die Sittlichkeit, die Idee, die Philosophie, die Politik, die Unsterblichkeit, die Religion, Alles wird in dieser Werkstätte des zerstörenden Witzes zerschnitten, zerfressen, zu Staub zerrieben und lachend in die Luft gestreut. Der Witz kennt nichts Heiligstes, er achtet, glaubt und hofft Nichts. Er hat auch keine Leidenschaft. „Apfeltörtchen, sagt Heine, waren früher meine Passion; jetzt sind es Liebe, Freiheit, Wahrheit und — Krebssuppe." Aber man würde sehr irren, wollte man glauben, daß das Zerstörungsfeuerwerk des heine'schen Witzes eben nur die Bedeutung eines Feuerwerkes hätte. Es wohnt diesem Zerstörungsjubel, unter dessen Fanfaren sich die Romantik, ihr eigenes Räthsel lösend, in den Abgrund der Vernichtung stürzt, eine mächtige befreiende Kraft inne. Heine ist Satiriker, der größte, welchen die Welt seit Aristophanes, Cervantes und Rabelais gesehen, die Mission seines Humors ist erfüllt, nachdem derselbe die Nichtigkeit der alten und offiziellen Gesellschaft und ihrer Ideale aufgezeigt; aber die Einsicht in diese Nichtigkeit muß nothwendig die Sehnsucht nach einer neuen, vom Supranaturalismus und was daranhängt erlösten Gesellschaft wecken. Das ist das befreiende Moment in Heine's Poesie und um deßwillen durfte er sagen: „Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für höhere Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."

Die Originalität der Reisebilder und des Buchs der Lieder hatten Heine inmitten der Flachheit der Restaurationsliteratur eine sehr hervorragende Stellung verschafft. Die 30ger Jahre gefährdeten aber dieselbe sehr. Die Julirevolution hatte ihn gleich Börne nach Paris geführt, allein er nahm den Umschlag der Bewegung leichter als dieser. Der Witz half ihm belachen, worüber Börne verzweifelte. Er unternahm es, die Franzosen in ihren Journalen über die Entwicklung der deutschen Wissenschaft und Literatur zu belehren, schrieb seine französischen Zustände (1833), deren politische Achselträgerei ihre fatale Erklärung in dem Umstande findet, daß Heine auf der

Pensionärliste der guizot'schen geheimen Fonds stand, und erließ sein Manifest gegen die romantische Schule (1836), wo die Kritik, wie in seinem gegen die schwäbischen Dichter gerichteten Schwabenspiegel (1839), allzusehr zur persönlichen Invective herabsinkt. Noch unerquicklicher und geradezu verwerflich ist sein Buch über Börne (1840), in welchem das chamäleontische Farbenspiel des Styls die feige Tendenz, das Grab eines großen Todten zu entweihen, nur dürftig maskirt. Einige Jahre zuvor hatte Heine seine zerstreuten Aufsätze unter dem Titel der Salon (1834 fg. 4 Bde.) zu sammeln begonnen. Das Beste darin sind die Florentinischen Nächte und der Rabbi von Bacharach, zwei Novellenfragmente, die leider solche geblieben. Die 40ger Jahre brachten drei bedeutende Productionen von Heine: das humoristisch-polemische Epos Atta Troll (1843), welches der Dichter als „letztes freies Waldlied der Romantik" bezeichnet, durch dessen „altes Thema moderne Variationen gaukeln", dann die neuen Gedichte (1844) und zugleich das Wintermärchen Deutschland. Namentlich im letzteren nimmt die heine'sche Satire, die schon im Atta Troll und in den politischen Gedichten der neuen Sammlung wieder zu prächtiger Aeußerung gekommen, noch einmal alle Genialität ihres Witzes zusammen. Diese meisterhafte Satire ist ein farbensprühender Holzstoß, dessen schwelgende Flammen das „alte offizielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland", verzehren. In Heine's letzter Gedichtsammlung, Romanzero (1851), erreicht die Satire solche Energie und Pracht nicht mehr und fliegt der Witz oft mit halbgelähmter Schwinge. In dem Schlußwort zum Romanzero hat der kranke Dichter aus seiner pariser „Matratzengruft" heraus seine Bekehrung zum Glauben an einen persönlichen Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit zu erkennen gegeben. Das sieht aber bei Licht betrachtet einem heine'schen Witz auf's Haar gleich. In dem letzten Gedicht des Romanzero disputiren ein Rabbi und ein Mönch über die Vorzüge ihrer Religionen. Die Königin Blanka gibt die Entscheidung: „Welcher Recht hat, weiß ich nicht; doch es will mich schier bedünken, daß der Rabbi und der Mönch, daß sie alle beide stinken." Das ist der beste Commentar zu dem heine'schen Bekehrungswitz.

25.

Die Wiederaufnahme der humanistischen Freiheitstendenz durch Platen, die hegel'sche Philosophie, die eindrucksvolle Kritik Börne's, in welcher der politische Liberalismus seine Spitze gefunden, endlich die satirische Auflösung der Romantik durch Heine gaben zu Anfang der 30 ger Jahre den Anstoß zu einer neuen literarischen Bewegung, welche durch die Julirevolution und ihre Folgen, durch die Rebellion Belgiens, die Insurrection Polens, durch die Radicalreformen in der Schweiz, durch die revolutionären Versuche in Italien und da und dort in Deutschland selbst in rascheres Rollen gebracht wurde. Sie manifestirte sich zunächst in der höheren Belletristik und belletristischen Kritik durch die Thätigkeit einer Gruppe von Schriftstellern, welche man ziemlich willkürlich unter dem Collectivbegriff des jungen Deutschlands zusammenzufassen pflegt. Zu der jungdeutschen Schule, wenn dieses Wort überhaupt statthaft ist, zählte man insbesondere L. Wienbarg (geb. 1803), Heinrich Laube (geb. 1806), Gustav Kühne (geb. 1806), Theodor Mundt (geb. 1807) und Karl Gutzkow (geb. 1811), fünf Autoren, die bald nach verschiedenen Richtungen hin auseinandertraten und zum Theil mit einander in bitterpersönliche Fehden geriethen. Als literarische Producte der jungdeutschen Manier können gelten Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, Laube's Reisenovellen und sein Roman das junge Europa (die Poeten, die Krieger, die Bürger), Kühne's Novelle die Quarantaine im Irrenhaus, Mundt's Novelle Madonna, Gutzkow's Roman Wally, seine Briefe eines Narren an eine Närrin und seine Tragödie Nero. Man darf jedoch nicht glauben, daß diese Literatur durch ein gemeinsames, consequent verfolgtes Prinzip zusammengehalten worden sei. Sie hatte zwar gemeinsame Elemente und es waren diese faust'sche Skeptik und Zerrissenheit, byron'scher Weltschmerz, börne'sches Unbehagen an den politischen Zuständen, rousseau'scher Naturenthusiasmus und damit verbunden die sozialreformistische Tendenz der george=sand'schen Genialität, woraus sich dann die Verneinung unserer staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ergab und die Forderung sozialer Umgestaltungen, der Emanzipation der Frauen und der Einsetzung der Sinnlichkeit in ihre Rechte. Aber diese Elemente wußten keine prinzipielle

Einheit zu gewinnen, obgleich sich namentlich der männlich charakterfeste Wienbarg Mühe gab, in seinen ästhetischen Feldzügen (1834) eine solche zu finden. Es ist dies ein geistvolles, frisches Buch, läuft aber doch auf das negative Resultat hinaus, daß es den Deutschen „an einem gemeinsamen Mittel der Bildung fehle, weil ihnen das gemeinsame Leben mangle." Die jungdeutsche Opposition wäre zweifelsohne als eine prinziplose noch bälder verschollen, als sie wirklich that, hätte ihr nicht die Verfolgung durch den Bundestag laut Beschluß desselben vom Jahr 1835 die Theilnahme der Nation noch für einige Zeit gesichert. Dieser polizeilichen Verfolgung jungdeutscher Schriften und Autoren lag die Denunciation zu Grunde, welche Wolfgang Menzel (geb. 1798) in seinem Literaturblatt gegen sie gerichtet hatte. Menzel war durch energische Bekämpfung der Seichtigkeit und Prätension der Restaurationsliteratur zu einer gewissen kritischen Autorität gelangt und wendete nun dieselbe gegen die junge Schriftstellergeneration. Ein Gegner Göthe's und Verehrer Tieck's, ging Menzel durchweg von den Gesichtspunkten der patriotischen Romantik aus. Den Wendepunkt, welchen die literarische Bewegung zu Anfang der 30ger Jahre von der Idee der nationalen Freiheit zu der der sozialen nahm, verstand er nicht und mochte er nicht beachten. Er blieb Romantiker, nachdem die Romantik in dem vorschreitenden Zeitbewußtsein längst überwunden und abgethan war. Daraus entsprangen alle seine Verirrungen, deren größte die war, daß er die engherzigste christlich-germanische Moral zum obersten Maaßstab der Kunst machen wollte.

Die Jungdeutschen räumten der durch Menzel gegen sie erregten Entrüstung des bornirten Philisterthums und den Maaßnahmen der Polizei ziemlich schnell das Feld und zogen sich, von ihrem oppositionellen Standpunkte mehr oder weniger abfallend, auf die unverfänglicheren Gebiete der Pückler'schen Weltfahrerei, der historischen und literarischen Portraitirkunst und der literarhistorischen Kritik zurück. Manche von ihren Leistungen in diesen Fächern hat das Publikum mit Dank entgegengenommen: so Laube's französische Lustschlösser und moderne Charakteristiken, Mundt's Geschichte der modernen Literatur, Kühne's männliche und weibliche Charaktere, Portraits und Silhouetten, Gutzkow's öffentliche Charaktere, Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, die Zeitgenossen, die Briefe aus Frankreich und die Biographie Börne's. Laube, Kühne und Mundt cultivirten auch den historischen Roman, wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten.

Uebrigens sind die meisten Mitglieder des sogenannten jungen Deutschlands in kurzer Zeit uralt geworden, wie z. B. Laube's greisenhaftes Buch über das erste deutsche Parlament beweist. Gutzkow muß nachgerühmt werden, daß er sich die lebhafte Theilnahme an den Fragen der Zeit am frischesten erhielt und diese Theilnahme in beweglicher Productionskraft fortwährend beurkundete. Sein philosophisch-humoristischer Roman aus früherer Zeit, Maha Guru, sollte nicht vergessen werden, eher der mißlungene komische Roman Blasedow und seine Söhne. Seine Meisterschaft als sozialer Novellist, wie er sie im Saduccäer von Amsterdam und anderen Erzählungen an den Tag legte, bewährte sich auch höchst erfreulich in seinem großen Roman die Ritter vom Geiste (9 Bde.), welcher die Interessen, Strebungen, Contraste, Tugenden und Schwächen der Gegenwart in einem glänzenden Gemälde vorführt. Gleich Laube, der in seinen Karlsschülern einem populären Stoff dramatisch wirksame Gestalt gab, hat sich Gutzkow unseres Theaters mit Eifer angenommen und der Erfolg seiner Komödie das Urbild des Tartuffe, wie der seiner Tragödie Uriel Acosta, war ein durchaus verdienter.

Die jüngere Poetengeneration hat überhaupt mit anerkennungswerther Emsigkeit sich bemüht, unser Theater der aus der Restaurationsperiode stammenden Schmach, bloß von den Abfällen des französischen zu leben, zu entreißen. Manches von dem, was E. Baurenfeld, F. Mosenthal, G. Freitag, R. Benedix, L. Feldmann und J. v. Plötz im Conversationsstück und Charakterlustspiel, H. Marggraff, J. Kuranda, H. Köster, J. L. Klein, R. Griepenkerl und R. Gottschall im historischen Drama geleistet haben, darf als eine wirkliche Bereicherung unseres Repertoir angesehen werden. Ebenso dürfen dies die historischen und bürgerlichen Dramen von Fr. Hebbel, die bei allen Auswüchsen eine schöne Kraft und Originalität verrathen. Die Zeit scheint freilich noch ferne, wo dramatische Dichtungen, wie der Tod Danton's von dem allzu früh weggerafften Georg Büchner (1813—1837), die ihnen innewohnende Wirkung von der Bühne herab geltend machen können. Dazu gehört ein freies Nationalleben. Der Mangel desselben, der Mangel einer nationalen Bühne, die nicht von den Launen höfischen Ungeschmacks abhängig wäre, macht das Aufkommen einer wahrhaft gesunden und edlen Dramatik dermalen zur Unmöglichkeit. Ein gutes Zeichen der Zeit ist jedoch, daß das geschmacklos tolle Opernelend, welches unsere Bühne überwuchert, einen tüchtigen Widersacher gefunden hat in Richard Wagner, der als Componist die Kunstreform zu realisiren sucht, welche er als Schriftsteller fordert (das Kunst-

werk der Zukunft 1850, Oper und Drama 1852). Am nachhaltigsten haben die Anregungen, welche von der jungdeutschen Richtung ausgegangen, auf dem Gebiete der sozialen Novellistik fortgewirkt, auf welches auch mehrere ausgezeichnete Pfleger des historischen Romans einbogen, wie Spindler, Alexis-Häring, Mügge und König. Freilich ist noch kein Poet unter uns aufgetreten, welcher die sozialen Conflicte zu Bausteinen so vollendeter Kunstwerke, wie die Französin Aurora Dudevant (George Sand) sie schuf, hätte zu benützen verstanden, dennoch aber müssen wir unseren Novellisten zugestehen, daß sie uns die Physiologie der deutschen Gesellschaft allseitig darzulegen wußten. Alle Standpunkte und Parteischattirungen haben in dieser Novellistik ihre Vertreter gefunden. Während sich Emerentius Scävola (von der Heyden) in der weltschmerzlichen Zerrissenheit sinnlich-derb umherbewegte, ließ E. Boas in seinem Kriegscommissär Pipitz komische Streiflichter auf die Philisterwelt fallen und suchten Schücking nach romantischen, K. Reinhold (Köstlin), F. Hackländer und Claire von Glümer nach künstlerisch unbefangenen Gesichtspunkten adelige und bürgerliche Kreise zu schildern. Die Societät im exclusiven Sinn, die Aristokratie, hat ihre novellistischen Mysterienenthüller gefunden in dem gewandten und fruchtbaren Alexander von Sternberg und in der leidenschaftlich bewegten Vollblutaristokratin Ida von Hahn-Hahn, die in ihren alten Tagen fromm geworden ist und zur Abbüßung ihrer Sünden — wir meinen nur poetische — ein Kloster gestiftet hat. Diesen Salonsnovellisten par excellence schließen sich an Therese von Bacheracht und Ida von Düringsfeld, letztere reichbegabt und versöhnlich gestimmt. Dagegen ist Fanny Lewald, welche in ihrer Diogena die hahn-hahn'sche Manier so trefflich satirisirte, eine liebenswürdige Parteigängerin der Demokratie, deren Sache novellistisch geführt wird von L. Starklof (Armin Galoor), E. Willkomm (Weiße Sklaven) und Max Waldau (Spiller von Hauenschild), welcher letztere sich vermittelst seiner geistvollen Romane (Nach der Natur — Aus der Junkerwelt), wie durch seine Canzonen und seine melodische poetische Erzählung Cordula rasch einen bedeutenden Ruf verschafft hat. Auch Otto Müller, H. Pröhle und Professor Klencke, der zuletzt mit literarhistorischen Romanen debütirte (Lessing, Herder), können hieher gezogen werden. Isolirter steht Adelbert Stifter da, dessen Studien (6 Bde.) die poetische Landschaftsmalerei zu wundersamer Belebtheit ausgebildet haben. Man kann sich in ihrer Art nichts Reizenderes denken als diese stifter'schen Spiegelbilder der Natur. Sie athmen Feldblumenpoesie und duften von Hochwaldsfrische.



Anastasius Grün

geb. den 11. April 1806 zu Laibach.

26.

Es ist von Interesse, zu beobachten, wie die geistige Bewegung, aus welcher die Literatur der Gegenwart erwuchs, unter allen Himmelsstrichen Deutschlands Führer und Verkündiger sich erweckte. Süddeutschland gab uns Platen und Börne, vom Rhein her kam Heine, im deutschen Norden schlug die hegel'sche Philosophie Wurzel, mit ihrer Dialektik die jungdeutsche Kritik fördernd, und nun ergriff der oppositionelle Geist auch Oestreich, welches sich seit dem Tode Joseph's II. chinesisch gegen die Einflüsse des wissenschaftlichen und nationalliterarischen Entwicklungsprozesses vermauert hatte. Der Geist spottet solcher chinesischen Mauern, er fliegt darüber hinweg wie die Lerche, verhöhnt tirilirend die unten aufpassenden Zöllner und Sünder und bringt die verbotene Gedankenfracht glücklich an Ort und Stelle. Das zeigte sich recht augenscheinlich, als mitten in dem metternichtigen Oestreich ein Dichter auftrat, Anastasius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach), ein Dichter, welcher seine von den zeitbewegenden Ideen angefachte Begeisterung lerchenhaft frisch nach Deutschland heraus erschallen ließ. Grün gewann die Aufmerksamkeit und Liebe weiterer Kreise zuerst durch seinen Romanzenkranz der letzte Ritter (1830), dessen Held Kaiser Max I. ist. Die Romantik dient in dieser Dichtung zum epischen Hintergrund einer Freiheitslyrik, welche einen Kranz glühender Rosen um die Alpenfirnen der Schweiz windet. Noch entschiedener trat die freie Gesinnung, wie die poetische Eigenthümlichkeit des Dichters, in den Spaziergängen eines Wiener Poeten zu Tage (1831). Er ist erfüllt von Schmerz und Trauer über die Kirchhofruhe seines Heimatlandes, er führt uns in die prachtfunkelnden Salons der Paläste, an deren Mauern die Klagen des Volkes ungehört verhallen, er malt uns die „dicken und dünnen“ Pfaffen, denen er wünscht, daß die ersteren die letzteren auffressen möchten, „denn nicht lange mehr kann leben, wer so gift'ge Kost genoß“, — er führt uns den Naderer vor, welcher auf Gedankenwild lauert, den Censor, der es meuchelt, aber bei Alledem verklingt die Klage immer wieder in dem Jubel der freudigsten Zukunftshoffnung, die ihr Thema: „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“ in tausend Wendungen

zu variiren und mit einer Bilderpracht auszustatten weiß, wie sie in so unversieglicher Fülle nur Grün zu Gebote steht. Jeder Gedanke wird ihm zum poetischen Bild, jede Wahrnehmung zur Metapher, aus deren Hülle stets die große humane Freiheitsidee hervorblickt, oft die lächelnde Thräne des Humors im Auge. So in der Sammlung seiner lyrischen Gedichte (1837), so in den vier lyrisch-epischen Dichtungen, welche, unter dem Titel Schutt zusammengestellt (1835), über den zusammenstürzenden Gestaltungen der Vergangenheit den Bau der Zukunft prophetisch sich wölben sehen. Wandelt der Dichter durch die Gassen der Todtenstadt Pompeji, so tritt ihm das vom fröhlichsten Lebenstrieb durchpulste Aufstreben Amerika's vor das geistige Auge, betritt er Kerker- und Klosterruinen, so sieht er, wie die vorschreitende Zeit die Blumengewinde ihrer Gesittung darüber hingebreitet hat, und in dem Schlußgedicht vom Schutt gestaltet sich ihm die Legende von der alljährlichen Erscheinung Christi zur Osterzeit auf dem Oelberg zu der Vision von einer Zeit, wo Schwert und Kreuz unbekannte und namenlose Dinge sein werden. In den zwei neueren größeren Dichtungen von Grün, die Nibelungen im Frack (1843) und der Pfaff vom Kahlenberg (1850), labt der köstliche Humor gewiß Jeden, der in unserer Zeit nicht etwa das Lachen ganz verlernt hat. Beide Gedichte sind wahre Komödien des Lebens, die letztere, mit ernsterem Grundgedanken, aus der bunten Ritter- und Bauernwelt des Mittelalters, die erstere, deren Held der geigenwüthige Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, absolute Heiterkeit verbreitend. Die seltene Eigenschaft, Alles im tröstlichen Lichte zu sehen, ist überhaupt das eigenste Wesen von Grün's Dichten. Die Poesie ist ihm das frische Waldesgrün, in dessen Anschauen sich das Seelenauge stärkt und erquickt, die Knechtschaft der Menschheit ein vorübergehender Winter, dessen Fesseln Lenz, der „fröhliche Rebell", brechen und so tief unter Rosen verstecken wird, daß man sie nimmer finden kann, die Erde selbst ein Freudensaal, aus welchem der letzte Mensch als letzter Dichter singend und jubelnd hinausziehen wird.

Neben Grün's Poesie steht die seines Freundes Lenau wie neben der Freude die Trauer, neben der Hoffnung die Schwermuth, wie neben dem stralenden Frühlingstag die thauschwere Sommermondnacht. Grün ist die Lerche, Lenau die Nachtigall der deutschen Freiheitslyrik. In dem schönen Nachruf, welchen Grün dem Freunde gewidmet hat, sagt er, sich und ihn treffend charakterisirend: „Dein Banner war tiefschwarze Seide, ich schwang



Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau)

geb. den 13. August 1802 zu Csadad in Ungarn,
gest. den 22. August 1850 zu Döbling bei Wien.

ein rosenroth Panier." Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) wurde am 13. August 1802 zu Csadad im Banat geboren. Die wühlende Skepsis, welche den Grundzug seiner geistigen Existenz ausmacht, ließ ihm schon in jungen Jahren nicht Ruhe noch Rast. Er suchte im Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Medizin nacheinander Befriedigung, ohne sie finden zu können. Seine Strophe: „Du begleitest mich durch's Leben, sinnende Melancholie; mag mein Stern sich stralend heben, mag er sinken, weichest nie" — drückt die perennirende Stimmung seines Daseins ganz wahr aus. Selbst die Urwälder Amerika's, wohin er 1832 gereist, vermochten das grüblerische Sehnen seines Gemüths nicht zu stillen; er sah auch dort, wie überall, nur einen „großen ew'gen Schmerz" auf dem Antlitz der Natur liegen und kehrte unbefriedigt nach der alten Welt zurück. Es wäre jedoch unstatthaft, zu glauben, der lenau'sche Weltschmerz verliere sich in weinerliche Sentimentalität. Der Dichter ringt kräftig mit ihm und es ist gewiß kein siegwartisch thränenseliger Wunsch, wenn er ausruft: „Könnt' ich leben also innig, feurig, rasch und ungebunden, wie das Leben jenes Blitzes, der dort im Gebirg verschwunden!" Lenau fand bei seiner Rückkehr aus Amerika seinen Dichterruf durch ganz Deutschland verbreitet, denn Schwab hatte während seiner Abwesenheit die erste Sammlung seiner Gedichte herausgegeben (1832, neue Sammlung 1838, Gedichte, 2 Thle. in einem Bd. 8. Aufl. 1846). Auf seiner Lyrik beruht Lenau's Dichtergröße und das Hauptmerkmal dieser Lyrik ist eine wunderbar tiefe und innige Natursymbolik. Kein deutscher, ja kein Poet überhaupt hat es wie Lenau vermocht, die Natur zu beleben und zu beseelen; seine Naturmalerei ist Durchdringung der Natur mit Gefühl und Geist, so daß sie aus seinen Frühlings- und Herbstliedern, aus seinen Haide-, Schilf- und Waldliedern mit tausend geheimnißvollen Stimmen zu uns spricht. Er weiß auch, z. B. in seinen schönen Romanzenkränzen Clara Hebert und Johannes Ziska, das Menschenleben mit dem Leben der Natur in so originelle Beziehung zu setzen, daß jenes in ganz eigenthümlicher Beleuchtung erscheint. Lenau's Sehnsucht nach Befreiung, Gewißheit und Befriedigung richtet sich vorwiegend auf das religiös-philosophische Gebiet. Die alte und ewige Hiob-Faust-Manfred-Frage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen ist das Thema, welches in den größeren Schöpfungen des Dichters zu lösen versucht wird, in dem episch-dramatischen Faust (1836), in den lyrisch-epischen Gedichten Savonarola (1837) und die Albigenser (1842), endlich in dem fragmentarisch

hinterlassenen Don Juan (1851). Zu einer befriedigenden Lösung des Räthsels kommt es freilich nirgends, denn mit der Rückkehr aus der Philosophie zum Christenthum, wie sie in dem, übrigens künstlerisch vollendeten, Savonarola angedeutet wird, ist Nichts gewonnen. Das zeigt uns Lenau selbst sehr deutlich, indem er in den Albigensern wieder tiefer als je in die religiöse Skepsis zurückgefallen erscheint. Das Resultat, welches sich aus dieser Dichtung ergibt, ist die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines rastlosen Entwicklungskampfes der Menschheit; denn „Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln kann das Elend ihr von dannen fächeln, wär's ein Lächeln auch wie das vordem auf dem Kreuze zu Jerusalem. Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen, muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen, bis die Herzen der Despoten bluten und zerfallend ihre Burgen rauchen." Lenau lebte, was er dichtete. Die Saiten seiner Seele spannten sich in dem schmerzlichen Ringen mit qualvollen Zweifeln immer fieberischer und sprangen dann plötzlich mit dem gellenden Aufschrei: „Ich will in die Freiheit!" entzwei. Mit diesem Ausruf verfiel er 1844 dem Wahnsinn. Vorahnend hatte er einst gesungen: „Ich sehne mich nach einer stillen Nacht." Sie hielt ihn nicht so lange umfangen wie seinen Geistes- und Schicksalsgenossen Hölderlin: er starb am 22. August 1850 zu Döbling bei Wien. Mit so aufrichtiger Hingabe, wie kaum irgend ein Anderer, hat er die Schmerzen unserer Zeit in der Brust getragen und seine innigste Klage war, daß er die Zukunft nicht mehr schauen sollte. „Tiefer, sang er in den Albigensern, tiefer schmerzt als das Geroll Zeit und Tod zu meinen Füßen, daß ich nicht erleben soll, wie sich Welt und Freiheit grüßen. Doch, setzte er hinzu, doch der Geist, der bald den Riß enden wird durch diese Hülle, lebt in Andern einst gewiß seine Freiheit, Macht und Fülle!"

Wie die Lyrik Grün's und Lenau's von dem Herzschlag der Gegenwart bewegt ist, so ist es auch die eines dritten Oestreichers, Karl Beck's (geb. 1817), der gleich Lenau aus Ungarn stammt. Beck hat die überschwängliche Bilderschwelgerei seiner Erstlinge (Nächte, der fahrende Poet) in der umgearbeiteten Gesammtausgabe seiner Gedichte (1845) auf ein verständiges Maaß zurückzuführen gesucht, ohne daß es ihm im Ganzen gelungen wäre. Seine Poesie ist wie ungarischer Wein, feurig, süß, berauschend, aber wie ungarischer Wein in der Gährung: der Stoff klärt sich darin nur selten zum ideellen Gehalt ab. In seiner poetischen Erzählung Janko der Roßhirt überwuchern die lyrischen Arabesken das mit kühnen Phantasiezügen entworfene Gemälde

aus dem ungarischen Volksleben und von seiner Tragödie Saul hat man mit Recht gesagt, es seien lauter lyrische Dichter, welche das Drama aufführen. Beck's Lieder vom armen Mann (1846) documentiren das Eingehen der sozialen Fragen in unsere Lyrik, die freilich hier noch nebelhaft und verblasen genug auftritt. Gedichte jedoch, wie die alte Jungfer, Anne Marie, Knecht und Magd, bezeugen unwiderlegbar, daß ein wirklicher Poet sie geschrieben. Fast zugleich mit Beck war Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold) aufgetreten (Gedichte 1838), in seinem markigen Realismus der directe Gegensatz zu der träumerischen Verschwommenheit von jenem. Freiligrath war eine wahrhaft heilsame Erscheinung: er brachte neue Stoffe und Formen, er trat die Monotonie der conventionell gewordenen heine'schen Liebeslyrik und die weltschmerzliche Koketterie der Zerrissenheitspoeten mit dem dröhnenden Schritt seiner Verse zu Boden. Ein poetischer Weltumsegler ging er auf Entdeckungen aus und stellte heimgekehrt vor dem staunenden Publicum jene Bilder auf, welche, plastisch gezeichnet und mit der intensivsten Farbenglut gemalt, die Schrecken und die Erhabenheit des Ozeans, der Vulkane Islands, der afrikanischen Wüsten, der Savannen Amerika's, des Urwalds der Tropen mit magischer Gewalt mitten in die deutsche Binnenpoesie hereinversetzten und uns den jagenden Löwen, den Kampf des Tigers mit der Boa, die Fata Morgana der Sahara, die vom Samum vernichtete Karavane, das Pionierleben am Fuß der Felsengebirge, das in ferner Meeresöde mit dem Sturm auf Leben und Tod kämpfende Schiff vor die Augen zauberten. Freiligrath, dem wir später noch einmal begegnen werden, hat sich einmal scherzend den Van Aken der deutschen Poesie genannt: er ist vielmehr der Columbus, welcher ihrem Kosmopolitismus neue Regionen der Anschauung aufthat. Seine Originalität weiß auch abgelebten Formen einen ganz neuen Lebensfunken einzuhauchen. Man sehe nur seinen Alexandrinervers an. Das ist freilich „der Renner nicht, den Boileau gezäumt und mit Franzosenwitz geschulet“, das ist das leibhaftige „Wüstenroß aus Alexandria“, welches über „die leidige Cäsur“ hinwegsetzt, als wäre sie „ein Felsenriß des Sinai“, dem Fels des Kiesels Blitze und des Echo's Donner entlockend. Uebrigens hat sich in Freiligrath der nationale Gehalt keineswegs in fremden Stoffen und Formen spielerisch verflüchtigt. Unsere ganze Literatur hat, um ein Beispiel vom Gegentheil anzuführen, nur wenige Dichtungen aufzuweisen, in welchen sich das deutsche Gemüth und der deutsche Charakter ein so herrliches Denkmal gesetzt, wie in Freiligrath's Liedercyclus der ausgewanderte Dichter.

Die geographische und ethnographische Poesie, welche zu suchen Freiligrath's Phantasie den Wanderstab ergriff, brachte uns Charles Sealsfield als Gastgeschenk von unseren germanischen Verwandten jenseits des atlantischen Ozeans. Ein geborener Nordamerikaner, hat Sealsfield seine Werke deutsch geschrieben (der Legitime und die Republikaner (1833), der Virey, Morton oder die große Tour, Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften, das Cajütenbuch, Süden und Norden). Wahrscheinlich bewog ihn hiezu die richtige Voraussetzung, daß der offene Sinn der Deutschen die Bedeutung dieser Bücher am besten zu würdigen wissen würde. So geschah es auch und wir zählen Sealsfield mit Freude zu den Unsrigen. Seine Schreibart ist die novellistische, allein der Roman ist ihm überall nur Beiwerk. Die Hauptabsicht geht auf Schilderung eines Landes und einer Gesellschaft, welche ihm ein ebenso unerschöpfliches als meisterhaft bewältigtes Material darbieten. Wenn, wie wahrscheinlich, der Schwerpunkt der Zukunft in Amerika zu suchen ist, so hat uns Sealsfield einen außerordentlich wichtigen Dienst erwiesen. Denn er bringt uns die amerikanischen Verhältnisse mit einer Anschaulichkeit zur Kenntniß, die alle derartigen Versuche weit überflügelt. In seinen Schriften lebt Amerika mit seinen ungeheuren Waldwildnissen und seinen wimmelnden Handelsstädten, mit der erhabenen Einsamkeit seiner Prairien und mit der Pracht seiner Tropengegenden, mit seinen endlosen Strömen und Alligatorsümpfen, mit seiner Millionen Schosse treibenden jungen Cultur, mit seiner Hinterwäldlergesundheit und der überfirnißten Gemeinheit seiner Geldaristokratie, mit seinen hundert religiösen Sekten und seiner ruhelos vorwärts strebenden Demokratie, mit seinem germanischen Racekampf gegen das spanische und creolische Element, mit seinen Indianern und Negern, mit seinem Ausbreitungsdrang und seiner Abenteuerlust, mit all seinem Denken und Handeln, Wollen und Können. Wahrlich, ein ungeheures Bild, und wie ist es gemalt! Mit welcher greifbaren Bestimmtheit weiß Sealsfield darin die Unterschiede der Nationalitäten zu veranschaulichen! Und mit derselben Meisterschaft, womit er die nationale Charakteristik handhabt, zeichnet er auch seine individuellen Charaktere. Erinnern wir uns nur an seinen Tokeah, den letzten Sachem der Oconees, an den Piraten Lafitte, an den Squire Copeland, an den Conde San Jago, an den Squatterregulator Nathan, an die Indianerin Canondah. Shakspeare sogar hätte keine realeren Gestalten zu schaffen vermocht als diese

sind. Die vornehme Kritik wirft Sealsfield vor, er sei zu tendenziös. Ja freilich. Aber die Tendenz liegt in der Sache selbst und Sealsfield kann Nichts dafür, wenn der Contrast der republikanischen Jugendfrische Amerika's mit der altersschwächlichen Legitimität Europa's auf die Nerven gewisser Leute unangenehm wirkt.

27.

Die philosophischen Taschenspieler und Eiertanzkünstler, welchen das hegel'sche System nach dem Tode des Meisters zunächst in die Hände gefallen, hatten es glücklich zuwegegebracht, daß diese Philosophie aus dem Leben wegescamotirt und in den blauen Dunst der Theologie entrückt wurde. Bald galt es für ausgemacht, daß Hegel eigentlich bloß für den Theologismus und für das Mandarinenthum des abstracten Beamtenstaats gelebt und gedacht hätte. Sein System wurde als die Vollendung des Protestantismus und Bureaukratismus, welche sich beide so vortrefflich und brüderlich darauf verstehen, dem Menschen die himmlische Existenz zu versprechen, um ihm die irdische und staatliche zu verkümmern — von den preußischen Kathedern gelehrt und eine heuchlerische Friedensmiene breitete sich über die deutsche Wissenschaft aus. Der faule Friede währte aber nicht lange, denn der deutsche Kriticismus hatte keine Ruhe, und wie er sich in Lenau's Poesie skeptisch abmühte, so sehen wir ihn jetzt zuvörderst seine ganze Energie gegen den Kirchenglauben wenden und dann der Bekämpfung des religiösen Absolutismus auch die des politischen anreihen. Durch diesen wissenschaftlichen Kampf, in welchem Strauß, Bauer, Feuerbach, Daumer und die Kritiker der Hallischen Jahrbücher voranstehen, wurde das hegel'sche System seiner Abstraction vom Menschen entrissen, wurde die deutsche Philosophie überhaupt erst praktisch wirksam gemacht, auch in stylistischer Hinsicht, denn die jüngeren Philosophen, die Junghegelianer, erwarben sich auch das Verdienst, daß sie die abstruse Terminologie unserer Philosophie einmal in die menschliche Sprache übersetzten.

David Friedrich Strauß (geb. 1808 zu Ludwigsburg) gab 1835 sein Leben Jesu heraus, welches bekanntlich in der theologischen Welt einen wahren Sturm des Aufsehens erregte. Die altkirchliche Exegese hatte es ohne Weiteres für Thatsache genommen, daß in der Geschichte Jesu, wie die

Evangelisten sie geben, Geschichte sei, wenn auch übernatürliche mit natürlicher gemischt. Die rationalistische Exegese dagegen hatte die natürliche Geschichte von der übernatürlichen ausgeschieden, mit Verwerfung der letzteren. Strauß nun untersuchte, ob die Evangelien überhaupt auf geschichtlichem Grund und Boden stünden, und gelangte zu dem verneinenden Resultat, es sei an den Berichten der Evangelisten gar nichts Historisches, die evangelische Geschichte sei ein Conglommerat von Mythen, eine Mythe aber nichts Anderes als die geschichtliche Gewandung der zu einer bestimmten Zeit herrschenden Begriffe vermittelst der Poesie. In dieser Weise habe man die Geschichte Jesu aus dem jüdischen Messiasbegriff, wie derselbe die ersten anderthalb Jahrhunderte nach Christus in den christlichen Gemeinden verbreitet gewesen sei, herausconstruirt, indem man alle alttestamentlichen Vorstellungen von dem Messias auf Jesus von Nazareth übertrug, der nichts Anderes gewesen als eben der Rabbi Jesus, welcher gleich vielen Andern von Johannes getauft ward, in der festen Ueberzeugung von seiner messianischen Sendung seine Lehre verkündigte, dadurch den Haß der orthodoxen Judenpriesterschaft erregte und von dieser an's Kreuz gebracht wurde. Strauß blieb aber, wenn auch philosophischer Theolog, immerhin noch Theolog. Denn beim Schlusse seiner kritischen Untersuchungen angelangt, versuchte er den historisch vernichteten Christus vermittelst des hegel'schen Begriffs vom Gottmenschen philosophisch wieder zu rehabilitiren, indem er sagte: „Mit Beiseitestellung der Begriffe von Unsündlichkeit und schlechthiniger Vollkommenheit als unvollziehbarer, fassen wir Christus als Denjenigen, in dessen Selbstbewußtsein die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zuerst mit einer Energie aufgetreten ist, welche in dem ganzen Umfange seines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen dieser Einheit bis zum verschwindenden Minimum zurückdrängte; der insofern einzig und unerreicht in der Weltgeschichte steht; ohne daß jedoch das von ihm zuerst errungene und ausgesprochene religiöse Bewußtsein der Läuterung und Weiterbildung durch die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes sich entziehen dürfte." Diese Ansicht führte dann Strauß weiter aus in seinem zweiten großen Werke (die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft 1840). Auch hier faßte er das Christenthum als ein nothwendiges Moment in der Geschichte der Menschheit, als ein Vorschreiten über die jüdische und heidnische Weltanschauung hinaus, als eine berechtigte Entwicklungsphase, die aber in der Zukunft der Offenbarung des sich selbst bewußten

Menschengeistes weichen müsse. Das Endergebniß der strauß'schen Kritik ist die Einsicht in die Unvereinbarkeit von Christenthum und Philosophie, denn jenes hat die Phantasie und das Gemüth, diese die Vernunft und die Wahrheit zu ihrem Inhalt. Damit war die Vertheologisirung der hegel'schen Philosophie beseitigt und die aus der „toll gewordenen Speculation" wieder zum gesunden Menschenverstand zurückgeführte directe menschliche Vernunft erwies sogleich ihre siegreiche Macht, indem die Bekämpfung der strauß'schen Kritik vom orthodoxen, pietistischen, romantischen und ultramontanen Standpunkt aus ganz kläglich scheiterte.

Die wissenschaftliche Bewegung, in welcher die Abwendung von der reactionären Strömung und die Wiederhinwendung zum humanistischen Fortschritt enthalten war, stand nicht stille. Auf Strauß folgte Bruno Bauer mit seiner Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johannes (1841—42). Er legt seinen Untersuchungen die Forderung zu Grunde, daß der Protestantismus, wenn er die Forschung in der Schrift überhaupt als eine freie anerkenne, jedes Resultat dieser Forschung freigeben müsse. Bauer's Kritik geht über die von Strauß hinaus. Denn wenn dieser die Evangelien als Producte des „mythenbildenden Geistes der Gemeinde" betrachtete, so stellt und erledigt Bauer die Frage, durch wen und wie dieser mythenbildende Geist denn eigentlich zum Vorschein gekommen sei. Er zeigt, daß Marcus, bei welchem die Empfängniß und Geburt Jesu noch als eine natürliche erscheint, der Urevangelist sei, welchen die andern abgeschrieben und in theologischen Absichten verändert hätten. Diese Absichten werden dann des Näheren erörtert und aus der Erörterung ergibt sich das Resultat, das Christenthum sei eine Schöpfung der theologischen Phantasie und Tendenz, ein Product der Theologie, die Religion, wie sie sich in den Evangelien darstelle, sei diejenige Zerspaltung des Selbstbewußtseins, in welcher die eigene Bestimmtheit desselben ihm als eine von ihm verschiedene Macht entgegentrete, diejenige Zerspaltung, welche Saft und Kraft, Blut und Leben der Menschheit, Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat vampyrartig aufsauge. Das war erklärter Hochverrath an der Religion und Kirche und die letztere zauderte auch nicht, die Staatsgewalt zur Einschreitung gegen den Hochverräther zu veranlassen. Bauer wurde von seinem Lehrstuhl an der Universität Bonn entfernt. Von seinen späteren Büchern verdient besondere Erwähnung die Bibliothek der religiösen und politischen deutschen Aufklärer im 18. Jahrhundert, welche er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Edgar Bauer herausgegeben hat.

Den unermeßlich wichtigen Schritt von der philosophirenden Theologie zur Anthropologie, aus der Metaphysik zur Realität des Lebens machte die deutsche Wissenschaft durch Ludwig Feuerbach (geb. am 28. Juli 1804), den vierten der fünf Söhne des berühmten Criminalisten, die sich alle in verschiedenen Fächern wissenschaftlich hervorthaten. In Ludwig Feuerbach erfüllte sich das Dichterwort: „Der sich lange selbst vergessen, ist am Ziel der Unglücksbahn, und der Mensch, der sie durchmessen, kommt beim Menschen endlich an." Der Mensch auf dem Grund und Boden der Natur ist das Prinzip, woraus Feuerbach Alles herleitet und worauf er Alles zurückführt, und dieses humane Prinzip setzt er an die Stelle der abstracten philosophischen und religiösen Prinzipien. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit seinen Gedanken über Tod und Unsterblichkeit (1830), lieferte dann historisch-kritische Arbeiten über Bacon, Spinoza, Leibnitz, Bayle, und erhob sich in seinem berühmten Buch das Wesen des Christenthums (1841) zur productiven und positiven Wirksamkeit. Ueber seine Stellung zu Strauß und Bauer spricht sich Feuerbach in der Vorrede seines Werkes dahin aus, daß Strauß das Leben Jesu und die christliche Glaubenslehre, also die dogmatische Theologie, Bauer die evangelische Geschichte, also die biblische Theologie, zum Gegenstand habe, er aber die Religion, wie sie unmittelbares Wesen des Menschen ist. Im ersten Theil seiner Schrift zeigt Feuerbach das wahre, d. h. das anthropologische Wesen der Religion auf, im zweiten das unwahre, d. h. das theologische. Die vollständige Auflösung der ganzen übermenschlichen Welt in die wirkliche ist das Resultat seiner Beweisführung. „Die Religion, sagt er, ist der Traum des menschlichen Geistes. Sie ist das Verhalten des Menschen zu seinem eigenen Wesen — darin liegt ihre Wahrheit und sittliche Heilkraft — aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem andern, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen — darin liegt ihre Unwahrheit, ihr Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit, darin die unheilschwangere Quelle des religiösen Fanatismus, darin das oberste Prinzip der blutigen Menschenopfer, kurz der Urgrund aller Greuel, aller schaudererregenden Szenen in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte." Nimmt diese Entzweiung des Menschen mit sich selbst reflectirte Gestalt an, d. h. wird sie zur Theologie, so produzirt sie unendliche Lügen, Illusionen, Blendwerke und Widersprüche. Das Christenthum markirt nach Feuerbach keinen Fortschritt gegenüber vom Heidenthum; beide bilden nur die zwei Seiten der religiösen Verirrung, indem im Heiden-



Ludwig Feuerbach

geb. den 28. Juli 1804 zu Landshut.

thum das Individuum der Gattung, im Christenthum umgekehrt die Gattung dem Individuum geopfert wurde. Im Heidenthum gestaltet die Religion die Wünsche einer ausschweifenden Phantasie, im Christenthum die krankhaften Bedürfnisse des Herzens zu hohlen, für wirklich gehaltenen Phantomen, an welche der Mensch seine besten Gesinnungen und Kräfte, welche dem Leben, dem Menschen zugewandt werden sollten, vergeudet. Das Geheimniß der Theologie, sagt Feuerbach in der Schlußanwendung seiner Deductionen, ist die Anthropologie, des göttlichen Wesens das menschliche. „Aber die Religion hat nicht das Bewußtsein von der Menschlichkeit ihres Inhalts; sie setzt sich vielmehr dem Menschlichen entgegen oder wenigstens sie gesteht nicht ein, daß ihr Inhalt ein menschlicher ist. Der nothwendige Wendepunkt der Geschichte ist daher dieses offene Bekenntniß und Eingeständniß, daß das Bewußtsein Gottes nichts Anderes ist als das Bewußtsein der Gattung, daß der Mensch sich nur über die Schranken seiner Persönlichkeit erheben kann und soll, aber nicht über die Gesetze, die Wesensbestimmungen seiner Gattung, daß der Mensch kein anderes Wesen als absolutes, als göttliches Wesen denken, ahnen, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren kann als das menschliche Wesen. Die Religion ist das erste Selbstbewußtsein des Menschen. Heilig sind die Religionen, eben weil sie die Ueberlieferungen des ersten Bewußtseins sind. Aber was der Religion das Erste ist, Gott, das ist der Wahrheit nach das Zweite, denn er ist nur das sich gegenständliche Wesen des Menschen, und was ihr das Zweite ist, der Mensch, das muß daher als das Erste gesetzt und ausgesprochen werden. Die Liebe zum Menschen darf keine abgeleitete sein, sie muß zur ursprünglichen werden. Dann allein wird die Liebe eine wahre, heilige, zuverlässige Macht. Ist das Wesen des Menschen das höchste Wesen des Menschen, so muß auch praktisch das höchste und erste Gesetz die Liebe des Menschen zum Menschen sein. Homo homini Deus est (der Mensch ist dem Menschen Gott) — dies ist der oberste praktische Grundsatz, dies der Wendepunkt der Weltgeschichte." (Feuerbach's sämmtl. Werke, 1846—51, 8 Bde.)

Feuerbach hat mit einer Unerschrockenheit und Consequenz, in welcher sich der philosophische Genius Deutschlands mit ganzer Kühnheit offenbarte, das verschleierte Bild von Sais entschleiert und das Räthsel der religiösen Sphinx gelöst: der absolute Geist ist der Menschengeist. In Anlehnung daran schrieb Georg Friedrich Daumer seine zwei historisch-kritischen Bücher, der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer und die Geheimnisse des

christlichen Alterthums (1847). Das antichristliche Bewußtsein wird aber hierin vielfach zum Exzeß und die daumer'sche Beweisführung erinnert, weil sie zu viel beweisen will, namentlich in der zweiten Schrift oft an jenen Mann, der eine Brille mit rothen Gläsern aufgesetzt hatte und nun behauptete, die ganze Welt sei roth. Freilich ist es Daumern gar nicht um's Scherzen zu thun, im Gegentheil es ist ihm mit seiner Ansicht vom Christenthum blutiger Ernst. Dieses ist nach ihm die Religion des Geistes, welche das natürliche und reale Sein der Dinge, also auch das Menschliche, absolut negirt und unter den Benennungen Welt, Sünde, Fleisch, Teufel fanatisch bekämpft. Diese schreckliche Negation und Abstraction, die sich aus der objectiven und natürlichen Welt in die hohle, nur von Schemen und Spukgestalten erfüllte Tiefe der Innerlichkeit zurückgezogen hat, wurzelt in dem molochistischen Menschenopfercult, welcher die urväterliche Religion der Hebräer war und sich erst bei vorgeschrittener Gesittung aus dem phönizischen Molochismus zum Jehovahdienst abschwächte. Es blieb aber im Judenthum immer eine Partei zurück, welche von der Humanisirung des Molochismus Nichts wissen wollte und die blutigen Mysterien desselben im Geheimen fortwährend beging. Diese Partei trat zur Zeit des Auftretens Christi aus ihrem Dunkel wieder hervor und setzte den alten Greuel unter dem Namen des Christenthums, welches ist der Jesuitismus des Judenthums, auf's Neue in die Welt. Der molochistische Mysticismus stellte sich dem Humanismus der griechischen Religion feindlich entgegen. „Die Zeit und Welt, sagt Daumer, welche auf diesen holden Götterdienst, auf diese edle affirmative Entwicklung des menschlichen Lebens folgte, war die der Einsiedler, Säulenheiligen, Mönche und Pfaffen, der die Natur hassenden, die menschliche Gesellschaft fliehenden, sich selbst mißhandelnden, alle Welt entzweienden, Mord und Tod predigenden Asceten und Fanatiker, die Zeit der Bußen und Peinigungen des Fleisches, der Glaubensinquisitionen, Schaffote, Scheiterhaufen, Judenschlachten, Hexenprozesse, Bartholomäusnächte, eine Zeit und Welt, deren Unglück, Finsterniß und Greulichkeit beispiel- und namenlos ist." Dies wird auch der für richtig erkennen, den die Beweise, welche Daumer für seine Behauptung, daß die molochistische Kinderschlächterei bis tief ins Mittelalter hinein von der christlichen Kirche im Meßopfer (bei der Verwandlung von Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi) kannibalisch fortgesetzt worden sei — beizubringen weiß, nicht zu überzeugen vermögen.

Nachdem durch die vollendete Kritik der Religion das humanistische Prinzip, welches unsere Aufklärung und Classik des 18. Jahrhunderts beseelt hatte, wieder zu vollster wissenschaftlicher Geltung gelangt war, mußte sich der kritische Geist ganz folgerichtig gegen die in Literatur und Wissenschaft, Kirche und Staat noch factisch bestehenden Gestaltungen der prinzipiell abgethanen Weltanschauung kehren. Er that dies vornehmlich in den Hallischen, nachmals Deutschen Jahrbüchern, welche Theodor Echtermeyer (1806—44) und Arnold Ruge (geb. 1802) im Jahre 1838 gegründet hatten. Dieses Journal, an welchem Strauß, Bauer, Feuerbach, der berühmte, unsere Kunstphilosophie auf ihrem jetzigen Standpunkte zu einem harmonisch schönen Bau abschließende Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer (Aesthetik 1846—52, 3 Thle.), Stahr, Nauwerck und Andere mitarbeiteten, wurde ein Centralorgan für die deutschen Humanisten — Hegelingen nannte sie Leo in einer fanatischen Denunciationsschrift. Der Hauptkämpe auf Seiten der Jahrbücher aber war Ruge, dessen geistvolle publizistische Arbeiten jetzt in seinen gesammelten Schriften (1846—47, 7 Bde.) vorliegen. Die Jahrbücher richteten ihre kritischen Waffen gegen die Romantik in jeder Form, sei es, daß sie als Pietismus, als Ultramontanismus, als verzopftes Preußenthum, als hengstenberg'sche Orthodoxie, als tholuck'sche Mystik, als göschel'scher Mißbrauch des hegel'schen Systems, als neuschelling'sche Offenbarungscharlatanerie, als görres'sche Inquisitionsliebhaberei u. dgl. m. erschien. Ueberall trafen sie die Reaction, und als ihre Opposition, wie sie mußte, immer deutlicher die politische Richtung einschlug, da fand das wüthende Geschrei der Obskuranten und Reactionäre aller Sorten gegen das Journal Erhörung. Die Jahrbücher wurden 1843 unterdrückt, denn sie waren eine Macht geworden, die man zu fürchten hatte. Wenige Monate darauf widerfuhr das auch der Rheinischen Zeitung, welche den Humanismus ins Praktische, d. h. in den Socialismus, übersetzt hatte. Die Wirkung der Jahrbücher auf die gebildete deutsche Welt war aber eine tiefeindringende gewesen. Sie hatten die wissenschaftliche Befreiung des deutschen Geistes von der Romantik vollbracht, eine Befreiung, ohne welche das alsbaldige Erscheinen von politischen Schriften, wie J. Jacoby's vier Fragen, H. Simon's Annehmen oder Ablehnen?, L. Walesrode's unterthänige Reden, H. Heinzen's preußische Bureaukratie, nicht wohl denkbar gewesen wäre. In Wigand's Vierteljahrsschrift, in den Jahrbüchern der Gegenwart und in censurflüchtigen Büchern fand dann die wissenschaftliche Opposition Raum zu weiterer Aeußerung.

28.

Die deutsche Wissenschaft war aus der Abstraction, aus dem Reiche der Einbildung in die Realität zurückgekehrt, sie hatte die Beschäftigung mit dem Jenseits aufgegeben, um ihre Kraft und ihre Liebe dem Diesseits zuzuwenden und mit ihrer ganzen Energie die Nation aus theologischer Verbohrtheit und politischer Versumpfung aufzurütteln, eine ungeheure Arbeit! Denn jetzt erst, als die Philosophie des gesunden Menschenverstandes — von welchem die schulphilosophischen Jongleurs das mystische Ding „speculative Vernunft" wohlweislich getrennt wissen wollen, denn wie könnten sie sonst ihre sophistischen Gaukeleien aufführen? — ja, jetzt erst, als die Philosophie des gesunden Menschenverstandes eine romantische Illusion nach der andern vor unsern Augen in ihr Nichts auflöste und vernichtete, kamen wir zum Bewußtsein, wie tief wir Alle noch in der Romantik gesteckt hatten und welche Anstrengung es kostete, uns völlig von ihr zu befreien. Wer diese Erfahrung gemacht hat — und es hat sie Jeder gemacht, der auf der Höhe der Zeit steht und seinen Standpunkt nicht heuchlerisch verleugnet — der wird wohl begreifen, wie unendlich langsam die Befreiung in die Massen dringen und auch dort sich vollziehen kann.

Die Nationalliteratur folgte dem Zuge der Wissenschaft. Auch sie wurde real, praktisch, politisch, direct oppositionell. Klar veranschaulicht den nationalliterarischen Uebergang der wissenschaftlichen Doctrin zur politischen Poesie Friedrich von Sallet (1812—43), der in seinem Laienevangelium (1842) den populären Stoff der evangelischen Geschichte zu einem Streitgedicht gestaltete, welches mahnend, warnend und drohend alle Kreise des Lebens, insbesondere des deutschen Lebens durchschreitet und namentlich in der deutschen Frauenwelt, welche die warme Herzenssprache der Dichtung darüber wegsehen ließ, daß man neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen soll, großen Anklang gefunden hat. Die Sammlung von Sallet's lyrischen Gedichten (1843) läßt uns den Entwicklungsgang eines reichen Geistes und eines hochsinnigen Gemüthes durch Naturleben und junge Liebe, durch Zerrissenheit und Pantheismus hindurch zum klarsten Fühlen, Denken und Wollen in anziehendster Weise mitmachen. Dieses Fühlen, Denken und



Friedrich von Sallet

geb. den 20. April 1812 zu Neiße,
gest. den 21. Febr. 1843 in Reichau.

Wollen hat Sallet zuletzt in seinem epigrammatischen Zuruf an die hegel'schen Commentatoren von Göthe's Faust hübsch und bündig ausgedrückt: „Zeit ist's, daß ihr fasset freier Faust's, Helenen's Hochzeitsfeier. Flieht die Zellen der Scholastik, wandelt auf des Lebens Bahnen! Wenn der Tiefsinn der Germanen ragt in griechisch schöner Plastik, ist erfüllt des Weltgeists Mahnen. Faustens und Helenen's Sohn sei die That, Euphorion!" Der philosophischen Umhüllung entkleidet, frisch, unmittelbar, kühn, trat die Poesie in die politische Oppositionsstellung über in Georg Herwegh's (geb. 1816 in Stuttgart) Gedichten eines Lebendigen (1. Bd. 1841, 2. Bd. 1843), welchen sich Heinrich August Hoffmann (geb. 1798 zu Fallersleben) mit seinen „unpolitischen" Liedern (1841, 2 Thle.), Franz Dingelstedt mit seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters (1842) und Robert Eduard Prutz mit seinen neuen Gedichten (1843) anschlossen. Es ist ganz irrig, wenn man glaubt, Herwegh's politische Lyrik sei durch den 1840 zwischen Deutschland und Frankreich drohenden Conflict geweckt worden. Die meisten Gedichte eines Lebendigen waren schon vorher gedichtet, aber allerdings mochte die Veröffentlichung derselben durch die Aufregung, welche jener Conflict und die Illusionen, die sich an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. knüpften, verursacht hatten, mitbedingt worden sein. Sie trafen die Zeitstimmung ins Herz und ihr republikanisches Feuer riß Alles unwiderstehlich mit sich fort. Hier war, was die Anhänger der alten und ewig jungen guten Sache drückte und quälte, was sie haßten und liebten, glaubten und hofften, mit hochpathetischem Schwung in blankschönen, energischen Formen ausgesprochen. Daher die unerhört schnelle Popularität, welche der Lebendige gewann. Hinterher kamen dann die Recensenten, mäckelten an dem und jenem und behaupteten, Herwegh sei schon mit seinem zweiten Bande tief unter den ersten herabgesunken, was ganz unbegründet. Denn wenn sich der Dichter in der zweiten Sammlung mehr der satirischen als der pathetischen Stimmung hingab, so zeigt dies gerade, daß er wirklicher Poet einer Zeit war, für welche nach rasch wieder eingetretener Ebbe der öffentlichen Meinung die Satire, die freilich Keiner so meisterhaft wie Heine zu handhaben vermochte, als der passendste poetische Ausdruck anerkannt werden mußte. Auch Dingelstedt schlug in seinen Nachtwächterliedern diese Saite an, kam aber aus der weltschmerzlichen Sentimentalität nicht recht heraus. Hoffmann von Fallersleben, welcher früher die Volksliederweise trefflich reproduzirt hatte, drängte die politische Lyrik zum humoristisch-sati-

rischen Epigramm zusammen, das bei scheinbarer Harmlosigkeit seine Stacheln nur um so tiefer einbohrte. Ein Namensvetter von ihm, Heinrich Hoffmann aus Frankfurt, hatte in seiner Komödie die Mondzügler (1843) dem aristophanisch-polemischen Lustspiel Platen's zu weiterer Entwicklung verholfen und auch Prutz übertrug die Tendenzen der politischen Opposition in diese Form, so zwar, daß nur grämliche Leute seiner Komödie die politische Wochenstube (1845) die Zuerkennung der Tüchtigkeit weigern können. Später wandte sich Prutz, dessen wir als Literarhistoriker schon früher gedacht, mit Erfolg zur socialen Novellistik (das Engelchen, Felix). Epische Gestalt nahm die politische Satire an in dem neuen Reineke Fuchs (1846) von Adolf Glaßbrenner. Die politische Lyrik, in welche sich immer deutlicher socialistische Tendenzen verflochten, wurde fortgeführt von Th. Opitz, Th. Althaus, E. Mautner, R. Gottschall, dem wir schon unter den jüngeren Dramatikern begegnet, H. Püttmann, G. Weerth, T. Ullrich, Gottfried Keller, dessen Gedichte (1846) endlich der Schweiz einen unmittelbaren, der Schönheit und Größe ihrer Natur würdigen Poeten gaben, Hermann Rollett, dessen frische Lieder (1848) wirklich frisch und voll lyrischen Duftes sind, und von vielen Anderen. So von den beiden Deutsch-Böhmen Moritz Hartmann, der in seinen Gedichtsammlungen (Kelch und Schwert 1845, neuere Gedichte 1847) den oppositionellen Geist mit realen Anschauungen glücklich zu vermitteln verstand und in seiner Reimchronik des Pfaffen Mauritius (1849) die Unglücksgeschichte der Märzbewegung von 1848 mit zwischen Elegie und Satire wechselnden Tönen begleitete — und Alfred Meißner, welcher in seinen Gedichten (1845) die socialen Contraste wahrhaft poetisch wirksam aufzeigte und in seiner schönen epischen Dichtung Ziska (1846) einen alten Freiheitshelden der lebhaften Theilnahme der Gegenwart nahebrachte. Auch Freiligrath war mit seinem politisch-lyrischen Glaubensbekenntniß (1844) förmlich in die Reihen der Opposition übergegangen und sein Racheruf der Todten an die Lebendigen (1849) hebt sich mit energischer Kraft über die trostlose Apathie der Gegenwart hinweg. Wie Freiligrath's Poesie, entwickelte sich die von Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Obercassel bei Bonn), den wir schon unter den Kunsthistorikern trafen, zur entschiedensten Parteinahme für die revolutionären Bestrebungen der deutschen Demokratie. In der ersten Auflage seiner Gedichte (1843), welche auch die höchst anmuthige rheinische Geschichte Otto der Schütz enthält, ist Kinkel noch Romantiker, in der zweiten dagegen (1850) tritt er als fertiger Republikaner vor uns, der das in be-

geisterten Liedern preist, wofür er auf dem Schlachtfeld gefochten und im Kerker geduldet. Die Erzählungen, welche er gemeinschaftlich mit seiner Frau Johanna (1851) herausgab, sind insbesondere werthvoll durch die zwei meisterhaften Dorfgeschichten (Margret, die Heimatlosen), welche sie bringen, und so mag er uns als Uebergangspunkt zur Dorfnovellistik dienen.

Diese ist die andere Seite der demokratischen Gestaltung unserer Nationalliteratur in der Gegenwart, während die politische Lyrik die erste bildet. Die soziale Novellistik, wie sie vom jungen Deutschland in Anregung gebracht worden, war allmälig sehr abgestanden. Das Geschnatter der novellistischen Gänse und Gänseriche, die „gemästet mit Tendenzen", begann die Lesewelt endlich recht sehr zu langweilen, als Berthold Auerbach (geb. 1812 zu Nordstetten im Schwarzwalde) mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten (1843—53, 3 Bde.) wieder einen frischen Zug in die literarische Bewegung brachte. Das Genre als solches war nicht neu, denn die Idyllik des deutschen Bauernlebens war schon von Jung-Stilling (in seiner Jugendgeschichte), von Brentano (Geschichte vom braven Kaspar), von M. Martell (der lahme Hans), Adelheid Reinbold (Irrwisch-Fritze) und Immermann (im Münchhausen) zu novellistischen Darstellungen benützt worden. Allein Auerbach schuf dem Dorfroman einen ganz neuen Boden, indem er in ungesuchtester und bedeutsamster Weise das Leben des Volks, des Landvolks, mit dem der übrigen Stände in Beziehung zu setzen wußte und, uns mitten in die süddeutsche Bauerschaft hineinführend, die Stellung derselben in der politischen und socialen Entwicklung unserer Zeit als wirklicher Poet zur Anschauung brachte. Dies, wie auch die instinktmäßig sichere Findung und Hebung der im Volke ruhenden poetischen Schätze, ist keinem seiner Nachfolger und Nebenbuhler so gut gelungen wie ihm, wiewohl wir gerne anerkennen, daß uns A. Weill aus dem Elsaß, W. O. von Horn (Oertel) aus den Rhein- und Maingegenden, J. F. Lentner aus Tyrol, Joseph Rank aus dem Böhmerwald, G. Schirges und E. Hoefer, dessen Geschichten aus dem Volk (1852) wir besonders betonen möchten, aus Norddeutschland, Andere anderswoher Gemälde aus dem Volksleben gebracht haben, welche beweisen, welche Fülle von Gesundheit noch in unserem Volke lebt. Ein Meister in der Bauerncharakteristik ist Jeremias Gotthelf (Bizius), der seine berner Dorfbilder mit niederländisch treuem und minutiösem Pinsel gemalt, aber zu viel pfäffische Ochsengalle und reactionären Bleizucker unter die Farben gemischt hat. Die große Gunst, welche sich die Dorfgeschichtschreibung zu er-

ringen wußte, ist uns ein Beweis, daß die demokratische Strömung unserer Zeit selbst in Kreisen, die ihr widerstreben, unwiderstehlich sich Bahn bricht.

Ja, sie bricht sich Bahn. Der Salonsbeifall, welchen seit dem unseligen Ausgang der Bewegung von 1848 eine anachronistische Romantik gefunden, wird keinen Vernünftigen vom Gegentheil überzeugen. Gönnen wir den romantischen Fledermäusen ihr Bischen Schwirren in der reactionären Dämmerung, bevor ein neuer Tag kommt. Zur Romantik mit ihrer patriotischen Färbung in der Befreiungskriegsperiode hatte zuerst wieder Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck) zurückgegriffen (Gedichte 1840) und sich dann mit einem gegen Herwegh gerichteten Lied und mit seinen Zeitstimmen (1841) gegen die demokratische Lyrik in directe Opposition gesetzt, die sich auch in seinen Juniusliedern (1847) fortspann, obgleich er ihre Aeußerungen nur als „die menschliche Berechtigung der Poesie“ gegenüber der Tendenzdichtung angesehen wissen möchte. Wir sind übrigens weit entfernt, das harte Urtheil zu billigen, welches Geibel nur „gedankenlose Süßholzraspelei“ zugestehen will, und halten sogar dafür, daß es mit seiner aristokrätelnden Verachtung der „Menge“, des „Pöbels“ oder welche Ausdrücke für Volk ihm sonst belieben, nicht so ernst gemeint sei. Er besitzt drei Noten, altdeutsche Treue, altdeutsche Gottesfurcht, altdeutsche Minne, die er mit großer Geschicklichkeit abwechselnd zu greifen und in höchst musikalisch-melodischen Tönen zu variiren versteht. Den Platz, an welchen er eigentlich gehört, den Platz neben Schenkendorf nämlich, füllt er ganz ehrenhaft aus. Aber wahr ist, daß sich an den Ruhm, welchen sich Geibel an den Theetischen der aristokratischen Societät erworben, ein Schweif von romantisch-gedankenlosen Süßholzrasplern angeleimt hat. Diese Revenants fouqué'scher Narrethei setzten Dinger in die Welt, wie z. B. die Amaranth des Herrn Oscar von Redwitz eines ist. Wahrlich, die deutschen Frauen, für welche doch Göthe und Schiller auch gedichtet, sollten erröthen über eine Unverschämtheit, welche es wagt, ihnen so ein mit dem Kleister der Frömmelei überzogenes Ding von Dreck und Zucker — denn das ist die Amaranth so gut wie Clauren's Mimili's und Liseli's — mit der zudringlichsten Prätention darzubieten. Rudolf Rodt hat in seinen Gedichten in allerlei Humoren (1852), wo überhaupt die literarischen Narrheiten der letzten Zeit gut persiflirt werden, eine ergötzliche Kritik dieser redwitzisch-romantischen Schneiderpoesie geliefert. Angesichts solcher Jämmerlichkeit verdient die Schlachtenmalerei, welche H.

Scherenberg in seinen preußischen Bataillenstücken (Waterloo, Leuthen) entfaltete, verdient auch die sporenklirrende, von echtem Troubadoursgeist getragene Romantik des in trotzigster Jugendkraft (1847) weggerafften Grafen Moritz von Strachwitz (Gesammtausg. s. Gedichte 1850) alles Lob. Da ist doch Kraft und Saft, männliche Intention und plastisches Gestaltungsvermögen darin. Im Uebrigen hat sich unsere Dichtung erst wieder zu fassen, zu sammeln und genau in der Zeit zu orientiren, bevor wieder, mit Göthe zu sprechen, wahrhaft „Menschengeschick bestimmende" Leistungen von ihr zu erwarten sind. Das entschiedene, zu Fleisch und Blut gewordene Bewußtsein, daß „das Menschliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche, ist die Quelle einer neuen Poesie und Kunst, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird." Wir acceptiren diese Prophezeiung des Philosophen und glauben in den köstlichen hafisischen Liedern von G. Fr. Daumer (Hafis, 1846), welchen sich die Lieder des Mirza-Schaffy (1852) von Fr. Bodenstedt anschließen, Vorboten der Erfüllung solcher Verheißung begrüßen zu dürfen.

Der Universalismus deutscher Poesie und Wissenschaft hat seine Ausstralungen in die civilisirte Welt begonnen. Wie unsere Literatur mit wunderbarer Aneignungskraft alle weltliterarischen Elemente in sich aufgenommen, so wirkt sie nun ihrerseits mit kosmopolitischer Macht auf die Völker. Mögen es diese auch hochmüthig leugnen, wer den Erscheinungen des europäischen Geisteslebens auf den Grund zu sehen vermag, wird dennoch erkennen, daß die Entwicklung des deutschen jenes wesentlich mitbestimmt hat und daß sein geräuschloses, aber rastloses Wirken überall von Tag zu Tag bedeutender und erkennbarer hervortritt. Des Dankes können wir uns begeben, aber wir sind uns selbst die Anerkennung schuldig, daß unser Höchstes und Theuerstes, unsere Literatur, ihren Eroberungsgang durch die Welt siegreich angetreten hat und fortsetzt. Sie ist das Band, welches unsere Stammgenossen in der Schweiz und in den Niederlanden noch immer beim Reiche, beim Reiche des deutschen Geistes, festhält, sie hat in Dänemark Baggesen's, Oehlenschläger's, Hauch's und Andersen's Muse geweckt und genährt, wie in Schweden die Dichtung von Geijer, Tegnér, Atterbom und Stagnelius. Ohne das, was unsere Literatur im 18. und 19. Jahrhundert geworden, hätte Frankreich

wohl nie einen Chateaubriand, Lamartine, Hugo und George Sand gesehen, Italien nie einen Leopardi, Manzoni und Niccolini, England nie einen Scott, Byron und Bulwer, Polen nie einen Mickiewicz, Garczynski und Krasinski, Rußland nie einen Lomonossoff, Kryloff, Puschkin, Lermontoff und Marlinsky, so wenig als Böhmen einen Schafarik und Palacky. Betrachtet euch die spanische und neugriechische Literatur, ihr werdet in Arriaza's und Martinez de la Rosa's, in Korais', Sutsos' und Rhangawis' Werken die Spuren der deutschen Classik und Romantik vorfinden. Schifft nach Amerika hinüber und ihr trefft diese Spuren in Bryant's, Longfellow's und Dana's Dichtungen. Unsere wissenschaftliche Forschung übt allwärtshin den tiefsten Einfluß. Wo immer ein bedeutendes Geschichtswerk erscheint, bezeugt es die Anwendung des deutschen Kriticismus, wo irgend ein kühner Gedanke emanzipationslustig gegen die mittelalterliche Tradition sich aufrichtet, weist er auf die deutsche Philosophie als auf seine Mutter zurück. Wahrlich, wir haben Ursache, dem deutschen Publicum zuzurufen: Halte dein Palladium fest! Wirkt es so nach außen, warum sollte es nicht auch nach innen wirken?

Unsere Literatur hat einen reichen, vielbewegten Entwicklungsgang hinter sich. Ihre Geschichte ist die des deutschen Geistes. Sie erhob sich durch die karolingisch-christliche Cultur aus dem Naturalismus teutonischer Barbarei, gelangte in der hohenstaufischen Zeit zur höchsten Blüthe der Romantik, eroberte im 16. Jahrhundert die religiöse Freiheit, gewann sich in unserer Classik des 18. Jahrhunderts den Preis freier und humaner Kunst und Wissenschaft und strebt, nach Beseitigung der neuromantischen Episode, im 19. Jahrhundert dem Ziele des freien Staats, des Freistaats, mit Macht zu. Der Geist, den diese literarische Geschichte geboren und herangezogen, ist nicht wieder zu bannen oder einzuschläfern. Für jeden Rückschlag, den unser Vorschreiten erleidet, hat er einen Gegenstoß in Bereitschaft. Als in den 40ger Jahren eine Reaction, welche selig entschlafene Streitfragen des Nonsens, wie die über die gemischten Ehen, wieder galvanisch belebte, ihrer Sache so sicher war, daß sie sogar Heiligenrockfetischmus aufführen zu dürfen glaubte, kamen der Deutschkatholicismus und die freien Gemeinden von Uhlich und Wislicenus, deren Wirkungen keineswegs „spurlos verschollen sind.“ Die Jahre 1848—49 sodann haben uns bei allem Unglück dennoch eine unentreißbare Errungenschaft hinterlassen, die Vernichtung der Illusion des Liberalismus. Die nächste Gegenwart freilich blickt trostlos trübe. Die öffentliche Meinung ist unglaublich corrumpirt oder — confiscirt. Es ist wahr,

erschreckend wahr, wenn Feuerbach sagt: „Schein ist das Wesen der Zeit, Schein unsere Politik, Schein unsere Sittlichkeit, Schein unsere Religion, Schein unsere Wissenschaft. Wer jetzt die Wahrheit spricht, der ist impertinent, ungesittet, wer ungesittet, unsittlich. Wahrheit ist unserer Zeit Unsittlichkeit. Sittlich ist die taktlose Halbheit, aber unsittlich die ihrer selbst gewisse und sichere Ganzheit; sittlich der lüderliche Widerspruch, aber unsittlich die Strenge der Consequenz; sittlich die Mittelmäßigkeit, weil sie mit Nichts fertig wird, nirgends auf den Grund kommt, aber unsittlich das Genie, weil es aufräumt, weil es seinen Gegenstand erschöpft — kurz sittlich ist nur die Lüge, weil sie das Uebel der Wahrheit oder, was jetzt eins ist, die Wahrheit des Uebels umgeht, verheimlicht. Rathlosigkeit im Kopfe, Thatlosigkeit im Herzen, Wahrheits- und Gesinnungslosigkeit, kurz Charakterlosigkeit ist daher jetzt die nothwendige Eigenschaft eines echten, recommandabeln, koschern Gelehrten" — und Deutschen überhaupt, setzen wir hinzu. Es ließe sich eine Menge der schmerzlichsten Betrachtungen daran knüpfen, aber wir unterdrücken sie. Schreien doch die Thatsachen von allen Dächern, Thatsachen wie die, daß ein Consistorialrath es wagen darf, in einem Regierungsjournal, in offiziellen Artikeln den Menschenhandel, welchen deutsche Fürsten im vorigen Jahrhundert trieben, als die rechtmäßigste Sache von der Welt zu vertheidigen. Doch trotz Alledem lassen wir uns nicht bange machen. Wir betrachten die Weltgeschichte nicht unter dem byron'schen Bilde der in ewigem Einerlei steigenden und zurückweichenden Flut und Ebbe des Meeres. Uns ist sie ein endloser Strom, der seine Wogen in zahllosen Krümmungen dahinwälzt, in Krümmungen, die oft so stark und lang nach rückwärts biegen, daß der Strom selber zurückzurollen scheint. Die Gegenwart ist eine solche Krümmung. Aber der Strom der Zeit wird seine Wendung wieder nach vorwärts nehmen, weil er sie nach vorwärts nehmen muß. Nein, wir gehören nicht zu den Verzweifelnden. In der für ihn trostlosesten Situation des siebenjährigen Krieges sagte Friedrich der Große: „Mag ich untergehen, es wird der Freiheit Deutschlands und Europa's nie an Vertheidigern fehlen." Laßt uns hoffen, laßt uns unseren Glauben und unsere Liebe unseren Kindern als Saat der Zukunft fest in die jungen Herzen pflanzen, damit sie, und wenn nicht sie, ihre Kinder und Kindeskinder die theoretisch vollzogene Befreiung in die Praxis des Lebens übertragen.

Druckfehler.

Seite 15, Zeile 2 v. u. lies „Feinheit" statt „Freiheit."
„ 23, „ 1 v. u. l. „Gnomik" st. „Chronik".
„ 45, „ 12 v. o. l. „Melanchthon" st. „Melanchton."
„ 60, „ 7 v. u. l. 1730 st. 1720.
„ 64, „ 6 v. u. sind die Worte „auf unsere Literatur" zu streichen.
„ 75, „ 6 v. o. l. „Mendelssohn" st. „Mendelsohn".
„ 83, „ 17 v. o. l. „gefordert" st. „gefördert."
„ 126, „ 16 v. o. l. „Fangballspiel" st. „Fangspiel."
„ 138, „ 10 v. u. l. 1808 st. 1803.
„ 161, „ 10 v. u. l. „Arentsschildt" st. „Arentschildt."
„ 164, „ 2 v. o. l. „Droysen mit seinem Leben York's und Pertz mit seinem Leben Stein's haben sich" — st. „und Droysen mit seinem Leben Stein's haben sich."

Register.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.